



**DAVID BALDACCİ**  
**DIE KAMPAGNE**  
**THRILLER**

  
**BASTEI  
LÜBBE**

# David Baldacci

## DIE KAMPAGNE

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Rainer Schumacher



Lübbe Digital

## Vollständige E-Book-Ausgabe

des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG  
erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG  
Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2008 by Columbus Rose, Ltd.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»The Whole Truth«

Originalverlag: Grand Central Publishing

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2009 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Titelillustration: © shutterstock / Danylchenko Jaroslav

Umschlaggestaltung: Rolf Hörner

Datenkonvertierung E-Book:

Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-0939-0

Sie finden uns im Internet unter

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Für Zoe und Luke

Warum Zeit damit verschwenden,  
die Wahrheit zu ergründen,  
wenn man sie ebenso gut erschaffen kann?

Die hier zitierte Person hat um Anonymität gebeten,  
da sie nicht dazu berechtigt ist,  
sich zu Fragen zum Thema Wahrheit zu äußern.

## ***Prolog***

*»Dick, ich brauche einen Krieg.«*

*»Nun, da sind Sie wie immer zum richtigen Mann gekommen,  
Mr. Creel.«*

*»Es wird kein gewöhnlicher Konflikt sein.«*

*»Ich erwarte auch nichts Gewöhnliches von Ihnen.«*

*»Aber Sie müssen es verkaufen. Sie müssen dafür sorgen, dass  
sie glauben, Dick.«*

*»Ich kann sie alles glauben machen.«*

## *Kapitel 1*

Um genau null Uhr Weltzeit, um Mitternacht Greenwich Time, erschien das Bild eines gefolterten Mannes auf der beliebtesten Website der Welt.

Die ersten sechs Worte des Mannes sollten jedem, der sie hörte, für immer im Gedächtnis bleiben.

»Ich bin tot. Ich wurde ermordet.«

Er sprach Russisch, doch auf Tastendruck wurde seine tragische Geschichte in den verschiedensten Sprachen untertitelt. Die russische Geheimpolizei hatte das Geständnis des »Landesverrats« aus dem Mann und seiner Familie herausgeprügelt. Dann aber war ihm die Flucht gelungen, und er hatte dieses krude Video aufgenommen.

Wer immer die Kamera bedient hatte, war entweder zu Tode verängstigt oder betrunken oder beides gewesen, denn das körnige Bild zitterte alle paar Sekunden.

Wenn dieses Video veröffentlicht worden sei, erklärte der Mann weiter, sei er von den Häschern der Regierung längst gefasst worden und bereits tot.

Sein Verbrechen? Das Verlangen nach Freiheit.

»Es gibt Zehntausende wie mich«, verkündete er der Welt. »Ihre Knochen bleichen in der Tundra Sibiriens oder vermoern in den tiefen Wassern des Balchaschsees in Kasachstan. Bald schon werden Sie Beweise dafür sehen. Nun, da ich tot bin, werden andere den Kampf fortführen.«

Während die Welt sich viel zu lange auf Osama bin Laden konzentriert habe, führte der Mann weiter aus, sei das »alte

Böse« zurückgekehrt, das eine um ein Vielfaches größere Zerstörungskraft besitze als sämtliche islamischen Renegaten zusammen, und es sei tödlicher denn je.

»Es ist an der Zeit, dass die Welt *die ganze Wahrheit* erfährt!«, rief er in die Kamera und brach in Tränen aus. »Mein Name ist Konstantin ... *war* Konstantin«, verbesserte er sich. »Für mich und meine Familie ist es zu spät. Wir alle sind tot ... meine Frau, meine drei Kinder ... tot. Vergesst mich nicht, und vergesst auch nicht, warum ich gestorben bin. Sorgt dafür, dass unser Tod nicht umsonst war.«

Als Bild und Stimme ausgeblendet wurden, erschien ein Atompilz auf den Monitoren. Unter diesem schrecklichen Bild standen die düsteren Sätze: *Erst das russische Volk, dann der Rest der Welt. Können wir uns erlauben zu warten?*

Die Spezialeffekte waren amateurhaft, doch das kümmerte niemanden. Konstantin und seine Familie hatten ihr Opfer gebracht, damit der Rest der Welt die Chance auf ein Überleben hatte.

Der Erste, der dieses Video zu Gesicht bekam, ein Computerprogrammierer in Houston, war wie vor den Kopf geschlagen. Per E-Mail schickte er die Datei an zwanzig Personen auf seiner Friendslist. Eine Französin war die Nächste, die das Video zu sehen bekam, nur wenige Sekunden später. Unter Tränen schickte sie es an fünfzig Freunde weiter. Nummer drei war ein Südafrikaner; er war so aufgeregt, dass er zuerst die BBC anrief und die Datei dann an achthundert seiner »engsten« Freunde im Web verschickte. Nummer vier war ein norwegisches Mädchen, das sich das Video voller Entsetzen anschaute und es dann an jeden mailte, den es kannte. Die nächsten tausend Personen, die sich das Video anschauten, lebten in neunzehn verschiedenen Staaten und leiteten es an durchschnittlich dreißig Freunde weiter, die es wiederum mit Dutzenden weiterer Freunde teilten. Was als digitaler Regen-

tropfen im Meer des Internets begonnen hatte, schwoll binnen kürzester Zeit zu einem Tsunami aus Pixeln und Bytes von der Größe eines Kontinents an.

Wie eine sich rasch verbreitende Katastrophenmeldung löste das Video weltweit einen Sturm aus, wanderte von Blog zu Blog, von Chatroom zu Chatroom, von E-Mail-Postfach zu E-Mail-Postfach, wobei die Geschichte wucherte und sich veränderte, je öfter sie neu erzählt wurde. Die Gefahr, von blutrünstigen Russen überrannt zu werden, war bald allgegenwärtig. Drei Tage nach Konstantins beängstigender Botschaft kannte die ganze Welt seinen Namen, darunter viele Menschen, die weder den Namen des amerikanischen Präsidenten noch den des Papstes wussten.

Aus den E-Mails, Blogs und Chatrooms gelangte die Geschichte zu den Zeitungen, von Revolverblättern bis hin zu namhaften Zeitungen vom Kaliber einer *New York Times*, eines *Wall Street Journal* und anderer führender Tageszeitungen in aller Welt. Fast gleichzeitig geriet die Story in den globalen Fernsehkreislauf, von der ARD in Deutschland bis hin zur BBC und den ABC News. Sogar das chinesische Staatsfernsehen verkündete den möglichen Beginn der Apokalypse. Der Ruf »Vergesst Konstantin nicht!« erklang auf sämtlichen Kontinenten. Binnen kurzer Zeit war die Geschichte fest im kollektiven Bewusstsein der Welt verankert.

Die russische Regierung jedoch bestritt sie vehement. Präsident Gorskow trat vor die versammelte Weltpresse und erklärte, die Geschichte sei nichts als eine perfide Lüge. Er werde »schlagende Beweise« vorlegen, dass eine Person wie Konstantin nie existiert habe.

Natürlich gab es auch Skeptiker, die ernste Zweifel daran hegten, wer Konstantin wirklich war und wen er und sein Video eigentlich repräsentierten. Diese Leute hätten den Toten und seine Geschichte gerne unter die Lupe genommen, doch wie



viele andere auch hatten sie im Grunde schon alles gehört, was sie hören mussten, um zu einem Schluss zu gelangen.

So sollte die Welt nie erfahren, dass Konstantin in Wahrheit ein angehender Schauspieler aus Litauen war. Seine Wunden und sein ausgezehrtes Äußeres waren das Ergebnis geschickten Make-ups und professioneller Beleuchtung. Nach dem Dreh hatte er die Kostümierung abgelegt und - ausgerechnet - im Russischen Teehaus in der Siebenundfünfzigsten Straße in New York zu Mittag gegessen. Beahlt hatte er mit ein paar Scheinen von den 50 000 Dollar, die er für den Dreh bekommen hatte. Da er ein dunkelhäutiger, gut aussehender Bursche war und überdies Spanisch sprach, war sein nächstes Ziel, eine Rolle in einer lateinamerikanischen Seifenoper zu ergattern.

Gleichzeitig würde die Welt nie wieder dieselbe sein.

## *Kapitel 2*

Nicolas Creel leerte in Ruhe sein Glas Bombay Sapphire mit Tonic und zog sein Jackett an, ehe er sich zum Helikopter fahren ließ. Als er während des kurzen Fluges über den Hudson nach Jersey aus dem Hubschrauberfenster blickte, erinnerten ihn die Wolkenkratzer daran, wie weit er es gebracht hatte. Creel war in West Texas geboren, in einem Gebiet, das so groß und so dünn besiedelt war, dass die Menschen, die diese schier endlose Weite ihre Heimat nannten, kaum einmal einen Gedanken daran verschwendeten, dass es noch andere Orte auf der Welt gab, an denen man existieren konnte.

Creel hatte genau ein Jahr seines Lebens im Lone Star State verbracht, ehe er mit seinem Vater, einem Army Sergeant, auf

die Philippinen gezogen war. Von dort war es dann in rascher Folge in sieben andere Länder gegangen, bis Creel senior schließlich in Korea stationiert wurde, wo er kurz darauf bei einer Explosion um Leben kam - ein »tragischer Unglücksfall«, wie die Army es nannte.

Nicolas besuchte das College und machte einen Abschluss als Ingenieur. Anschließend kratzte er das Geld für einen MBA-Studiengang zusammen, gab jedoch nach sechs Monaten auf und beschloss stattdessen, sich seine Sporen im Berufsleben zu verdienen.

Die einzige wertvolle Lektion, die sein Vater, der Berufssoldat, ihn gelehrt hatte, lautete: Das Pentagon kauft mehr Waffen als jeder andere auf der Welt und zahlt viel zu viel dafür. Tatsächlich verfügten die USA über das größte Sparschwein der Welt. Und es war ein verdammt gutes Geschäft, wie Creel rasch herausfand. Man konnte dem US-Militär problemlos Toiletten für 12 000 und Hämmer für 9000 Dollar verkaufen und kam dank diverser juristischer Tricks sogar damit durch.

So hatte Nicolas Creel die nächsten Jahre damit verbracht, das aufzubauen, was inzwischen der größte Rüstungskonzern der Welt geworden war: die Ares Corporation. Laut *Forbes* stand Creel mit einem Privatvermögen von mehr als 20 Milliarden Dollar auf Platz 14 der reichsten Männer der Welt; er nannte unter anderem eine Yacht mit Namen *Shiloh* sein Eigen, benannt nach jenem Ort, an dem eine der blutigsten Schlachten des Amerikanischen Bürgerkriegs getobt hatte.

Creels verstorbene Mutter war eine gebürtige Griechin gewesen, eine temperamentvolle und ehrgeizige Frau. Diese Eigenschaften - und ihr gutes Aussehen - hatte Creel von ihr geerbt. Nachdem sein Vater in Korea bei einem Unfall gestorben war, hatte Mrs. Creel einen Mann geheiratet, der ein gutes Stück höher auf der sozioökonomischen Leiter stand. Nicolas war von seinem Stiefvater in verschiedene Internate abgeschoben

worden, wo er auf sich allein gestellt war. Während die Söhne anderer wohlhabender Väter verhätschelt wurden, musste er, der Außenseiter, um jeden Cent betteln und den Spott seiner Mitschüler über sich ergehen lassen. Diese bitteren Erfahrungen hatten ihm ein dickes Fell verschafft und seinen Ehrgeiz zusätzlich angestachelt.

Dass Creel sein Unternehmen nach dem griechischen Kriegsgott benannt hatte, war ein Tribut an seine Mutter, die er über alles geliebt hatte. Obwohl auf US-amerikanischem Boden geboren, hatte Creel sich nie als Amerikaner betrachtet. Zwar hatte die Ares Corporation ihren Sitz in den Vereinigten Staaten, doch Creel war Weltbürger; er hatte schon vor Langem auf seine amerikanische Staatsbürgerschaft verzichtet. Dennoch verbrachte er so viel Zeit in den USA, wie er wollte, verfügte er doch über eine Armee von Anwälten und Wirtschaftsfachleuten, die jedes Schlupfloch im linguistischen Morast der amerikanischen Steuergesetzgebung aufstöberten.

Creel hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass er seinen Wohlstand verteilen musste, um sein Geschäft zu schützen. So wurde jeder große Rüstungsauftrag, der an Ares ging, auf möglichst viele der fünfzig US-Bundesstaaten verteilt, was in den teuren Hochglanzwerbekampagnen der Ares Corporation besonders hervorgehoben wurde.

»Eintausend Zulieferer, verteilt auf ganz Amerika, sorgen für Ihre Sicherheit«, verkündete eine volltönende, angenehme Hollywoodstimme in den Ares-Spots. Es klang patriotisch, war es aber nicht: Sollte irgendein Bürokrat sich an Kürzungen versuchen, würden 533 Kongressmitglieder sich wie ein Mann gegen den Übeltäter erheben, der versuchte, *ihren* Wählern die Jobs wegzunehmen. Die gleiche Taktik wandte Creel erfolgreich in einem Dutzend anderer Länder an.

Von Ares gebaute Kampffjets donnerten über die Stadien der World Series, des Super Bowl und der Fußballweltmeister-

schaft hinweg - eine Formation silberglänzender Himmelsjäger wie aus *Star Wars*, Stückpreis 150 Millionen Dollar. Jede dieser Maschinen besaß genügend Feuerkraft, um eine Kleinstadt auszuradieren - wahrlich beeindruckend in ihrer furchterregenden Majestät.

Ares' weltweites Marketingbudget betrug drei Milliarden Dollar jährlich. Dank dieser riesigen Summe gab es keinen größeren Staat auf Erden - sofern er über ein ausreichendes Verteidigungsbudget verfügte -, der die Botschaften der Ares Corporation nicht immer wieder hörte: *Wir sind stark. Wir stehen an eurer Seite. Wir sorgen für eure Sicherheit. Wir bewahren eure Freiheit. Wir allein stehen zwischen euch und ihnen.*

Die Bilder waren publikumswirksam: Barbecues und Paraden; wehende Flaggen und Menschen, die vorbeie rollenden Panzern und über sie hinweg donnernden Jets zuwinkten; entschlossen dreinblickende Soldaten mit geschwärzten Gesichtern, die sich ihren Weg durch feindliches Territorium bahnten.

Es gab kein Land auf Erden, das dieser Art Werbung widerstehen konnte, hatte Creel herausgefunden ... nun, die Deutschen vielleicht, aber sie waren auch die Einzigen.

So, wie die Werbung konzipiert war, erweckte sie den Eindruck, die Ares Corporation verschenke die Waffen aus patriotischer Begeisterung; dabei überschritt sie in Wahrheit ständig ihr Budget und hinkte hinter dem Terminplan zurück. Das Unternehmen überzeugte Verteidigungsministerien in aller Welt davon, teures Kriegsspielzeug zu kaufen und dafür auf den billigeren Kleinkram zu verzichten, zum Beispiel auf Körperpanzer und Nachtsichtgeräte, von denen oftmals das Leben der einfachen Soldaten abhing.

Doch die Dinge änderten sich. Wie es schien, wurden die Menschen der Kriege müde. Die Besucherzahlen der großen Messen, die Ares jährlich veranstaltete, hatten nun schon

mehrere Jahre in Folge abgenommen. Inzwischen war Ares' Marketingbudget größer als der Unternehmensgewinn. Das ließ nur eine Schlussfolgerung zu: Die Menschen kauften nicht mehr, was Creel anzubieten hatte.

So saß er nun in einem schmucken Raum in einem Gebäude, das seinem Unternehmen gehörte. Der große Mann ihm gegenüber trug Jeans und Kampfstiefel; sein Gesicht war braun gebrannt und wettergegerbt mit einem Loch in der Wange, das entweder die Mutter aller Pockennarben oder eine alte Schusswunde war. Seine Schultern waren breit, seine Hände riesig und furchteinflößend.

Creel schüttelte dem Mann nicht die Hand.

»Es hat angefangen«, sagte er.

»Ich habe den Genossen Konstantin gesehen.« Der Mann konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Sie sollten ihm einen Oscar geben.«

»Sämtliche Nachrichtenmagazine, darunter *Sixty Minutes*, bringen dieses Wochenende Reportagen darüber. Gorschkow, der Trottel, macht es uns leicht.«

»Was ist mit dem Vorfall?«

»Sie sind der Vorfall«, erwiderte Creel.

»Es hat auch vorher schon funktioniert, ohne dass wir jemanden geschickt haben.«

»Ich bin nicht an Kriegen interessiert, die nach hundert Tagen aufhören oder sich in Bandenkämpfe verwandeln. Damit können wir nicht mal unsere Portokasse füllen, Caesar.«

»Geben Sie mir den Plan, und ich werde ihn ausführen, Mr. Creel - wie immer.«

»Halten Sie sich bereit.«

»Natürlich. Es ist Ihre Show.«

»Darauf können Sie wetten.«

Auf dem Hubschrauberflug zurück zum Ares Building ließ Creel den Blick über die Beton-, Glas- und Stahltempel der Stadt schweifen. *Du bist nicht mehr in West Texas, Nick.*

Natürlich ging es hier nicht nur ums Geld. Oder darum, sein Unternehmen zu retten. Creel besaß mehr als genug finanzielle Mittel; egal, was er tat oder nicht, die Ares Corporation würde in jedem Fall überleben. Nein, hier ging es darum, die Welt wieder in ihre normalen Bahnen zu lenken, nachdem sie lange genug aus dem Ruder gelaufen war. Creel wollte nicht mehr zusehen, wie die Schwachen und Wilden den Starken und Zivilisierten ihren Willen aufzwingen. Er würde alles wieder zurechtrücken. Mancher würde vielleicht behaupten, er spiele Gott. Nun, in gewisser Weise *war* er Gott. Doch selbst ein wohlwollender Gott setzte bisweilen Gewalt und Zerstörung ein, um seinem Willen Nachdruck zu verleihen. Creel war fest entschlossen, genau das zu tun.

Zuerst würde der Schmerz kommen.

Dann die Verluste.

So war es immer. Tatsächlich war sein eigener Vater ein Opfer des Bestrebens gewesen, die Weltordnung zu bewahren. Creel wusste also aus eigener Erfahrung, was so etwas einem abverlangte. Doch am Ende würde es die Sache wert sein.

Er lehnte sich im Sitz zurück.

Konstantins Schöpfer wusste ein wenig.

Caesar wusste ein wenig.

Nicolas Creel wusste *alles*.

Götter wussten immer alles.

### *Kapitel 3*

Für was steht das ›A‹?«, fragte der Mann in fließendem Englisch mit leichtem niederländischen Akzent.

Shaw blickte den Gentleman an, der ihm an der Passkontrolle des Flughafens Schiphol gegenüberstand, gut fünfzehn Kilometer südwestlich von Amsterdam. Schiphol war einer der geschäftigsten Flughäfen der Welt, fünf Meter unter Meeresspiegel und somit ständig bedroht von Trillionen Litern Wasser. Shaw hatte diesen Flughafen stets als Höhepunkt ingenieurtechnischer Kühnheit betrachtet. Andererseits lag der größte Teil des Landes unterhalb des Meeresspiegels, sodass die Niederländer gar keine Wahl hatten, was die Frage betraf, wo sie ihre Flugzeuge abstellen sollten.

»Wie bitte?«, erwiderte Shaw, obwohl er sehr genau wusste, worauf der Mann sich bezog.

Der Beamte stieß mit dem Finger auf Shaws Passfoto.

»Unter ›Vorname‹ steht hier nur der Buchstabe ›A‹. Wofür, wenn ich fragen darf?«

Shaw schaute auf seinen Pass.

Wie es dem Volk mit der größten durchschnittlichen Körpergröße geziemte, war der Zollbeamte trotz seiner ein Meter achtundachtzig sechs Zentimeter größer als der Durch-

schnittsniederländer, aber immer noch sechs Zentimeter kleiner als Shaw mit seiner imposanten Statur.

»Das steht für gar nichts. Meine Mutter hat mir nie einen Vornamen gegeben. Also habe ich mich selbst nach dem benannt, was ich bin: *a* Shaw, *ein* Shaw. Und Shaw ist mein Nachname. Der meiner Mutter, um genau zu sein.«

»Ihr Vater hatte nichts dagegen, dass sein Sohn nicht seinen Namen angenommen hat?«

»Man braucht keinen Vater, um ein Kind zu bekommen, nur um eins zu machen.«

»Und das Krankenhaus hat Ihnen auch keinen Namen gegeben?«

»Werden alle Babys in Krankenhäusern geboren?«, gab Shaw mit einem Lächeln zurück.

»Shaw also, hm? Das ist Irisch, nicht wahr? Wie George Bernard Shaw?«

Die Niederländer waren überaus gebildete Leute; Shaw war immer schon dieser Meinung gewesen. Sie waren wissbegierig und liebten es zu debattieren. Doch bis jetzt hatte er es noch nie erlebt, dass jemand ihn nach George Bernard Shaw gefragt hatte.

»Möglich. Aber ich bin Schotte. Highlander. Oder wenigstens kamen meine Vorfahren von dort«, fügte er rasch hinzu, denn es war ein amerikanischer Pass, der dem Zollbeamten vorlag; Shaw hatte ein Dutzend davon. »Ich bin in Connecticut geboren. Waren Sie schon mal dort?«

»Nein«, antwortete der Mann, »aber ich würde gerne mal nach Amerika reisen.«



Shaw hatte diesen sehnsuchtsvollen Blick schon oft gesehen.  
»Nun ja, die Straßen dort sind zwar nicht mit Gold gepflastert und die Frauen sehen nicht alle wie Filmstars aus, aber es ist tatsächlich noch immer ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten.«

»Vielleicht, eines Tages, komme ich mal dorthin ...«, seufzte der Zollbeamte und wandte sich wieder seiner Pflicht zu.

»Sind Sie geschäftlich oder als Tourist hier?«

»Beides. Warum sollte ich so weit reisen und mich im Vorfeld für eins von beiden entscheiden?«

Der Mann lächelte. »Haben Sie etwas zu verzollen?«

»Ik heb niets aan te geven.«

»Sie sprechen Niederländisch?«, fragte der Beamte überrascht.

»Tut das nicht jeder?«

Der Mann lachte und versah Shaws Pass mit einem altmodischen Tintenstempel anstatt mit einer der Hightechsignaturen, wie sie heutzutage in vielen Ländern üblich waren. Es gab sogar Stempel, die eine digitale Signatur auf das Papier übertrugen. Shaw war Tinte immer schon lieber gewesen.

»Genießen Sie Ihren Aufenthalt«, sagte Shaws neuer niederländischer Freund, als er ihm den Pass zurückgab.

»Das habe ich vor.« Shaw ging zum Ausgang und zu dem Zug, der ihn in zwanzig Minuten zum Hauptbahnhof von Amsterdam bringen würde.

Von dort würde es dann immer aufregender werden. Aber zunächst hatte er eine Rolle zu spielen.

Er hatte nämlich Publikum.

Tatsächlich beobachteten seine Zuschauer ihn just in diesem Augenblick.

## *Kapitel 4*

Vom Bahnhof aus nahm Shaw ein Taxi zum Amstel Intercontinental Hotel mit seinen 79 exklusiven Zimmern, viele mit beneidenswerter Aussicht auf die Amstel, obwohl Shaw nicht deswegen hier war.

Die Rolle, die er während der nächsten drei Tage spielen würde, war die eines Touristen. Es gab nur wenige Städte, die besser dafür geeignet waren als Amsterdam mit seinen 750 000 Einwohnern, von denen nur die Hälfte Niederländer waren. Shaw machte eine Bootsfahrt und schoss Fotos von der Stadt, die mehr Kanäle besaß als Venedig und fast 13 000 Brücken auf einer Fläche von nur knapp 200 Quadratkilometern, von denen obendrein ein Viertel Wasserfläche war.

Shaw fühlte sich besonders von den Hausbooten angezogen; fast 3000 waren entlang der Kanäle verankert. Sie gefielen ihm vor allem, weil sie etwas fest Verwurzeltes repräsentierten; zwar trieben sie auf dem Wasser, wurden aber nie bewegt. Und häufig wurden sie von einer Generation an die nächste weitervererbt.

Wie es wohl ist, sinnierte Shaw, so innig mit einem Ort verbunden zu sein?

Später zog er sich Shorts und Laufschuhe an und joggte durch den weitläufigen Oosterpark in der Nähe des Hotels. Shaw war im wahrsten Sinne des Wortes sein Leben lang gerannt. Doch wenn alles nach Plan lief, würde es damit bald ein Ende

haben - entweder das, oder er wäre tot. Dieses Risiko jedoch ging er mit Freuden ein. In gewisser Weise war er nämlich schon tot.

Shaw nippte an einem Kaffee im Bulldog, Amsterdams berühmtester Cafekette, und beobachtete die Menschen, wie sie ihren Geschäften nachgingen. Er behielt auch die Männer im Auge, die ihn so offenkundig beobachteten. Oh, es war erbärmlich, Amateuren zuschauen zu müssen - in diesem Fall Leuten, die nicht die leiseste Ahnung vom Observieren hatten.

Am nächsten Tag aß er zu Mittag in einem seiner Lieblingsrestaurants in der Stadt, das von einem alten Italiener geführt wurde. Die Gattin saß den ganzen Tag an einem Tisch und las Zeitung, während ihr Gemahl als Kellner, Küchenchef, Kassierer und Tellerwäscher zugleich fungierte. Es gab hier nur vier Barhocker und fünf Tische, das Reich der Frau abgezogen, und potenzielle Gäste mussten erst einmal am Eingang warten, wo der Mann sie in Augenschein nahm. Wenn er nickte, bekam man etwas zu essen. Drehte er sich wortlos um, musste man sich ein anderes Restaurant suchen.

Shaw war noch nie abgewiesen worden. Vielleicht lag es an seiner imposanten Statur oder den leuchtend blauen Augen, die jeden in ihren Bann zogen. Der wahrscheinlichste Grund jedoch war, dass er und der Wirt einst zusammengearbeitet hatten - und das nicht in der Gastronomie.

Am Abend warf Shaw sich in Schale und genoss im Musiektheater eine Oper. Natürlich hätte er nach Ende der Vorstellung zu seinem Hotel zurückgehen können; stattdessen beschloss er, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Wegen der heutigen Nacht war er überhaupt erst nach Holland gekommen. Jetzt war er kein Tourist mehr.

Als er sich dem Rotlichtbezirk näherte, bemerkte er eine Bewegung in einer dunklen, besonders schmalen Gasse. Ein

kleiner Junge stand dort in den Schatten, neben ihm ein grob ausschender Kerl mit offener Hose, der eine seiner großen Pranken unter den Bund des Jungen geschoben hatte.

Sofort wechselte Shaw die Richtung. Er huschte durch die Schatten und versetzte dem Mann einen Schlag auf den Hinterkopf. Es war ein exakt bemessener Hieb, der betäuben, nicht töten sollte, obwohl Shaw ernsthaft versucht war, den Kerl ins Jenseits zu befördern. Als der Mann bewusstlos am Boden lag, drückte Shaw dem Jungen 100 Euro in die Hand und schickte ihn mit einer ernsten Warnung auf Niederländisch weg. Als die schnellen Schritte des Kindes verhallten, hatte Shaw wenigstens die Gewissheit, dass der Junge zumindest nicht in dieser Nacht verhungern oder sterben würde.

Als er sich wieder in Richtung seines ursprünglichen Ziels auf den Weg machte, bemerkte er zum ersten Mal, dass die alte Börse direkt gegenüber vom Rotlichtbezirk stand. Das kam ihm irgendwie seltsam vor, bis er genauer darüber nachdachte. Geld und Prostitution waren schon immer Bettgefährten gewesen. Er fragte sich, ob einige der Damen wohl auch Aktien statt Bares akzeptierten.

Doch noch seltsamer als seine Nähe zur Börse war die Tatsache, dass der Rotlichtbezirk von allen Seiten die Oude Kerk umgab, die Alte Kirche, das älteste und größte Gotteshaus der Stadt. 1306 als schlichte Holzkapelle errichtet, war sie im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte immer mehr erweitert und vergrößert worden. Irgendein Witzbold hatte sogar zwei Brüste in den Messinggehweg vor dem Portal eingearbeitet. Shaw war schon ein paarmal in dem Gotteshaus gewesen. Dabei waren ihm besonders die Schnitzereien im Chorgestühl aufgefallen, die Männer mit offenkundigen Verdauungsaktivitäten zeigten. In früheren Zeiten mussten die Messen *wirklich* lang gewesen sein.

Heilige und Sünder, Gott und Huren, sinnierte Shaw, als er das Zentrum der Lastermeile erreichte. Die Holländer nannten dieses Viertel Walletpjes oder »Kleine Mauern«. Angeblich gelangte nichts, was hinter den Mauern von Walletpjes geschah, je nach außen - und genau darauf würde Shaw sich in dieser Nacht verlassen müssen.

Der Rotlichtbezirk war nicht allzu groß, vielleicht zwei Kanäle lang; doch es gab eine Menge zu sehen. Nachts waren die bestaussehenden Prostituierten auf dem Strich, darunter viele atemberaubende Osteuropäerinnen, die man mit falschen Versprechungen hierher gelockt hatte. Nun waren sie »im Gewerbe« gefangen, wie man es beschönigend nannte. Ironischerweise waren die Nachtnutzen mehr Shaw als sonst etwas, denn wer wollte schon durch die schreiend-wollüstig aufgemachten Eingänge gehen, wenn Tausende einen dabei beobachten konnten? Morgens und nachmittags war es hier wesentlich ruhiger; dann kamen auch ernsthaft interessierte Kunden zu den zwar nicht ganz so gut aussehenden, aber effizienten Damen der zweiten und dritten Schicht.

Die Zimmer der Nutzen waren dank des grellroten Neonlichts kaum zu verfehlen. In den Zimmern selbst gab es fluoreszierendes Licht, sodass die kaum vorhandene Kleidung der Mädchen leuchtete wie in der hellen Sommersonne. Shaw ging an einem Fenster nach dem anderen vorbei, in dem die Frauen standen oder tanzten oder erotisch posierten. In Wahrheit kamen die meisten Leute nur hierher, um zu gaffen, nicht um zu bumsen; trotzdem wurde in den Betten hier ungefähr eine Milliarde Euro pro Jahr erwirtschaftet.

Shaw hielt den Kopf gesenkt. Seine Füße führten ihn auf direktem Weg zu einem ganz bestimmten Ziel. Er war fast da.

## *Kapitel 5*

Die Dame im Fenster war jung und schön. Sie hatte rabenschwarzes Haar, das sich in Wellen um ihre nackten Schultern legte. An Kleidung trug sie einen winzigen, kaum noch als solchen zu bezeichnenden String-Tanga, Highheels und eine billige Halskette zwischen den großen Brüsten, deren Nippel mit Sonnenblumenblüten bedeckt waren.

Interessante Aufmachung, dachte Shaw.

Er hielt Blickkontakt mit ihr, während er sich einen Weg durch die Masse der Fußgänger bahnte. Die Frau empfing ihn an der Tür, wo er sein Interesse bestätigte. Trotz ihrer Highheels war sie gut einen Kopf kleiner als er. Im Fenster hatte sie größer ausgesehen; aber im Schaufenster sahen ja viele Dinge größer aus, als sie tatsächlich waren. Und besser. Wenn man die Ware dann mit nach Hause nahm, sah sie mit einem Mal gar nicht mehr so toll aus.

Die Frau schloss die Tür und zog die roten Vorhänge zu - die einzigen Zeichen, dass Zimmer und Frau belegt waren. Der Raum war klein. Er hatte ein Waschbecken, eine Toilette und natürlich ein Bett. Neben dem Waschbecken befand sich ein Knopf, den die Nutte im Notfall betätigen konnte, um die Polizei zu alarmieren, die jeden Kunden einkassierte, der auf der Suche nach Befriedigung zu weit gegangen war. Dieses Viertel gehörte zu den am besten bewachten der Stadt; man tat eben alles, um die Steuereinnahmen weiter fließen zu lassen.

Shaw sah eine weitere Tür in der hinteren Wand und drehte sich weg: Aus dem Nebenzimmer waren laut und vernehmlich die Geräusche eines anderen, offenbar sehr beschäftigten Kunden zu hören. Die Stundenzimmer befanden sich unmittelbar nebeneinander, getrennt durch eine Rigipswand,

manchmal auch nur durch einen Vorhang. Für dieses Geschäft benötigte man nicht sonderlich viel Platz oder Aufwand.

»Du siehst sehr gut aus«, sagte die Frau auf Holländisch.  
»Und du bist groß«, fügte sie hinzu und schaute zu Shaw hinauf. »Bist du überall so üppig ausgestattet? Ich bin da unten nämlich nicht so groß.« Unverhohlen starrte sie auf seinen Schritt.

*»Spreekt u Engels?«, fragte Shaw.*

Sie nickte. »Ja, ich spreche Englisch. Zwanzig Minuten kosten dreißig Euro, aber ich mache auch eine Stunde für fünfundsiebzig. Ein Sonderangebot, extra für dich«, fügte sie hinzu. Sie reichte ihm eine Liste auf Niederländisch, doch unten stand der Text auch in anderen Sprachen, darunter Englisch, Französisch, Japanisch, Chinesisch und Arabisch. »Das sind die Dinge, die ich mache - oder auch nicht.«

Shaw gab ihr das Blatt zurück. »Ist dein Freund da?«, fragte er. »Ich warte schon seit Langem darauf, ihn endlich kennenzulernen.« Er schaute zur zweiten Tür.

Die Frau musterte ihn erneut, diesmal jedoch auf andere Weise. »Ja, er ist hier.«

Sie drehte sich um und führte Shaw zur Hintertür. Ihre nackten Pobacken waren fest, als sie mit übertriebenem Hüftschwung vor ihm herstolzte. Shaw war nicht sicher, ob sie es aus Gewohnheit tat oder weil ihre Stilettos zu locker saßen.

Die Frau öffnete Shaw die Tür, winkte ihm hindurchzugehen und überließ ihn einem alten Mann, der an einem kleinen Tisch vor einer schlichten Mahlzeit saß: eine Käsecke, ein Stück Dorsch, eine Handvoll Brot und eine Flasche Wein.

Das Gesicht des Mannes war eine verwitterte Landschaft aus Rissen und Spalten; der weiße Bart war zottelig, der kleine Bauch weich und rund. Die Augen lugten unter schneeweißen Haarbüscheln hervor, die dringend gestutzt werden mussten.

Mit festem Blick schaute er Shaw an; dann deutete er auf den Tisch. »Hunger? Durst?«

Es gab einen zweiten Stuhl, doch Shaw beschloss, sich nicht zu setzen. Der Alte hätte ihn womöglich erschossen, hätte er versucht, es sich bequem zu machen, denn der Mann hielt eine Waffe in der linken Hand, genau auf Shaw gerichtet. Außerdem waren die im Vorfeld besprochenen Instruktionen eindeutig gewesen. Man setzte sich nicht. Und man aß und trank auch nichts, wenn man leben wollte.

Shaw hatte seinen Blick bereits durch den winzigen Raum schweifen lassen. Es gab nur eine Tür: die, durch die er gekommen war. Er hatte sich so positioniert, dass er sowohl die Tür als auch den Mann im Auge behalten konnte ... und dessen Waffe.

Shaw schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Ich hab schon im De Groene Lanteeke gegessen.« Das war ein billiges Restaurant, wo man traditionelle holländische Küche in einem dreihundert Jahre alten Schankraum servierte, der auch so aussah.

Nachdem die dämliche Parole ausgetauscht war, stand der Mann auf, zog ein Stück Papier aus der Tasche und reichte es Shaw.

Shaw schaute sich die Adresse und die anderen Informationen auf dem Zettel an, zerriss ihn und warf die Fetzen in die Toilette an der Wand; dann zog er ab. Wie auf ein Stichwort setzte der Mann einen alten, speckigen Hut auf, warf sich einen geflickten Mantel über und ging.



Shaw konnte noch nicht gehen. Sexuelle Begegnungen dauerten ein wenig länger, selbst bei Teenagern. Und man wusste nie, wer einen gerade beobachtete. Na ja, genau genommen wusste Shaw es. Es waren mehrere.

Shaw ging zurück in den Hauptraum, wo die Frau sich katzenhaft auf dem Bett räkelte. Die Vorhänge waren noch immer zugezogen, und ihr Taxameter lief.

»Willst du mich jetzt ficken?«, fragte die Frau gelangweilt und zog ihren Tanga hinunter. »Ist alles bezahlt«, fügte sie hinzu, als müsse sie Shaw erst noch verführen. »Eine ganze Stunde. Für weitere dreißig Euro halte ich mich auch nicht an die Liste.«

»Ne, bedankt«, sagte Shaw und lächelte höflich. Wenn man eine Dame in sexuellen Fragen abwies, tat man es am besten in ihrer Sprache.

»Warum denn nicht? Gibt es ein Problem?«, fragte sie offensichtlich beleidigt.

»Ich bin verheiratet«, sagte Shaw.

»Das sind die meisten Männer, die zu mir kommen.«

»Das glaube ich.«

»Wo ist dein Ehering?«, fragte sie misstrauisch.

»Den trage ich nie bei der Arbeit.«

»Bist du sicher, dass du mich nicht willst?« Ihr Tonfall war so ungläubig und verärgert wie ihr Gesichtsausdruck.

Shaw ließ sich seine Belustigung nicht anmerken. Die Frau musste wirklich neu in dem Geschäft sein, wenn ihre Eitelkeit noch intakt war. Die älteren Huren freuten sich über jede Ge-

legenheit, Geld zu machen, ohne dafür ins Bett hüpfen zu müssen.

»Ja, ich bin mir sicher«, sagte Shaw. Sie zog ihren Tanga hoch. »Schade.«

»Ja, schade«, sagte Shaw.

Bald würde er in Dublin sein, bei der einzigen Frau, die er je wirklich geliebt hatte. In zwei Tagen schon, wenn alles nach Plan lief.

Doch in seinem Job war das ein sehr großes »Wenn«.

## ***Kapitel 6***

Immer hat irgendein verdammter Tunesier, Marokkaner oder Ägypter etwas damit zu tun. Immer, ging es Shaw durch den Kopf. Machte man bei diesen Kerlen auch nur den geringsten Fehler, rissen sie einem die Eier ab und stopften sie einem ins Maul, und wenn man sie dann nach dem Grund fragte, sagten sie, Allah habe es ihnen befohlen ... falls sie überhaupt etwas sagten. *Ich sehe dich im Paradies, Ungläubiger. Dort kannst du mir bis in alle Ewigkeit dienen, du dreckiges Schwein.* Shaw kannte die Reden auswendig.

Er packte den schweren Koffer fest mit der rechten Hand und hielt die Linke in die Höhe, während der drahtige Tunesier mit den roten Augen, dem grimmigen Gesicht und den gefletschten Zähnen ihn abtastete.

Neben Shaw standen weitere sechs Männer in dem kleinen Raum. Es war eine typische Wohnung an einem kleineren Kanal. Hoch oben, mit einem Eingang schmal wie ein Ratten-

loch und mit Tauen anstelle eines Treppengeländers, konnte man schon bei dem fast senkrechten Anstieg zur Wohnung außer Atem kommen - ein Umstand, der in den Häusern entlang der Kanäle von Amsterdam nicht ungewöhnlich war.

Der Grund dafür war in der Geschichte zu suchen, wie Shaw gelernt hatte. Vor Jahrhunderten hatten alle diese Häuser Kaufleuten gehört, und damals waren die einzigen Zimmerleute Schiffszimmerleute gewesen. Diese Männer waren logischerweise zu dem Schluss gekommen, dass das, was gut für ein Schiff war, auch gut für ein Haus sein müsse. So hatten sie dann auch die Treppen fast senkrecht angelegt wie auf einem Schiff, wo Platz knapp gewesen war. Das war auch der Grund dafür, weshalb bei den meisten Häusern ein Stahlträger aus dem obersten Stock ragte: Einst hatte man daran Waren nach oben gezogen; heutzutage nutzte man die Träger, um sperrige Gegenstände aller Art, die man unmöglich über die schmalen Treppen transportieren konnte, ins Haus zu befördern.

Am Abend zuvor hatte Shaw den Rotlichtbezirk verlassen, war in sein Hotel zurückgekehrt und hatte an der Rezeption Bescheid gesagt, dass er auschecken wolle. Der diensthabende Portier stand ohne Zweifel auf der Lohnliste von Personen, die über jede Bewegung Shaws informiert sein wollten; der Mann würde seine Auftraggeber nun auch davon in Kenntnis setzen, dass Shaw das Intercontinental verließ. Er musste also damit rechnen, dass man ihm folgte.

Da Shaw jedoch nicht auf Gesellschaft erpicht war, ließ er seine Tasche und die Kleidung zurück und verließ das Hotel durch den Keller. Das war auch der ursprüngliche Grund gewesen, überhaupt in dem riesigen Intercontinental mit seinen vielen Ausgängen abzustiegen: Er musste sich absetzen können, ohne gesehen zu werden. Shaw hielt sich an die Informationen, die er von dem alten Mann bei der Hure bekommen hatte, und ließ sich auf der Ladefläche eines alten Lasters zu

einem Ziel außerhalb der Stadt kutschieren, wo das Land flach und grün war. Er hatte ein paar Anrufe gemacht und am nächsten Abend den Koffer an sich genommen, den der Tunesier ihm nun so eifrig zu entwenden versuchte.

Plötzlich riss der viel größere Shaw dem Mann den Griff des Koffers aus der Hand. Der Tunesier stürzte zu Boden und schlug mit dem Gesicht auf, war aber sofort wieder auf den Beinen. Blut tropfte ihm aus der Nase, und in seiner sehnigen, kräftigen Hand funkelte ein Messer.

Shaw drehte sich zu dem Anführer des Haufens um, einem Iraner auf einem Stuhl - sein Minithron, dachte Shaw -, der ihn mit festem Blick beäugte.

»Wollen Sie die Ware sehen?«, fragte Shaw. »Falls ja, rufen Sie Ihren Geier zurück.«

Der schlanke Perser, der eine gestärkte Bügelfaltenhose und ein loses, langärmeliges weißes Hemd trug, winkte mit der Hand, und das Messer des Tunesiers verschwand, nicht aber der Hass, der sich auf seinem Gesicht spiegelte.

»Gestern Abend ist es Ihnen gelungen, meine Männer abzuschütteln«, sagte der Perser mit britischem Akzent zu Shaw.

»Ich mag nun mal keine Gesellschaft.«

Shaw stellte den Koffer auf den Tisch, gab zwei digitale Codes ein und zog seinen Daumen über einen Scanner. Das Titanschloss sprang auf. Aufmerksam beobachtete Shaw die Reaktion des Mannes aus Teheran auf das kleine Geschenk im Koffer. Der Gesichtsausdruck des Iraners verriet alles: Für den Muslim aus dem Nahen Osten war in Holland Weihnachten und Ostern zugleich.

Shaw verkündete: »Offiziell ist das ein RDD, ein Gerät zur Freisetzung von radioaktivem Material, bisweilen auch

schmutzige Bombe genannt.« Er sprach Farsi, was den Iraner erstaunt die Augenbrauen heben ließ.

Die Männer versammelten sich um Shaw. Vorsichtig berührte der Perser das Gerät mit den vielen Drähten, der Metallhülle, den Röhren aus rostfreiem Stahl und den LED-Anzeigen.

»Wie schmutzig?«, fragte der Iraner.

»Gammastrahlenkern und eine nette Dynamitladung.«

»Genug, um wie viele zu töten? Eine ganze Stadt?«

Shaw schüttelte den Kopf. »Das ist keine Massenvernichtungswaffe. In unserem Gewerbe nennen wir sie eine *Massenzerrüttungswaffe*. Sie wird die Menschen töten, die am Explosionsherd stehen, und die Strahlung wird noch ein paar mehr erledigen. Entfernt man sich jedoch vom Epizentrum, nimmt der Schaden rasch ab.«

Der Iraner blickte nicht sonderlich zufrieden drein. »Mir hat man den Eindruck vermittelt, dieses Gerät könne Tausende töten und ganze Gebäude einreißen.«

»Das Ding ist keine Atombombe. Wenn Sie so was wollen, sollten Sie sich die Pläne im Internet besorgen. Allerdings werden Sie nicht weit kommen, wenn es um die Beschaffung der notwendigen Materialien geht, zum Beispiel angereichertes Uran. Doch bei dem Ding hier wird sich ein ganzes Land vor Angst in die Hose scheißen. Die Wirtschaft wird zusammenbrechen, und die Menschen werden sich fürchten, ihre Häuser zu verlassen. In gewisser Hinsicht ist das Ding hier genauso wirkungsvoll wie eine Nuklearwaffe, nur dass es keine ganz so schlimme Sauerei hinterlässt. Außerdem ist es um einiges billiger für Sie.«

Das schien den Perser zufriedenzustellen. Nach einem letzten, liebevollen Täschelein der Bombe wandte er sich wieder Shaw zu. »Und der Preis?«

Shaw hatte sich zu voller Größe aufgerichtet; er überragte alle anderen. »Es bleibt bei dem Voranschlag, den wir Ihnen geschickt haben.«

»Ich dachte, das sei Ihr Eröffnungsangebot gewesen, über das wir verhandeln können.«

»Da haben Sie falsch gedacht. Der Preis steht. Aber wenn Sie nicht wollen ... Es gibt noch jede Menge anderer Kunden.«

Der Perser trat einen Schritt vor. Seine Männer taten es ihm nach. »Sie *werden* verhandeln.«

Shaw tippte auf den Kofferinhalt. »Das ist eine Gammabombe, kein Messerset und auch kein Brillant für die liebe Frau Gemahlin. Hier gibt es keine Sonderangebote.«

»Was sollte uns davon abhalten, sie uns hier und jetzt einfach zu nehmen? Kostenlos?«

Der Tunesier musste Gedanken lesen können, denn er hatte bereits wieder sein Messer gezückt, und seine Augen brannten. Ohne Zweifel malte er sich aus, wie er Shaw die Klinge in den Hals rammt.

»Was sollte uns davon abhalten, Sie abzustechen?«, legte der Perser unnötigerweise nach. Shaw hatte längst verstanden.

Er deutete auf einen Schlitz in der Seite der Bombe, der an einen DVD-Einschub erinnerte. »Sehen Sie das hier? Hier wird die zum Paket gehörende Software eingespielt - mitsamt der digitalen Zündschlüssel, die das Ding zur Explosion bringen und die Strahlung freisetzen. Sollten Sie es ohne versu-

chen, sind Sie und Ihre Freunde hier das Einzige, was draufgeht.«

»Und wo ist die Software?«

»Weit weg, da können Sie sicher sein.«

Der Iraner schlug auf den Koffer. »Dann ist das also nutzlos für mich!«

»Im Voranschlag stand ausdrücklich«, erklärte Shaw genervt, »dass Sie die Hardware für fünfzig Prozent des festgelegten Preises bekommen, die Software aber erst, sobald die anderen fünfzig Prozent auf dem angegebenen Konto sind.«

»Und ich soll Ihnen einfach so vertrauen?«, hakte der Perser mit böartigem Unterton nach.

»Genau so, wie wir Ihnen vertrauen müssen. Wir machen das schon lange, und wir haben noch nie einen unserer Kunden enttäuscht. Das wissen Sie; sonst wären Sie nicht hier.«

Der Iraner zögerte.

Komm schon, du Made. Du kannst für dieses goldene Ei hier ruhig ein bisschen Gesicht vor deinen Männern verlieren. Du bist scharf auf das Ding, das weiß ich. Überleg doch nur, wie viele Amerikaner du mit dem kleinen Scheißer hier grillen kannst.

»Ich muss zuerst jemanden anrufen«, sagte der Perser.

Verärgert erwiderte Shaw: »Ich dachte, Sie hätten das Sagen hier.«

Der Perser schaute nervös zu seinen Männern; die Verlegenheit war ihm deutlich anzusehen. »Nur ein Anruf«, sagte er und zog sein Handy hervor.

Shaw hob die Hand. »Stopp! Dass Interpol plötzlich auf unserer kleinen Party auftaucht, passt nicht in meine Urlaubsplanung.«

»Das Gespräch wird nicht lange genug dauern, als dass jemand es zurückverfolgen könnte.«

»Sie haben zu viele Dirty-Harry-Filme gesehen. In unserem Geschäft ist so was nicht gesund.«

»Wovon reden Sie?«, fragte der Perser mit scharfer Stimme.

»Ich weiß ja, dass ihr Jungs eigentlich im neunten Jahrhundert lebt, aber wenn ihr nicht im Todestrakt landen wollt, müsst ihr ins einundzwanzigste Jahrhundert kommen. Es ist nicht mehr nötig, dass Sie zwei Tage lang im Festnetz herumtelefonieren, um Sie zu lokalisieren. Ein Satellit braucht nur drei Sekunden, um den elektronischen Fingerabdruck zurückzuverfolgen, den Standort mithilfe der Übertragungsmasten bis auf drei Meter genau zu bestimmen und ein Einsatzteam loszuschicken.« Natürlich war es größtenteils Unsinn, was Shaw da redete, aber es hörte sich toll an. »Was meinen Sie, warum bin Laden in einer Höhle lebt und seine Befehle auf Toilettenpapier schreibt?«

Der Perser starrte auf sein Handy, als hätte es ihn soeben gestochen. Ganz langsam griff Shaw in seine Tasche - er hatte den blutrünstigen Tunesier nicht vergessen - und holte sein eigenes Handy heraus, das er dem Terroristenführer zuwarf.

»Dieses Gerät hat die neuesten Abwehrtechniken, sogar einen Laserkodierer, dessen Codes nicht mal ein Quantencomputer knacken könnte ... falls schon jemand einen erfunden hätte. Also, wohlan, mein Freund, wählen Sie. Die Gebühren gehen auf mich.«



Der Perser telefonierte mit dem Gesicht zur Wand, sodass Shaw ihn weder hören noch seine Lippen lesen konnte.

In der Zwischenzeit richtete Shaw seine Aufmerksamkeit auf den Tunesier. In einer Sprache, von der er sicher war, dass weder der Mann noch einer der anderen sie sprach, sagte er: »Du fickst gerne kleine Jungen, stimmt's?«

Der Tunesier starrte ihn verwirrt an. Den chinesischen Dialekt aus der äußersten südlichen Ecke des kommunistischen Riesenreiches verstand er in der Tat nicht. Shaw wiederum hatte ein Jahr seines Lebens in dieser Provinz verbracht, hätte dort zweimal fast ins Gras gebissen und war schließlich mithilfe eines Bauern und dessen uraltem, knatterndem Ford geflohen. Unter diesen Umständen war er rasch zu dem Schluss gekommen, dass es ganz nützlich sei, die Sprache zu lernen, obwohl er nie wieder dorthin zurückkehren würde - jedenfalls nicht freiwillig.

Der Iraner gab Shaw das Handy zurück, und Shaw steckte es in die Tasche.

»Abgemacht«, verkündete der Perser.

»Das freut mich zu hören«, erwiderte Shaw im selben Augenblick, da seine Faust dem Tunesier die Nase brach. Mit der gleichen Bewegung schwang er den schweren Koffer und traf zwei weitere Männer am Kopf. Sie brachen zusammen - tot oder verdammt nahe dran.

Einen Moment später wurde die Tür aufgebrochen, und ein halbes Dutzend Gestalten in Körperpanzern und mit Maschinenpistolen stürmten ins Zimmer. Sie schrien die Leute an, die Hände zu heben und die Waffen fallen zu lassen - nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge -, wenn sie nicht ein drittes Auge auf der Stirn haben wollten.

Dann tat der Perser das Unerwartete. Die Hände vors Gesicht geschlagen, sprang er durch das geschlossene Fenster.

Shaw stürmte vor. Er war sicher, den Mann zerschmettert unten auf dem Bürgersteig zu sehen.

»Scheiße!« Der Schwung hatte den Perser weit genug getragen, dass er mitten im Kanal gelandet war.

Shaw schaute zu zwei der Gepanzerten, die ihn verwirrt anstarrten. »Hat zufällig jemand eine Tetanusspritze dabei? Meine letzte Impfung ist schon verdammt lange her.«

Er warf einem der Männer sein Handy zu, schnappte sich das Messer des Tunesiers und fluchte leise vor sich hin. Dann kletterte er auf den Fenstersims, dachte kurz über den Wahnsinn nach, den er vorhatte, und sprang hinaus in die gute niederländische Luft.

## *Kapitel 7*

Falls es außerhalb der ehemaligen Sowjetunion - oder vielleicht Venedigs - noch ein Gewässer geben sollte, in das man niemals springen sollte, waren es die Kanäle von Amsterdam. Sie waren zwar berühmt, aber nicht für ihre Sauberkeit.

Shaw schlug aufs Wasser auf und tauchte sauber ein. Trotzdem ging ihm der Aufschlag aus Höhe des vierten Stocks durch Mark und Bein. Er paddelte zurück an die Oberfläche und schaute sich nach seinem Mann um. Nichts!

Für jemanden, der aus der Wüste kam, schien der Perser ein verdammt schneller Schwimmer zu sein. Aber das galt auch für Shaw. Als er seine Beute schließlich entdeckte, pflügte er mit mächtigem Armschlag durch den Kanal, sodass er fast

schon den Fuß des Mannes zu packen bekam, als dieser aus dem Wasser stieg. Der Perser trat aus und traf Shaw schmerzhaft am Kiefer, was Shaws Laune nicht gerade besserte.

Die beiden Männer standen sich am Fuß der Magere Brug gegenüber, deren fröhliche Lichter einen seltsamen Hintergrund für die beiden Sinnbilder des Zorns abgaben, die einander umbringen wollten.

»Du hast mich verraten!«, brüllte der Perser.

»Du kommst schon darüber hinweg.«

Der Perser nahm Kampfhaltung ein. »Ich bin zum Mujahid ausgebildet. Ich habe jahrelang im Irak und in Afghanistan gegen die Teufel gekämpft. Ich freue mich schon darauf, dich mit bloßen Händen umzubringen. Diene mir gut im Tod, du Stück Dreck.«

Ehe der Perser angreifen konnte, zog Shaw sein Wurfmesser und schleuderte es. Es traf den Mann im Fuß und durchschnitt Fleisch und Knochen, bis die Spitze ins Holz der Brücke drang.

Der Iraner schrie vor Schmerz und deckte Shaw mit Flüchen ein, während er versuchte, die Klinge herauszuziehen.

Shaw nutzte den Moment, den der Mann abgelenkt war, um ihn mit einer steifen Geraden k. o. zu schlagen. Der Fuß des Persers war noch immer auf der Brücke festgenagelt wie ein Schmetterling in einem Insektenkabinett.

»Du redest zu viel«, sagte Shaw zu dem Bewusstlosen.

Eine Stunde später saß er hinten in einem weißen Van, hatte eine Decke um seine breiten Schultern geschlungen und nippte an einem Becher heißen, holländischen Kaffee. Zwei Uni-

formierte sowie ein dritter Mann in einem Anzug von der Stange saßen ihm gegenüber.

»Aus einem Fenster springen? In den Kanal? In deinem Alter?«, sagte der Anzugträger und kratzte sich die gerötete Haut auf seinem kahlen Kopf.

»Habt ihr den Anruf zurückverfolgen können?«

Der Mann nickte. »Gute Idee, dem Burschen dein Handy zu geben. Wir haben Mazloomi und sein Team vor gut zehn Minuten in Helsinki verhaftet. Üble Burschen, richtig harte Jungs.« Der Mann schauderte in gespielter Angst und lachte auf.

Shaw zeigte nicht einmal ein Lächeln. »Brave Jungs versuchen nur selten, Unschuldige zu atomisieren. Dafür haben wir Regierungen.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Ja, und du glaubst es auch, Frank. Du hast nur nicht den Mumm, es zuzugeben.«

Frank schaute zu den beiden Uniformierten und nickte in Richtung Tür. Die beiden Männer standen sofort auf und gingen. Frank rückte näher an Shaw heran.

»Was habe ich da gehört? Du willst deinen Job an den Nagel hängen?«

»Was hast du denn gedacht, wie lange ich diesen Scheiß noch mache?«

»Hast du das Kleingedruckte nicht gelesen? Bis zum Tod. Und heute Nacht wäre es ja beinahe so weit gewesen.«

»Heute Nacht? Das war ungefähr so gefährlich wie mit einer Nonne zu catchen.«

»Na ja, solltest du irgendwann *doch* den Löffel abgeben, dann achte bitte darauf, dass es nicht in meiner Schicht passiert. Mein Herz kann so viel Aufregung nicht mehr vertragen.«

»Danke für deine Fürsorge.«

»Und wohin jetzt?«

»Dublin.«

Neugierig fragte Frank: »Warum?«

»Urlaub. Obwohl du vielleicht der Meinung bist, ich hätte mir nach heute Nacht keinen verdient.«

»Oh, du kannst gehen, aber du wirst auch wieder zurückkommen«, erwiderte Frank überzeugt.

Shaw stand auf, ließ die Decke von seinen Schultern gleiten und reichte Frank den leeren Becher. Seine Haut juckte teuflisch, und er hatte das Gefühl, als würden ihm die Haare ausfallen.

»Sobald du mir ein Bild von dir schickst, wie du im Kanal schwimmst. Nackt, versteht sich.«

»Jaja. Bist du immer noch froh, dich auf unsere Seite geschlagen zu haben?«

»Ich hatte nicht *wirklich* die Wahl, oder?«

»Viel Spaß in Dublin, Shaw.«

»Das kannst du dir doch in Ruhe angucken. Ihr Jungs klebt mir doch überall am Arsch.«

Frank zündete sich eine niederländische Zigarre an und grinste durch einen Rauchsleier zu Shaw hinauf. »Du glaubst also, du bist wichtig genug für uns, dass wir dich über die ganze Welt jagen? Meine Güte, was für ein Ego.«

»Mögest du nie alt werden, Frank.«

## *Kapitel 8*

Vergesst Konstantin nicht« hatte einen Höhepunkt erreicht. In fünfzig Ländern kam es zu antirussischen Demonstrationen, und die Vereinten Nationen hatten einen wütenden Präsident Gorschkow formell um eine ausführliche Stellungnahme ersucht. Und doch versuchten ruhigere und skeptischere Geister einen Wall gegen die Flut antirussischer Sentiments zu errichten.

Eine Vielzahl Politiker, Journalisten und Leute aus diversen Think-Tanks, die in der Vergangenheit rasch mit einem Urteil bei der Hand gewesen waren, mahnten nun zu Vorsicht und Zurückhaltung infolge der »Vergesst Konstantin nicht«-Welle. Immer mehr Fragen waren aufgetaucht, was die Authentizität von Mann und Video betraf, besonders angesichts der detaillierten Dementis der russischen Regierung, die zudem regierungsfernen Medien einen nie zuvor gekannten Zugang zu ihren Akten gewährt hatte. Kurz nach dieser Kooperationsmaßnahme seitens Moskaus war das weltweite Ressentiment, Russland sei das leibhaftige Böse, ein wenig abgeebbt, und überall auf der Welt atmeten Politiker wieder ein bisschen leichter.

Doch es war die Ruhe vor dem Sturm.

Zwei Tage später erlitt die Welt erneut einen kollektiven Schock, als - verteilt von Servern auf allen Kontinenten - die Namen Tausender Russen auftauchten, die angeblich von ihrer Regierung ermordet worden waren. Auf dieser Liste standen Männer, Frauen, Kinder, Junge, Alte, Schwangere und Behinderte. Und zu jedem Namen gab es ein Gesicht, Details aus dem Leben und Einzelheiten über den grausamen Tod. Doch schlimmer noch war, dass alle diese Daten Indizien aufwiesen, dass sie tatsächlich aus offiziellen russischen Akten stammten. Die Betreff-Zeile war schlicht und schrecklich zugleich: »Es ist nicht nur Konstantin, den ihr nicht vergessen sollt.«

Kurz darauf meldeten sich sogenannte Experten - ausgebürgerte Russen und Personen aus ehemaligen Ostblockstaaten - im Fernsehen, im Radio und im Web, um Russland für dessen vermeintlichen Rückfall in alte, schreckliche Zeiten des Welt Herrschaftsstrebens zu geißeln.

Es war, als hätte das Bild des armen, gefolterten Konstantin, gestützt von Tausenden »neuen« Toten, den Menschen endlich den Mut verliehen, die Wahrheit zu sagen. Eine eher bizarre Nebenwirkung war, dass plötzlich Kaffeebecher und T-Shirts mit Konstantins geschundenem Gesicht den Weltmarkt überfluteten; er war offenbar der Che Guevara seiner Generation. Die Sechziger kehrten auch in anderer Hinsicht wieder zurück: mit Bildern von Atompilzen in jedermanns Kopf.

Leute, die behaupteten, mit Konstantin verwandt oder befreundet gewesen zu sein, erschienen an den verschiedensten Orten weltweit in den Nachrichten und erzählten die Leidensgeschichte eines Mannes, der nie existiert hatte. Trotzdem spinnen sie voller Leidenschaft ihr Garn; offenbar hatten sie sich selbst davon überzeugt, dass Konstantin real war und dass sie ihn gekannt hatten. Er war ein Märtyrer, berühmt und geliebt, und nun waren sie es auch. Ihre gequälte Erscheinung

fesselte die Aufmerksamkeit und die Herzen von Menschen auf der ganzen Welt.

Die Talkshowmaster und Nachrichtensprecher stellten diesen Leuten viele tiefschürfende Fragen wie: »Das alles ist sehr beunruhigend, meinen Sie nicht?«, oder: »Wenn er noch leben würde, welche Botschaft würde der arme, ermordete Konstantin unseren Millionen Zuschauern wohl übermitteln wollen?«

Auf einem Kanal der BBC erklärte ein Mann weise: »In einer Welt mit wenig Energie und noch weniger Wasser, einer Welt, in der jeden Tag neue Feinde aus dem Boden sprießen, sind die Russen offenbar nicht bereit, nach Ländern wie China, Indien oder sogar den Vereinigten Staaten die zweite Geige zu spielen.« Der Mann fügte hinzu, die Russen hätten es mit der Demokratie versucht, sie jedoch abgelehnt. Der Russische Bär habe sich wieder erhoben, und die Welt dürfe da verdammt noch mal nicht wegschauen.

Und die Welt *hatte* nicht weggeschaut, denn der Sprecher dieser Worte war niemand anders als Sergej Petrow, die ehemalige Nummer zwei in der Nachfolgeorganisation des KGB, dem Föderalen Sicherheitsdienst, kurz FSB. Nur mit Mühe und Not hatte Petrow aus seinem Heimatland fliehen können. Er rechne jeden Tag damit, sagte er, für seine Kühnheit von einer Kugel, einer Bombe oder einem tödlichen Kaffee mit Polonium 210 niedergestreckt zu werden. Auch war er für seine Bemerkungen sehr gut bezahlt worden - von einer Quelle, die er nicht kannte. Die Menschen versuchten noch immer herauszufinden, ob das alles nun der Wahrheit entsprach oder nicht. Von Petrow jedoch bekamen sie dabei keine Hilfe; er hatte nichts mehr für sein Heimatland übrig.

Doch die wirkliche Frage, die jeden beschäftigte, lautete: Wer steckt hinter alledem, und warum tut er das? Obwohl man im Informationszeitalter lebte, vermochte niemand, eine definitive Antwort darauf zu finden - und dies aus einem ganz be-



stimmten Grund, den die meisten Leute übersahen: Im Informationszeitalter gibt es nicht Millionen Verstecke - es gibt *Trillionen*.

Die vielfältigen Krisen im Nahen Osten waren vergessen. Der verrückte Kim aus Nordkorea wurde auf die letzten Seiten verdrängt. Jedem amerikanischen Präsidentschaftskandidaten für die bevorstehenden Wahlen stellte man dieselbe Frage: »Was beabsichtigen Sie wegen eines Landes zu unternehmen, das über fast genauso viele Nuklearwaffen verfügt wie die Vereinigten Staaten und das auf eine ganze Reihe ehemaliger politischer Führer zurückblicken kann, die nichts Geringeres angestrebt haben als die Weltherrschaft?«

Besonders die amerikanische Öffentlichkeit war außer sich. Hatten sie die ganze Zeit Geld und Leben im Nahen Osten verschwendet, während die Russen insgeheim daran gearbeitet hatten, die freie Welt zu zerschmettern? Russland hatte Tausende von Atomsprengköpfen, die es überall auf dem Erdball zum Einsatz bringen konnte. Dagegen sahen bin Laden und seine al-Kaida wie Taschendiebe aus. Wie hatten die vielen klugen Köpfe das übersehen können?

Und wenn die amerikanische Öffentlichkeit erst einmal außer sich war, ließ sie es Washington spüren: Der amtierende Präsident, der sich zur Wiederwahl stellte, sah sich in den Umfragen vom ersten auf den fünften Platz zurückfallen, als seine Konkurrenten ihm Nachgiebigkeit gegenüber Russland vorwarfen. Jede bedeutende Zeitschrift hatte Konstantins Bild auf dem Cover. Jede Politshow, von *Hardball* bis zu *Face the Nation* und *Meet the Press*, jeder Blog, jeder Chatroom und jedes Cybercafe kannte nur noch ein Thema: den Aufstieg Russlands, die mögliche Wiedergeburt des Kalten Krieges und sogar die Wiedererrichtung eines Eisernen Vorhangs, den unsensible Zeitgenossen schon in »Titansarg« umgetauft hatten.

Am lautesten schrien die politischen Talkshowmaster von ihren mit Milliarden Watt erleuchteten Bühnen; sie behaupteten, die potenziellen Gefahren schon seit Langem gesehen zu haben, während alle anderen wie gebannt auf den Nahen Osten gestarrt hatten. Kollektiv brüllten sie: »Ich spreche für den Mann von der Straße, wenn ich sage: Jagt die verdammten Roten in die Luft, ehe sie uns in die Luft jagen! Anders geht es nicht!«

Die großen Fernsehsender gruben körnige Schwarzweißbilder von Atombombentests aus. Mindestens zwei Generationen Amerikaner sahen zum ersten Mal Bilder von Schulkindern in den Sechzigern, die mit großen verängstigten Augen unter ihren Schultischen kauerten, als könnten Glas und Sperrholz sie vor einer thermonuklearen Explosion schützen. Dazu kamen Bilder von Kommunisten, die ihre militärische Macht vor dem Kreml zur Schau stellten. Jeder bekam mit einem Mal eine Höllenangst.

Wie es in einem Bericht geschmacklos hieß: »Wenn Moskau New York mit Nuklearwaffen trifft, stürzen nicht nur *zwei* Gebäude ein, sondern *alle*.«

Das US-Militär, das potenziell einzige Gegenmittel gegen Moskaus Armee außer vielleicht Chinas drei Millionen Mann starke Kriegsmaschine, lag am Boden; Moral und Maschinen waren im Irak und in Afghanistan förmlich versandet. Zwar traf es zu, dass die amerikanische Luftwaffe und Marine es problemlos mit allem hätte aufnehmen können, was die Russen ihnen entgegensetzen hatten; trotzdem hielten die Vereinigten Staaten und der Rest der Welt kollektiv den Atem an. Schließlich wusste niemand, was die verrückten Russen als Nächstes tun würden. Eines schien der Planet jedoch zu wissen:

Das Reich des Bösen war zurückgekehrt.

Nicolas Creel legte seine Zeitung hin und stellte den Kaffee beiseite. Zurzeit flog er 12 000 Meter über der Erde zu einem äußerst wichtigen Event. Man hatte ihn über die neuesten Entwicklungen informiert. Die Dinge liefen hervorragend. In der Sprache der Experten befand die Welt sich nun im Zustand des »Zupackens«, in dem die Mehrheit der Leute alles glaubte, was man ihnen sagte. Diesen Zustand zu erreichen war viel einfacher, als die meisten je zu glauben gewagt hätten. Menschen zu manipulieren war ein Kinderspiel; man hatte es schon immer getan mit dem Ergebnis, dass die Welt schon mehrmals nahe am Abgrund gestanden hatte.

Just in diesem Augenblick jagten die Digitalbilder durch die globalen Netzwerke: Die Gesichter Zehntausender, die angeblich von den Russen ermordet worden waren, schauten flehentlich zum Rest der Menschheit. Es war ein taktisches Manöver, das Creels Perzeptionsspezialist gerne einen »Vesuv« nannte - nach dem Vulkan, der die römischen Städte Pompeji und Herculaneum vernichtet hatte. Allein durch ihre ungeheure Masse ließen die digitalen Bilder jedes Leugnen seitens Moskau absurd erscheinen, auch wenn es die Wahrheit war. Es war Teil eines klassischen Vorgehens, das Creels Mann als »die drei Ms« bezeichnete - »mind manipulation maneuver« -, und in diesem Fall funktionierte es perfekt. Die Russen standen nicht nur als Lügner da, sondern als *unfähige* Lügner.

Creel schaute aus dem Fenster seiner Großraum-767, einer Weiterentwicklung des Jumbo Jets. Die Maschine war für mehr als 250 Menschen konzipiert, doch es war erstaunlich zu sehen, wie man aus dem Gewöhnlichen etwas Außergewöhnliches machen und sie nur für zwanzig Privilegierte umbauen konnte: private Schlafzimmer - jedes mit eigenem Bad -, ein Fitnessraum, Speisezimmer, Konferenzraum, sogar ein Kino. Und dreißig wohlproportionierte Stewardessen in engen Röcken und mit aufgesticktem »Ares«-Emblem auf den schicken

Blusen standen Creel jederzeit zur Verfügung. Nicht dass Creel sie je bemerkt hätte ... na ja, manchmal schon.

Creel war ein verheirateter Mann. Tatsächlich war er sogar schon vier Mal verheiratet gewesen, doch es standen weitere Ehen zu erwarten. Die derzeitige Kandidatin war eine Miss World Hottie oder etwas in der Art; Creel konnte sich nie an den Titel erinnern. Er würde sich ein wenig amüsieren, und sie würde nach der Scheidung genug bekommen, um den Rest ihres Lebens sorgenfrei verbringen zu können. Seine ersten beiden Frauen waren elegant und klug gewesen; sie hatten ihre eigene Meinung vertreten und Creel damit in den Wahnsinn getrieben. Nun zog er etwas fürs Auge vor, tauschte des Öfteren ein Model gegen das andere und sicherte sich bei Eheschließungen mit einem wasserdichten Ehevertrag ab, damit die Dame ihm nicht alles wegluchsen konnte.

Creel schaute aus dem Fenster. Dort unten lag China, ein Land mit mehr Potenzial und mehr Problemen als jedes andere auf Erden. Ja, es war ein komplexer Ort, vielleicht der komplizierteste von allen. *Und was für ein wunderbarer Ort, um einen Krieg zu beginnen*, dachte Creel. Doch so einfach war das nicht.

Andererseits war Nicolas Creel nie den leichten Weg gegangen. Er hatte immer das scheinbar Unmögliche im Auge gehabt.

## ***Kapitel 9***

Katie James stöhnte, als das Sonnenlicht in ihr Zimmer fiel. Offensichtlich hatten drei Weckanrufe sie nicht die Augen aufschlagen lassen, obwohl sie ausdrücklich um diese Anrufe gebeten hatte, wenn auch in dem vielleicht naiven Glauben,

einer davon könne den Nebel in ihrem Hirn durchdringen. Sie war erschöpft von den Reisen, dem ständigen Zeitonenwechsel und dem Schlafmangel. Außerdem: Wer stieg schon gerne aus einem gemütlichen Bett, um zu einer Beerdigung zu gehen? Leicht benommen setzte sie sich schließlich auf und zog das Laken hoch. Sie hustete, rieb sich den Hals und schaute auf die Uhr.

Verdammt, ich bin wirklich spät dran. Haltet die Leiche auf, ich komme!

Katie sprang auf und lief nackt ins Badezimmer. Nach nur zehn verschwommenen Minuten hatte sie geduscht und sich angezogen und schlug hinter sich die Hotelzimmertür zu, obwohl ihre Haare noch nass waren. Das Leben einer Journalistin, die ständig in der Weltgeschichte herumreiste, hatte sie zumindest gelehrt, schnell zu sein, wenn es darauf ankam. Und nun musste sie zu einer Beerdigung - fein. Dabei wollte sie viel lieber einen Mojito. Genau genommen wollte sie sogar drei davon, so zum Warmwerden. Dann würde der Bourbon seine Wirkung entfalten, gefolgt von ein paar Martini und Gin Tonic. Was Drinks betraf, gab es bei Katie keine Diskriminierung. Sie liebte sie alle.

Alles hatte damit angefangen, dass sie zu viel Zeit in Bars verbracht hatte, um mit den Jungs Schritt zu halten, die die nächste große Story im Visier hatten. Doch erst als sie zum zweiten Mal den Pulitzerpreis gewonnen hatte und dabei fast draufgegangen wäre, hatte Katie die Kontrolle über die Sauferei verloren. Nach ihrem Beinahe-Tod-Erlebnis hatte sie auch allen Grund gehabt zu trinken, doch die genauen Gründe dafür behielt sie für sich.

Der Alkohol war auch kein Problem für ihre Karriere gewesen, bis ihrem Chefredakteur das Lallen aufgefallen war, die roten Augen am Nachmittag und die Vergesslichkeit. Katie hatte plötzlich nicht mehr gewusst, wo sie hinmusste, an welcher Story sie gerade arbeite oder wem sie in den Hintern zu kriechen hatte. Der Chefredakteur hatte daraufhin den Redak-

tionsleiter informiert, und rasch war die hässliche Wahrheit bis ganz nach oben gewandert. Sie waren alle Säufer, hatten sich erfolgreich mit Flüssignahrung ins 21. Jahrhundert gerettet, doch Katie hatte der Hammer getroffen, bis sie schließlich nur noch über Tote hatte schreiben dürfen. In Hollywood war eine Reha gut für die PR; als Journalist war man unten durch.

Wochenlang war Katies Sucht *das* Thema in den New Yorker Journalistenkreisen gewesen; dann kümmerte es niemanden mehr - niemanden außer Katie.

Und so war sie nun also hier, um über das Staatsbegräbnis eines beliebten schottischen Politikers zu berichten, der 104 Jahre alt geworden war, oder Gott weiß was für ein lächerliches Alter der Kerl erreicht hatte. Dabei reizte sie der Anblick eines verschrumpelten Tattergreises mit dem Gesicht eines Shar-Pei, der in einen Kilt gehüllt wie eine Puppe in einem viel zu großen Sarg lag, eher zum Lachen als zum Weinen.

Inzwischen hatte Katie sich den Anonymen Alkoholikern angeschlossen, doch nur, weil ihr Chef dies zur Bedingung für eine Weiterbeschäftigung gemacht hatte. Die zwei Pulitzerpreise, die sie dem verdamnten Käseblatt eingebracht hatte, hatte der Blödmann offensichtlich genauso vergessen wie die Wunde an ihrem linken Arm, die nie wirklich verheilt war. Auch über die anderen großartigen Storys, die Katie im Laufe der Jahre in den entferntesten Winkeln der Erde und unter gefährlichsten Bedingungen recherchiert hatte, redete keiner mehr. Um all das zu erreichen, hatte sie einen verdammt hohen Preis gezahlt, was vor allem bedeutete, dass sie außerhalb ihres Berufs kein Leben mehr hatte. Sie war in 84 Ländern gewesen und hatte in der ganzen Zeit nur ein einziges Blind Date gehabt - und das mit einem Pakistani, der ihr gesagt hatte, sie erinnere ihn an seine Lieblingskuh. Der arme Kerl. Katie fragte sich, ob er sich inzwischen vom Zusammenstoß mit ihrer Faust erholt hatte.

Dann, drei Jahre vor ihrem Vierzigsten, war sie eines Tages in einem unbekannten Zimmer aufgewacht, neben einem Mann, den sie nicht kannte, in einem Land, von dem sie nicht wusste, wie sie dorthin gekommen war, und bedeckt von etwas, das ihre eigene Kotze zu sein schien. Dieses prickelnde Erlebnis hatte sie sofort wieder zu den Anonymen Alkoholikern zurückgetrieben, wo sie aufgestanden war und einem Raum voller Fremder erklärt hatte, sie sei ein vollkommen durchgeknalltes Wrack, das jedoch auf Besserung hoffe.

Ihren letzten Drink hatte sie vor nunmehr sechs Monaten gehabt. Doch jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend reckte das Monster sein hässliches Haupt und drängte sie, ihren Eid zu brechen und einen Schluck zu trinken. Und nun hatte sie es ausgerechnet hierher verschlagen, nach Schottland, der Heimat des besten Whiskys der Welt - oder zumindest dem Land mit der größten Auswahl davon. Ihre Lippen zitterten, und bei dem Gedanken schnürte es ihr die Kehle zu.

Erst als Katie auf dem Begräbnis erschien, bemerkte sie, dass sie versehentlich weiße Klamotten trug; sie hatte sich einfach das Erstbeste geschnappt, was ihr im Zimmer in die Finger gekommen war. Nun sah sie aus wie eine strahlende Lilie in einem Meer aus düsterem Schwarz. Außerdem war sie auffallend groß und schlank, und ihr schulterlanges blondes Haar war noch immer feucht, obwohl sie es auf der Taxifahrt hierher aus dem Fenster gehängt hatte. Sie war schon mehr als einmal mit Tea Leoni verwechselt worden. Dabei hatte es sogar eine Zeit gegeben, in der man Tea Leoni mit *ihr* verwechselt hätte, besonders nach dem zweiten Pulitzerpreis, als ihr Bild in der ganzen Welt zu sehen gewesen war, weil sie für diese Story nur haarscharf mit dem Leben davongekommen war.

Ein älterer Mann hatte damals gesagt, sie erinnere ihn stark an Shirley Eaton, das Bondgirl aus *Goldfinger*. Er könne sie sich

sehr gut vorstellen, wie sie nur mit goldener Farbe bekleidet daläge, hatte er gesagt und ihr dabei an den Hintern gepackt - was auch ihm eine krachende Gerade eingebracht hatte.

Natürlich hatte Hollywood Katies aufregendes Abenteuer auf der Jagd nach dem höchsten Preis des Journalismus verfilmen wollen und sogar Tea Leoni für die Titelrolle vorgeschlagen, doch Katie hatte alle derartigen Angebote abgelehnt. Eitelkeit oder der Wunsch nach Privatsphäre waren jedoch nicht die Gründe dafür gewesen, sondern Scham und Schuldgefühle.

Es war noch jemand in die Story involviert gewesen, jemand, der mit seinem Leben dafür bezahlt hatte, während Katie ihren kurzlebigen Ruhm hatte genießen können. Ein Kind. Ein kleiner Junge. Und irgendwie war es auch Katies Schuld gewesen. Nein, es war *hauptsächlich* ihre Schuld gewesen. Doch niemand kannte diesen Teil der Geschichte ... niemand außer Katie. Damals hatte sie mit den Trinken angefangen, da sie im Suff trügerischen Trost gefunden hatte. Immer wieder hatte der Fusel sich ihre Kehle heruntergebrannt und tiefe Narben auf ihrer Seele hinterlassen.

Der Name des kleinen afghanischen Jungen war Behnam gewesen. Man hatte ihr gesagt, der Name bedeute Güte und Ehrgefühl, und wie Katie herausfand, hatte der Junge beides besessen. Behnam hatte lockiges Haar gehabt und ein Lächeln, das selbst das härteste Herz hatte erweichen können, und er war voller Leben gewesen bis zu dem Augenblick, da es ihm gewaltsam geraubt worden war.

Und das war Katies Schuld gewesen. Behnam war tot, und sie lebte. Doch nicht alles von ihr hatte überlebt. Ein Teil ihrer selbst war mit Behnam gestorben. Als Katie ihren zweiten Pulitzer-Preis bekam, hätte kein Literat, wie begabt er auch sein mochte, ihre Gefühle mit den Mitteln der Sprache ausdrücken können. Es war ihre Nacht gewesen. Jeder hatte ihr versichert, wie tapfer, wie großartig und wie talentiert sie



doch sei. Ihr verletzter Arm, den sie in einer Schlinge trug, und die schweren inneren Verletzungen, die die Kugel in ihrem ausgezehnten Leib angerichtet hatte, schienen ihr Geburtsrecht auf den Preis nur zu betonen. Ja, wenn jemand diesen Preis verdient hatte, dann sie. Katie hatte gelächelt, hatte alle mit ihrem gesunden Arm umarmt und den Eindruck vermittelt, dass sie mit sich und der Welt im Reinen sei.

Dann, nach Ende der Feierlichkeiten, war sie allein in ihrem New Yorker Apartment verschwunden. Als sie am nächsten Morgen aufgewacht war, lag sie auf dem Wohnzimmerboden, eine leere Flasche Jack Daniels auf dem Bauch, und sie hatte sich gehasst.

Ja, sie war mit sich und der Welt im Reinen ... sah man davon ab, dass ihre Seele zerfetzt war.

## *Kapitel 10*

Während der Beerdigung machte Katie sich wortreiche Notizen für eine Story, die die Menschen in der einen Minute lesen und in der nächsten wieder vergessen würden. Auf dem Weg zurück vom Grab tauschte sie ein paar Höflichkeiten mit Leuten aus, die sie nicht kannte. Ihr Stern war so tief gesunken, dass niemand sie erkannte mit Ausnahme eines alten Kauzes von der *Times*, der sie mit einem abschätzigen Lächeln bedachte. Der Bursche war vierundachtzig. *Er sollte sich um die Nachrufe kümmern*, dachte Katie. *Da hätte er es wenigstens mit Zeitgenossen zu tun.* Doch es war offensichtlich, dass der Mann hier war, weil er hier sein wollte, während Katie hier war, weil sie nicht wusste, wohin sonst.

Zurück in ihrem Hotelzimmer, schrieb sie ihren Artikel. Die offizielle Biografie des verstorbenen schottischen Tattergreises lag schon seit Langem im Archiv - wie die von jedem, der auch nur ansatzweise prominent war. Mit ihrer Story würde Katie bloß ihre eigene Sicht der Dinge vermitteln. Allerdings gab es nur wenige Variationsmöglichkeiten bei der Schilderung vom Tod und der Beerdigung eines Menschen. Die Leute waren traurig; die Leute weinten. Die Leute gehen wieder nach Hause und leben weiter; der Verstorbene bleibt zwangsläufig zurück, ob er will oder nicht.

Andrew MacDougal hatte eine lange Karriere in der europäischen Politik hinter sich, war aber auch schon seit dreißig Jahren in Rente und stand somit seit Langem nicht mehr im Rampenlicht. Die ganze Story würde nicht mehr als 500 Worte umfassen und das auch nur, weil der Chef von Katies Zeitung ebenfalls Schotte war. Sollte ein Bild zu dem Artikel kommen, würde es den Verstorbenen ohne Zweifel in seinen besten Jahren zeigen, und natürlich im Kilt.

Katie schüttelte den Kopf. Sie hatte einen siebenstündigen Flug nach London plus eine mehrstündige Fahrt in einem ratendernden Zug nach Glasgow hinter sich, und auf dem Rückweg stand ihr noch mal das Gleiche bevor. Und wofür das alles? Für einen Mann, der seine politische Karriere bereits beendet hatte, als Katie noch ein Kind gewesen war.

Dabei spielte sich die Story des Jahrtausends genau vor ihren Augen ab! Natürlich hatte Katie die Ereignisse um Konstantin genau verfolgt. Per E-Mail hatte sie sogar vorsichtig bei ihrem Chefredakteur nachgefragt, ob sie nicht vielleicht mal nach Moskau fahren solle, wenn sie schon in der Nähe war. Dass ihr Chef es nicht einmal für wert befunden hatte, ihr zu antworten, nahm sie als Zeichen.

Ich schreibe über tote Menschen, während die Story, die meine Karriere wiederbeleben könnte, einfach weitergeht. Mann, was bin ich für ein

Glückspilz.

Nachdem Katie ihr nachruftechnisches Meisterwerk per Mail verschickt hatte, hatte sie den Rest des Tages frei. Wer weiß, vielleicht würde sie ihren Aufenthalt ja sogar noch verlängern. Schließlich war es ja nicht so, als gäbe es irgendetwas, zu dem zurückzukehren sich gelohnt hätte. Sie könnte sich zum Beispiel Edinburgh ansehen; das lag nur ein kleines Stück Richtung Osten. Glasgow war zwar Schottlands größte Stadt, war aber mit seinen vielen Pubs und Clubs für eine rekonvaleszente Alkoholikerin nicht gerade ein Traumziel. In Edinburgh, der Hauptstadt, ging es hingegen weitaus ruhiger zu. Und wer weiß ... Vielleicht fiel ja noch ein hundertjähriger Schotte tot um, der eines Nachrufs würdig war. Dann hätte sie zwei tote schottische Fliegen mit einer Klappe geschlagen und bekam womöglich sogar einen Bonus.

Katie machte einen weiten Bogen um die Hotelbar und trat auf die Straße hinaus.

Sie hatte nie viel Zeit in Schottland verbracht. Zündende Storys fand man eher in Irland, zumindest als die IRA noch aktiv gewesen war. Zu Beginn ihrer Karriere war Katie in Belfast einmal mitten in eine Schießerei geraten, die einen halben Tag lang andauert hatte. Per Telefon hatte sie die Story diktiert, während sie hinter einem verrosteten Fiat gehockt hatte und Kugeln ausgewichen war. Anschließend hatte sie eine Runde durch die Bars gedreht und war schließlich ins Hotel zurückgekehrt, um dort ein Bad zu nehmen. Erst da hatte sie die platt gedrückte Kugel in ihrem Haar entdeckt. Sie musste von irgendetwas abgeprallt sein. Katie hatte das Geschoss all die Jahre aufbewahrt; es war ihre Glückskugel. Tatsächlich trug sie das Ding sogar jetzt um den Hals, obwohl das mit dem Glück schon lange nicht mehr funktionierte.

Katie ging in ein Cafe, um einen Happen zu essen. Doch als der Earl Grey und die Blaubeerscones kamen, rührte sie bei-

des kaum an. Sie bezahlte die Rechnung und ging, wobei sie ihre gewohnt desinteressierte Miene zur Schau trug, als hätten ihre beschissenen Lebensumstände ihre Züge irgendwie eingefroren.

Nicht dass es Katie gefallen hätte, depressiv zu sein oder gar kurz davorzustehen, ihr Leben abermals zu zerstören, und diesmal vielleicht endgültig. Sie wusste, dass sie dagegen ankämpfen musste, und das bedeutete mehr, als nur auf den Fusel zu verzichten. Katie wusste, dass sie die wahren Dämonen *in sich* trug; viele davon waren nach dem Tod des unschuldigen kleinen Jungen hervorgekrochen. Eine verborgene Schuld von zerstörerischen Ausmaßen.

Und jede Minute fühlte Katie, wie diese Dämonen versuchten, die Herrschaft über sie zu übernehmen. Sie schlenderte über die vor Menschen wimmelnde Straße in Glasgow und fühlte sich einsamer denn je.

## *Kapitel 11*

Dublin war eine von Shaws Lieblingsstädten. An jeder Ecke ein Pub und ein Buchladen - das musste man schließlich lieben. Die Hälfte der Bevölkerung war unter 30, und die Sprache, die am zweithäufigsten gesprochen wurde, war Mandarin-Chinesisch. Die Stadt war jung, vielschichtig, und die belebten Pubbesucher regelten ihre Konflikte entweder mit scharfer irischer Zunge oder schnellen irischen Fäusten, manchmal auch mit beidem.

Auch Shaw war hier schon zweimal in eine Kneipenschlägerei geraten. Beide Male hatte er nach dem ersten Schlag bereits als Sieger festgestanden. Natürlich hätte er sich zurück-

halten und die Kerle leiden lassen können, doch im Kampf folgte er stets einer Regel: Ergibt sich eine Lücke, schlag zu - um den Nachruf können sich andere kümmern.

Als seine Gegner das Bewusstsein wiedererlangt hatten, hatten beide nach dem Namen ihres Kontrahenten gefragt.

»Shaw.«

»Schotte?«

»Nein.«

In Wahrheit wusste Shaw gar nicht, wo seine Wurzeln lagen. Für ihn war eine Vergangenheit so gut wie die andere; wenn er eine brauchte, suchte er sich die aus, die am besten den Umständen entsprach.

»Na, das erklärt alles«, hatte einer seiner Gegner in breitem irischem Akzent bemerkt. »Du bist ein verdammter Ire!«

Nachdem er seine Taschen im Hotelzimmer abgelegt und sich umgezogen hatte, lief Shaw durch die 709 Morgen des Phoenix Parks, einem grünen Paradies, doppelt so groß wie der Central Park. Unterwegs kam er an den Residenzen des US-amerikanischen Botschafters sowie des irischen Präsidenten vorbei. Beide Male versäumte er zu salutieren, obwohl er für beide schon als Freiberufler gearbeitet hatte. Er legte sieben Kilometer in einer halben Stunde zurück. Das war zwar keine persönliche Bestzeit, aber immer noch ganz gut. Natürlich konnte Shaw schneller rennen, und er wusste, dass die Zeit kommen würde, da er das auch tun musste.

Shaw kehrte wieder in sein Hotel zurück, duschte zweimal, rieb sich mit einer Lotion ein und legte ordentlich Deodorant auf. Trotzdem hätte er schwören können, dass der Gestank des Amsterdamer Kanals ihm noch immer aus allen Poren drang. Er schaute auf die Uhr. Ihm blieb noch Zeit für einen kleinen

Spaziergang zum Liffey, auf den die Briten 1916 ein Kanonenboot geschickt hatten, um nach Dublin hineinzuschießen und so den Osteraufstand niederzuschlagen. Kein Wunder, dachte Shaw, dass die Iren noch immer ein bisschen empfindlich waren, was ihren Nachbarn im Osten betraf.

Kriege ... Sie waren so leicht vom Zaun zu brechen und so schwer zu beenden. Shaw wusste das leider aus Erfahrung.

Wieder schaute er auf die Uhr. Es war an der Zeit, sich mit Anna zu treffen.

Anna Fischer. Geboren in Stuttgart. Studium an Universitäten in England und Frankreich. Nun lebte sie in London, es sei denn, sie war auf Vortragsreise - und genau das war sie gerade, und zwar in Dublin. Deshalb war auch Shaw in dieser Stadt. Er und Anna trafen sich häufig an den verschiedensten Orten auf Erden, doch diesmal war es etwas anderes. Und Shaw, der Mann ohne Nerven, spürte plötzlich, wie sein Herz schneller schlug und sein Atem flacher wurde. Es war wirklich Zeit.

## *Kapitel 12*

Dank seiner langen Schritte und seiner aufgestauten Erwartung brauchte Shaw nur zehn Minuten bis zum Trinity College. Annas Vorlesung war fast vorüber, und Shaw wartete an einem Nebeneingang auf sie, nicht weit von Maggie's Bookshop, einem Lieblingsladen von ihnen beiden.

Ein paar Minuten plauderte Shaw mit der Besitzerin, um sich die Zeit zu vertreiben, und sah die Buchregale durch. In einem Regal entdeckte er ein Buch von Anna, das sich mit dem Ursprung faschistischer Systeme beschäftigte und den Titel trug: *Polizeistaaten, eine historische Untersuchung*. Die Liebe sei-

nes Lebens liebte den Spaß und war ebenso emotional wie romantisch, aber sie besaß auch einen IQ weit jenseits der Grenze zum Genie, und die Dinge, die ihr berufliches Leben beherrschten, waren bitterernst. Gab es eine großartigere Mischung, in die man sich verlieben konnte, als die von Geist und Schönheit?

Als Anna aus dem Saal kam, umarmten sie sich. Dabei drückte Anna ihre langen Finger an Shaws Steißbein und ließ sie seine Wirbelsäule hinaufwandern. Anna fühlte stets den Schmerz in ihm; dabei war er ein Mann, der so etwas für gewöhnlich gut zu verbergen wusste.

»Verspannt?«, fragte sie. Ihr deutscher Akzent war kaum herauszuhören. Nach der letzten Zählung sprach Anna Fischer fünfzehn Sprachen, alle akzentfrei. Nach sechs Jahren in Oxford, wo sie brillante Artikel und Bücher verfasst hatte, war sie als Simultandolmetscherin zur UNO gegangen. Schließlich hatte sie eine Stelle in einem Think-Tank in London angenommen, wo sie über internationale Politik und globale Fragen von schier unfassbarer Komplexität gearbeitet hatte - Fragen, auf die es keine leichten Antworten gab. Sie war viel klüger als Shaw, ließ es ihn aber nie spüren.

»Ein bisschen«, antwortete er nun.

»War es der Flug von Holland?«

»Nein, der war toll. Ist bloß eine alte Verletzung, die ich mir beim Rugby geholt habe.« In Wahrheit war natürlich der Sprung in den verpesteten Kanal der Grund für die Verspannungen, aber das musste sie ja nicht wissen.

»Hach! Jungs und ihre Spiele!«, tadelte sie ihn spöttisch.

»Und das hier? Hast du dir das auch beim Rugby geholt?« Sie deutete auf den blauen Fleck in Shaws Gesicht, den er dem

Perser zu verdanken hatte, dem Kerl, der nie wieder in Freiheit kommen würde.

»Das Gepäck kam ein wenig schneller aus der Maschine, als ich gedacht habe. Es sieht schlimmer aus, als es ist.«

Als sie einander schließlich wieder losließen, schaute Anna zu ihm hinauf; doch mit ihren eins achtzig und dank ihrer hohen Absätze musste sie sich nicht allzu weit recken.

»Wie war die Vorlesung?«, fragte er.

»Ziemlich gut besucht. Aber das lag wohl vor allem am hervorragenden und noch dazu kostenlosen Buffet, das eines der besten indischen Restaurants der Stadt ausgerichtet hat. Ich bin enttäuscht, dass du nicht gekommen bist. Dann hätte ich mir dich wenigstens in Unterwäsche vorstellen können.«

»Warum vorstellen, wenn du es auch in echt haben kannst?«

Anna küsste ihn und schlang ihre langen, schlanken Finger um seine Hände.

Shaw hielt ihr das Buch hin, das er gerade gekauft hatte.

»Du hast dafür *bezahlt*?«, sagte sie. »Ich hätte dir umsonst eins geben können. Sie haben mir alle nicht verkauften Exemplare geschickt. Es waren so viele, dass ich in meinem Büro Möbel daraus gemacht habe.«

»Na ja, für das hier bekommst du in jedem Fall Tantiemen. Signierst du es für mich?«

Anna holte ihren Stift heraus und schrieb etwas ins Buch. Als Shaw nachschauen wollte, sagte sie. »Lies es später. Nach Dublin.«

»Danke.«



»Du interessiert dich für Polizeistaaten?«, fragte sie.

»Ich komme so viel herum, dass ich mich mindestens einmal im Monat in einem solchen aufhalte.«

Vor drei Jahren war Shaw förmlich in Anna hineingerannt, in einer Gasse in Berlin. Anna wurde soeben von zwei Männern überfallen, und Shaw hatte gerade eine Mission hinter sich, nicht unähnlich der in Amsterdam, und war dementsprechend mieser Laune. Als die Schläger ihn sahen, begingen sie einen großen Fehler: Sie glaubten, nun könnten sie gleich zwei Opfer auf einmal ausrauben.

Die Polizei, die ein paar Minuten später erschien, rief den Rettungswagen, um die beiden bewusstlosen Räuber abholen zu lassen. Den einen hatte Shaw so hart am Kinn getroffen, dass er sich fast die Hand gebrochen hätte.

Von dem Moment an, da er Anna Fischer zerschunden und blutend in der schummrigen Gasse der deutschen Hauptstadt gesehen hatte, wusste Shaw, dass sein Herz ihm nie mehr allein gehören würde.

Inzwischen waren seit diesem ersten Zusammentreffen fast drei Jahre vergangen, und Annas Gefühle für Shaw waren immer stärker geworden. Shaw wusste, dass sie ihn liebte; aber er spürte auch ihre wachsende Verwirrung ob seiner Weigerung, sich enger zu binden.

Nun, das würde sich jetzt ändern. Shaw war Frank zwar noch nicht los, aber er konnte nicht länger warten. Er würde schon dafür sorgen, dass das hier klappte ... irgendwie.

»Du bist so nachdenklich«, bemerkte Anna beim Abendessen. Mit ihren 38 Jahren trug sie ihr Haar noch immer lang. Verführerisch legte es sich in Wellen um ihren germanischen Leib, der wie gemeißelt war.

»Ich bin bloß hungrig«, erwiderte Shaw. »Ich nehme an, Coddle gibt es hier nicht.« Coddle war ein Arbeiteressen, bestehend aus Speck, Kartoffeln, Zwiebeln und Wurst, mit Pfeffer gewürzt.

»Hier nicht, aber wir können auch woandershin gehen.«

»Ist schon okay. In den letzten Jahren ist das Essen in Dublin deutlich besser geworden.«

»Ja, obwohl ich noch immer nicht verstehe, warum im Irish Stew keine Möhren sind.« Anna lächelte schelmisch über ihr Weinglas hinweg. »Selbst die Engländer tun Möhren in ihren Eintopf.«

»Genau das ist der Grund, warum die Iren es *nicht* tun.«

Später, nach dem Essen, fragte Anna: »Erzähl mal, was hast du diesmal in Amsterdam gemacht?«

»So wenig wie möglich.«

»Als Unternehmensberater läuft es im Moment wohl nicht so gut?«

»Lass uns gehen«, sagte Shaw. »Es gibt da einen Ort, den ich dir zeigen möchte.«

Shaw wusste, wie angespannt er klang, und er sah, dass Anna es auch fühlte.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte sie. »Du bist so ... ich weiß nicht, so geheimnisvoll.«

Shaw leckte sich die trockenen Lippen und versuchte sich an einem Lächeln. »Ich dachte, das Geheimnisvolle magst du so an mir.«

Shaw glaubte seinen eigenen Worten nicht, und es war offensichtlich, dass Anna es auch nicht tat.

Er stand auf. Seine Knie zitterten ein wenig, und er verfluchte sich im Geiste selbst.

Ich bin aus dem dritten Stock in einen versifften Kanal gesprungen und habe fast im Alleingang eine Bande irrer Terroristen erledigt. Da sollte man doch meinen, ich würde mich nicht mehr wie ein liebeskranker Teenager aufführen.

Kure Zeit später betraten sie einen kleinen Pub nördlich der Liffey, dem viel ärmeren und weitaus weniger glamourösen Teil von Dublin. Doch beiden gefiel es hier.

Wie Anna einmal gesagt hatte: »An einer Stadt, die Swift, Stoker, Shaw, Yeats, Wilde, Beckett, Heaney und Joyce hervorgebracht hat, muss man einfach alles lieben.«

Shaw hatte gut gelaunt erwidert: »Ich stehe mehr auf Roddy Doyle.«

Anna hatte gekichert und erklärt: »Und ich auf Maeve Binchy.«

Nachdem sie sich einen Tisch im Pub gesucht hatten, bestellte Shaw. »Was ist das denn?«, fragt Anna, als das Essen gebracht wurde.

»Barm Brack. Eine Art Fruchtekuchen.«

»Fruchtekuchen? Benutzt man die hier nicht als Türstopper oder um Leute zu vergiften?«

Shaw schnitt ihr ein Stück ab. »Probier einfach mal. Du bist doch sonst so abenteuerlustig.«

Anna stach mit der Gabel in den Kuchen und traf auf Metall. Sie stocherte weiter und riss die Augen auf, als sie im Kuchen den Ring entdeckte.

Shaw sagte: »In den Legenden heißt es, dass jeder, der im Barm Brack einen Ring findet, bald heiratet.«

Jetzt gab es kein Zurück mehr; das wusste er. Die nächsten Augenblicken würden über den Rest seines Lebens entscheiden. Er schwitzte so stark, dass seine Kleidung klamm wurde. Schließlich atmete er tief durch, ließ sich vom Stuhl gleiten und kniete sich auf den alten Parkettboden, den Generationen von Säufern glatt geschliffen hatten - nun auch von mindestens einem Mann, der einen Heiratsantrag stellte. Shaw nahm Annas zitternde Hand, steckte ihr den Ring auf den Finger und fragte: »Anna Fischer, willst du mich heiraten?«

## *Kapitel 13*

Das Prasseln des Regens weckte ihn. Als er versuchte, wieder einzuschlafen, hielt das Vibrieren neben seinem Kopf ihn davon ab und entlockte ihm ein leises Stöhnen.

Shaw schnappte sich das Handy und las die Nachricht, die er gerade bekommen hatte.

Frank.

Im Bett neben ihm lag Anna. Sie hatten ihre Verlobung angemessen vollzogen und dann eine Flasche Dom Perignon konsumiert, wobei sie die Gläser gefährlich auf ihren Bäuchen balanciert hatten.

Anna schlief tief und fest weiter, als Shaw aufstand und ins Nebenzimmer ging. Dort wählte er eine Nummer - wohl wissend, dass sein Anruf sofort beantwortet werden würde.

»Und? Hast du deine Nummer im guten, alten Dublin abgezogen?«, fragte Frank fröhlich. Shaw sah ihn beinahe vor sich, wie er sich irgendwo, mehrere Zeitzonen entfernt, auf einem Stuhl lümmelte. Vermutlich hatte er noch dazu sein hochnäsiges Grinsen aufgesetzt, wie die Herrschaft es stets aufsetzte, wenn sie mit der Dienerschaft sprach.

»Was denn? Melden deine Jungs sich nicht regelmäßig bei dir? Nicht dass du es nötig hättest ...« Während er sprach, betrachtete Shaw die alte Narbe an seiner rechten Seite. »Und nebenbei bemerkt, hier haben wir jetzt drei Uhr *nachts*. Ist dir das schon mal in deinen Bumskopf gekommen?«

»Wir sind rund um die Uhr im Dienst, Shaw, sieben Tage die Woche. Du kennst die Regeln.«

»*Deine* Regeln.«

Shaw zog den Vorhang beiseite und starrte hinaus in den tristen Dauerregen.

»Wir brauchen dich, Shaw«, sagte Frank.

»Nein, tut ihr nicht. Außerdem brauchen auch Leute wie ich ein bisschen Erholung.«

»Deinem übellaunigen Tonfall entnehme ich, dass du nicht allein bist.«

Shaw war natürlich klar, dass Frank genau wusste, wo er war und in wessen Gesellschaft. Doch Franks Tonfall bewirkte, dass Shaw zurück ins Schlafzimmer ging, um nach Anna zu sehen. Sie schlummerte noch immer friedlich. Zum Glück hatte sie nicht bemerkt, dass Shaw gerade mit einem professionellen Psycho telefonierte.

Eines der langen, wohlgeformten Beine Annas lag auf dem Laken. Der Anblick rief in Shaw das heftige Verlangen wach,

sie zu wecken und es noch einmal mit ihr zu treiben. Aber er hatte ja noch Frank am Telefon. Also kehrte er mürrisch ins andere Zimmer zurück, schaute wieder zum Fenster hinaus und suchte jeden Winkel der Straße nach Franks Typen ab. Sie waren irgendwo da unten. Sie waren *immer* irgendwo da unten.

»Shaw? Lebst du noch?«

»Ich habe dir doch gesagt, wo ich hinfahre. Warum lässt du mich trotzdem überwachen?«

»Das hast du dir selbst zuzuschreiben, wegen deinem verrückten Gelabere von wegen Ruhestand und so.«

»Das war kein verrücktes Gelabere. Ich habe die Schnauze voll, Frank. Mein letzter Einsatz *war* der letzte.«

Shaw konnte förmlich sehen, wie Frank den Kopf schüttelte, sodass deutlich die tiefe Narbe im Nacken zu sehen war, wo er sich aus kürzester Entfernung eine 9mm-Kugel aus einer SIG Sauer mit maßgefertigtem Griff eingefangen hatte. Shaw kannte die Einzelheiten, weil er selbst diesen Schuss abgefeuert hatte.

»Wir haben eine Menge Arbeit vor uns. Die Welt ist ein gefährlicher Ort.«

»Ja, weil es Leute wie dich gibt.«

»Was wir tun, ist edel und gut. Eine Frage der Ehre.«

»Spar dir dieses Gelaber für die Frischlinge.«

Shaw hörte das Quietschen des Stuhls, als Frank sich aufsetzte.

Okay, jetzt kommt's.

Franks Stimme klang plötzlich hart wie Beton. »Und *wo* genau willst du in den Ruhestand gehen? In einem Hochsicherheitsknast?«

»Fünf Jahre waren abgemacht, Frank. Ich bin jetzt fast schon sechs dabei.«

»Du hättest mich beinahe umgebracht!«

»Du hattest eine Waffe auf mich gerichtet. Außerdem hast du deine Dienstmarke nicht gezeigt. Ich dachte, du wärst einer von den Pennern, die mich in den Rücken schießen wollten.«

»Ach ja? Willst du mir damit etwa sagen, du hättest mir nicht in die Rübe geschossen, hätte ich mit meiner Marke gewedelt?«

»Immerhin hab ich dich ins nächste Krankenhaus gebracht. Sonst wärst du verblutet.«

»*Krankenhaus?*«, brüllte Frank. »Du hast mich auf dem schmutzigen Parkplatz irgendeiner Metzgerbude mitten in Istanbul liegen lassen, das halbe Hirn in der Hand!«

»Glaubst du wirklich, es war nur das *halbe* Hirn?«

»Hör mal, ich ...«

Doch Shaw unterbrach ihn. »Ich habe in Notwehr auf dich geschossen, aber als deine Typen einen Monat später in Griechenland aufgetaucht sind, haben sie das offenbar anders gesehen. Also haben wir einen Deal gemacht, und an den habe ich mich gehalten. Sonst gibt es nichts mehr zu bereden.« Sie hatten tatsächlich einen Deal: Um nicht den Rest seines Lebens in irgendeinem sibirischen Höllenloch verbringen zu müssen, das Frank nach seiner Genesung genussvoll für ihn ausgesucht hätte, hatte Shaw sich einverstanden erklärt, während der nächsten fünf Jahre sein Leben aufs Spiel zu setzen,

um »Frieden und Sicherheit auf Erden zu sichern«, wie Frank sich poetisch auszudrücken pflegte. Shaw wollte aber auch ein wenig Frieden und Sicherheit in seinem Leben - und zwar jetzt. Mit Anna.

Das Arrangement mit Frank war jedoch dergestalt, als würde man am kleinen Finger von der Golden Gate Bridge hängen, während von der Bucht her ein starker Wind an einem zerrt. Und Shaw konnte sich auch keinen Anwalt von der Straße schnappen, um irgendwelche vertraglich zugesicherten Rechte einzuklagen. Deshalb hatte er sich auf ein weiteres, ein sechstes Jahr eingelassen, in dessen Verlauf er beinahe erschossen, erstochen, vergiftet und sogar in die Luft gejagt worden wäre. Als er seinerzeit erklärt hatte, die islamistische Terrorzelle in Amsterdam auszuschalten, sei »Kinderkram« gewesen, hatte er es genau so gemeint.

»Wären da nicht deine besonderen »Fähigkeiten« gewesen, hätte ich dir gar kein Angebot gemacht, sondern dich direkt in den Knast werfen lassen.«

Das war neu für Shaw. »Das Ganze ist also tatsächlich auf deinem Mist gewachsen? Warum?«

»Nachdem man mir das Hirn wieder in den Schädel gestopft hatte, sagte man mir, wir könnten einen Typen wie dich, der mich beinahe erledigt hätte, ganz gut auf unserer Seite gebrauchen.«

»Wenn das stimmt, solltest du einsehen, dass ich meine Schuld getilgt habe.«

In bedächtigem Tonfall erwiderte Frank: »Ich weiß nicht ... Ich muss mit meinen Leuten darüber reden. Ich selbst würde es vielleicht sogar über mich bringen, dich ziehen zu lassen, aber die da oben werden nicht allzu glücklich darüber sein.«



Shaw war es nie gelungen, Frank zu umgehen oder über seinen Kopf hinweg einen der Bosse zu kontaktieren. Der stämmige Glatzkopf schien so unüberwindlich zu sein wie einst die Berliner Mauer.

Ich hätte ihm nicht in den Nacken schießen sollen, sondern zwischen die Augen.

»Mir ist egal, ob die Bosse glücklich sind oder nicht! Sag denen einfach, was ich gesagt habe.«

»Bis dahin brauche ich dich aber erst einmal in Edinburgh. Anschließend in Deutschland ... in Heidelberg, um genau zu sein.«

Shaw schwieg ein paar Augenblicke, um seine Wut unter Kontrolle zu bringen. Dann sagte er: »Das ist das letzte Mal, Frank. Das war's dann! Du kannst deinen Leuten erzählen, was immer du willst. Kapiert?«

»Du bekommst deine Anweisungen auf dem üblichen Weg. In zwei Tagen. Genieß Dublin bis dahin. Und deine Freundin.«

Die Leitung war tot.

»Ich hasse dich, Frank«, flüsterte Shaw.

## *Kapitel 14*

Shaw schlich in das kleine Badezimmer. Die meisten europäischen Bäder waren klein; offenbar benötigten die Menschen hier weniger Platz, um zu baden und sich zu erleichtern, als der Rest der Welt. Er spritzte sich Wasser ins Gesicht, schaute auf und musterte sich im Spiegel.

Die meisten Leute hätten sein Gesicht als »rau« beschrieben. Selbst Anna hatte ihn einmal als »auf raue Art attraktiv« charakterisiert. Sein auffälligstes Merkmal waren immer schon seine Augen gewesen. Sie waren von einem ungewöhnlich hellen Blau, das so gar nicht zu seiner dunklen Hautfarbe passen wollte, die eher südländisch als angelsächsisch wirkte. Auch sein Haar war dunkel und wellig und hatte bisweilen seinen eigenen Willen. »Hübsch zerzaust« hatte Anna es einmal genannt. Doch wenn Shaw sich selbst anschaute, sah er nur einen gepeinigten Mann mit Narben, die so tief waren, dass er es kaum ertragen konnte.

Als hätte sie gefühlt, dass Shaw an sie dachte, erschien Anna plötzlich hinter ihm und schlang die Arme um seine nackten, kräftigen Schultern.

Sie trug sein T-Shirt. Bei Shaw saß es so eng, dass es sich über der Brust spannte, doch bei Anna wirkte es beinahe wie ein Kleid, obwohl sie auch nicht gerade klein war.

»Kannst du nicht schlafen?«, fragte sie.

»Es ist der Regen. Ich mag es nicht, wenn es nachts regnet.«

»Ich dachte, ich hätte dich mit jemandem reden hören.«

Shaw blickte sie im Spiegel an, während sie mit dem Finger über die Narbe an seiner Kehle fuhr - ein Souvenir von einem Besuch in der Ukraine. Anna hatte er gesagt, die Narbe stamme von einem Motorradunfall. In Wahrheit hatte er sie dem Wurfmesser eines Ex-KGB-Agenten zu verdanken, dessen einzige Qualifikation für den Job darin bestanden hatte, ein mordlüsterner Irrer zu sein. Das Messer hatte Shaws Halsschlagader um knapp zwei Zentimeter verfehlt. Trotzdem wäre er fast verblutet - und das an einem Ort, gegen den die Metzgerei in Istanbul, wo er Frank zurückgelassen hatte, wie die Mayo-Klinik wirkte.

Shaw hatte eine zweite Narbe an der rechten Körperseite, von deren Herkunft er Anna nie erzählt hatte, und das aus gutem Grund: Am liebsten hätte er vergessen, dass die Narbe überhaupt da war, denn jedes Mal, wenn er daran dachte, empfand er Scham. Er war gebrandmarkt. Wie ein Pferd. Nein, wie ein Sklave. Tatsächlich war das einer der Gründe, weshalb er jetzt in Dublin war: Er wollte etwas gegen dieses kleine Geschenk unternehmen.

»Und?«, hakte Anna nach. »*Hast* du mit jemandem gesprochen?«

Frank, die Narben und der KGB-Schlächter verschwanden aus Shaws Gedanken. Er fragte sich, ob Anna es sich vielleicht anders überlegte. Sein Antrag war mit einem tränenreichen Ja beantwortet worden - so leise, dass er es kaum hatte hören können. Dann hatten Leidenschaft und freudige Erregung die zukünftige Braut übermannt, und sie hatte den Antrag in neun weiteren Sprachen angenommen und ihren Tränen freien Lauf gelassen, sodass schließlich auch Shaw dem Weinen so nahe gewesen war wie nie zuvor als erwachsener Mann.

Doch nun lag noch etwas anderes als Glück in Annas Stimme. Es ist an der Zeit, es ihr zu sagen, beschloss Shaw.

Erneut spritzte er sich Wasser ins Gesicht, leckte ein paar Tropfen von seinen Fingern und drehte sich zu Anna um.

»Hör mal ... Ich bin gar kein Unternehmensberater«, begann er, »spezialisiert auf internationale Fusionen und Übernahmen ...«

»Ich weiß.«

»Was?«

»Ich kenne viele Unternehmensberater. Die wenigsten können zwei Bewaffnete k. o. schlagen, und noch seltener haben sie Messernarben am Leib. Und sie protzen fast immer mit ihrem

Geld. Außerdem habe ich deine Wohnung noch nie gesehen. In London sind wir ja immer bei mir.«

»Und das sagst du mir erst jetzt?«

»Weil es jetzt anders zwischen uns ist. Schließlich wollen wir heiraten.«

»Und wenn ich dir nicht gesagt hätte, was ich tue?«

»Dann hätte ich dich gefragt.«

»Willst du mich jetzt nicht mehr?«

»Hm, ich könnte immer noch Nein sagen ...«

»Ich bin kein Verbrecher.«

»Ich weiß. Sonst wäre ich nicht hier. Und jetzt sag mir die Wahrheit.«

Shaw lehnte sich mit dem Rücken ans Waschbecken und sammelte seine Gedanken. »Ich arbeite für eine internationale Polizeieinheit, die von den G8-Staaten gegründet worden ist. Wir kümmern uns um Dinge, die für einzelne Staaten entweder zu global oder zu heikel sind. Wir sind eine Art Interpol auf Speed. Allerdings mache ich jetzt keinen Außendienst mehr, sondern habe einen Schreibtischjob«, log er - und das gar nicht mal schlecht, wie er fand.

»Und was genau sind das für ›Dinge‹, um die ihr euch kümmert?«, fragte Anna.

»Wir versuchen, böse Leute davon abzuhalten, böse Dinge zu tun ... auf welche Art auch immer«, fügte er hinzu.

»Aber dein Job bei dieser Truppe ist nicht gefährlich? Obwohl du mitten in der Nacht angerufen wirst?«

»Das Leben ist immer gefährlich, Anna. Du kannst um eine Ecke gehen und von einem Bus plattgefahren werden.«

»Shaw, sei nicht so herablassend.«

»Mein Job ist nicht gefährlich, nein.« Er spürte, wie seine Haut immer wärmer wurde. Einen persischen Irren konnte er mit Leichtigkeit anlügen, Anna jedoch nicht.

»Und du wirst diesen Job weiterhin tun?«

»Eigentlich wollte ich in den Ruhestand gehen und mir was anderes suchen ...«

Annas Gesicht hellte sich auf. »Das hätte ich nicht gedacht!«

Ich auch nicht, ging es Shaw durch den Kopf. Und ich hoffe, dass ich lange genug lebe, um die Sache durchzuziehen.

»Verheiratet zu sein bedeutet, dass zwei Menschen *zusammen* leben, nicht getrennt.«

»Deshalb würdest du für mich deinen Beruf aufgeben?«

»Ich würde alles für dich aufgeben.«

Sie streichelte ihm die Wange.

»Warum?«, fragte er plötzlich.

»Warum was?«

»Du hättest jeden Mann haben können. Warum ich?«

»Weil du ein guter Kerl bist. Bescheiden. Tapfer. Aber so tüchtig du auch sein magst, Shaw, du brauchst jemanden, der sich um dich kümmert. Du brauchst mich. Und ich brauche dich.«

Shaw küsste sie und ließ die Finger über ihre Wange gleiten.

»Musst du sofort wieder weg?«, fragte sie.

Er senkte den Kopf. »Erst in zwei Tagen.«

»Und wohin diesmal?«

»Schottland.«

Shaw nahm Anna in die Arme. Ihre blonden Haare berührten sein Gesicht, und ihr Duft vermischte sich mit seinem Kanalgestank.

Sie liebten sich noch einmal. Nachdem Anna eingeschlafen war, schob Shaw sich eine Hand hinter den Kopf und legte die andere schützend auf Annas Arm.

Dann lauschte er dem Regen, der nicht enden wollte. Jeder Tropfen war wie eine Kugel, die Shaw direkt ins Hirn drang. Er hatte Anna gefragt, ob sie ihn heiraten wolle, doch nach dem Gespräch mit Frank fürchtete er, es könnte der größte Fehler seines Lebens gewesen sein.

## ***Kapitel 15***

R.I.C?«, sagte Anna, als sie Shaw, der gerade Kaffee einschenkte, die Zeitung zeigte.

Sie schob den Servicewagen ein Stück beiseite und entfaltete die Sonderbeilage, die aus der *Herald Tribune* gerutscht war.

Shaw schaute ihr über die Schulter. Der Artikel war lang und quoll vor Halbwahrheiten nur so über. Es war eine weitere reißerische Breitseite gegen die Regierung der Russischen

Föderation. Die Überschrift des Artikels hätte genauso gut lauten können: »Das Reich des Bösen, 2. Akt«.

Shaw las laut vor: »Der Russian Independent Congress, kurz R.I.C., und die ihm angeschlossene Gruppierung Freies Russland appellieren an die freien Länder der Welt, sich gegen Präsident Romuald Gorschkow und dessen Regierung des Terrors und der Unterdrückung zu stellen, ehe es zu spät ist.«

Anna schaute auf einen anderen Abschnitt und las vor: »Die Regierung Gorschkow hat politische Gegner in Geheimgefängnisse gesteckt oder ermordet, eine Politik der ethnischen Säuberung eingeleitet und im Geheimen Massenvernichtungswaffen produziert, was einen klaren Verstoß gegen sämtliche geltende Abrüstungsabkommen darstellt.« Sie drehte sich zu Shaw um. »Erst dieser Konstantin, dann all die angeblichen Toten und jetzt das. Hast du je von dieser Organisation gehört? R.I.C.?«

Shaw schüttelte den Kopf. »Da unten steht eine Webadresse.«

Anna holte ihren Laptop, fuhr ihn hoch und war eine Minute später mit dem WLAN des Hotels verbunden. Ihre Finger huschten über die Tasten, und eine bunte Webseite erschien.

»Schau dir mal diese Seite an.« Anna deutete auf den Monitor. »Gestern war die noch nicht online, sonst hätte ich davon gehört.«

Annas Handy klingelte. Sie schnappte es sich, hörte zu, stellte Fragen, hörte wieder zu. Schließlich schaltete sie das Gerät aus und blickte zu Shaw.

»Und?«, fragte er.

»Das war mein Büro. Wegen diesem Artikel ist die Hölle los. Gorschkow und seine Minister sind außer sich. Sie leugnen

alles und wollen wissen, wer hinter der Sache steckt. Sie reden von einer gewaltigen Schmutzkampagne.«

»Hast du eine Ahnung, wer dafür verantwortlich sein könnte?«

Anna schüttelte den Kopf. »Das weiß bis jetzt niemand. Es muss nicht unbedingt eine große Gruppe sein. Es sind keine Unsummen nötig, so eine Sache anzuleiern, obwohl diese Sonderbeilage sicher nicht billig war. Ein paar gute Computerleute können die ganze Welt mit Propaganda überfluten. Das haben wir schon oft genug erlebt.«

»Und aus irgendeinem Grund sind alle anderen auf den Zug aufgesprungen.«

Anna schaute auf den Computer und scrollte die Seite durch. »Böses Russland hier, böses Russland da ... Mein Institut hat mehrere Untersuchungen über Russlands Rückkehr zur Autokratie veröffentlicht. Das interessiert mich persönlich *und* von Berufs wegen. Im Moment gibt es Spannung zwischen Moskau und dem Rest der Welt, und das hier ist da bestimmt nicht hilfreich.«

»Nun ja, wenn man früh genug gewarnt ist, kann man entsprechend aufräumen«, bemerkte Shaw.

Anna schaute ihn nachdenklich an. »Genau da liegt das Problem. Unter solchen Umständen neigt mancher dazu, schneller den Abzug zu betätigen als klug wäre.«

»Jaja, die gute alte Zeit«, sagte Shaw. »Der Kalte Krieg in einer Neuinszenierung.«

Anna blickte ihn seltsam an. »Vielleicht will jemand die alte Weltordnung wieder zurück.«



Der Regen hatte aufgehört, und Shaw blieben noch zwei Tage mit Anna ... vielleicht aber auch sein ganzes Leben.

Er nahm sie in die Arme und sagte: »Zum Teufel mit den Russen.«

Er drückte Anna so fest an sich, dass sie keuchte: »Shaw, ich krieg keine Luft.«

Er ließ sie los, trat einen Schritt zurück und schaute nach unten.

Sie legte ihm einen Finger unters Kinn und drückte es hoch. »Wir sind verlobt. Du solltest glücklich sein.«

»Das bin ich auch. Glücklicher als je zuvor.«

»Du siehst aber nicht glücklich aus.«

»Weil wir uns wieder trennen müssen.«

»Aber nicht für lange. Bald sind wir wieder zusammen.«

Shaw umarmte sie erneut, drückte sie diesmal aber nicht so fest.

Dafür gibt es keine Garantie.

## ***Kapitel 16***

Zwei Tage später verabschiedete Shaw sich mit einem Kuss von der weinenden Anna.

»Wir müssen noch den Hochzeitstermin festlegen«, sagte er.

Sie schaute ihn seltsam an. »Ja, sicher.«

Shaw fuhr in seinem Leihwagen davon, aber nicht zum Flughafen, sondern nach Malahide Castle.

Malahide war Gälisch und bedeutete »auf der Stirn des Meeres«. Die Burg lag auf der Halbinsel von Howth im Norden der Bucht von Dublin. Sie war auf einer Anhöhe errichtet worden, von wo man einen weiten, ungehinderten Blick aufs Meer hatte, denn in alten Zeiten waren die Feinde häufig mit dem Schiff gekommen, um zu plündern und zu morden. Auf dem Gelände der Burg kam Shaw an großen Rasenflächen vorbei, auf denen einheimische Teams Rugby oder Cricket spielten. Von axtschwingenden Plünderern, die übers Meer gekommen waren, war nirgends mehr eine Spur zu sehen.

Shaw zahlte den Eintritt und wurde in die älteste noch bewohnte Burg Irlands gelassen. Von 1185 bis in die Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts hatte Malahide Castle ohne Unterbrechung der Familie Talbot gehört. Es sah hier genauso aus, wie man es von einer mittelalterlichen Festung erwartete: errichtet aus massiven Steinblöcken und mit beeindruckenden, runden Türmen an den Ecken, an denen Efeu emporrankte.

Shaw wartete, bis die Führung zu Ende war; dann ging er zu der kleinen, dünnen Frau, die gerade einer Hand voll Touristen alles über Malahide Castle, die Familie Talbot, die Schlacht am Boyne, die verschwundene Jungfrau und die vier Geister des Gemäuers erzählt hatte, einschließlich des koboldhaften »Puck«.

»Hallo, Leona.«

Die Frau erstarrte. Zuerst zögerte sie; dann drehte sie sich um und blickte zu Shaw hinauf. Leona Bartaroma war Mitte sechziger, doch ihr langes Haar war noch immer dunkel, ihr Gesicht beinahe faltenlos, die Lippen voll und rot geschminkt, was zu ihrer natürlichen Hautfarbe passte.

Sie sagte kein Wort, nahm Shaw am Arm, führte ihn rasch in einen kleinen Raum und schloss die Tür hinter ihnen.

»Was tust du denn hier?«, stieß sie hervor.

»Freust du dich denn gar nicht, mich zu sehen?«

»Wenn Frank herausfindet ...«

»Dank dir weiß Frank immer genau, wo ich bin.« Shaw drückte den Finger auf seine rechte Körperseite, dort, wo sich die Narbe befand. »Deshalb bin ich hier.«

Leona setzte sich hinter einen kleinen Holzschreibtisch, der mit geschnitzten Putten verziert war. »Ich verstehe dich nicht, Shaw. Ich glaube, ich habe dich nie verstanden.«

»Ich möchte, dass du es herausoperierst.«

»Ich bin im Ruhestand. Ich mache jetzt Führungen. Mit Chirurgie habe ich nichts mehr am Hut.«

Shaw trat näher an den Schreibtisch heran. »*Eine* Operation wirst du ja wohl noch schaffen.«

»Unmöglich.« Sie begann, die Papiere auf ihrem Tisch hin und her zu schieben.

»Nichts ist unmöglich, wenn man es nur entschlossen genug will.«

»Du bist ein Dummkopf.«

»Auch ich gehe bald in den Ruhestand, Leona, und ich will das Ding raushaben.«

»Dann such dir jemand anderen.« Ohne den Blick zu heben, deutete sie in den Raum hinein, als stünde irgendwo in einer

Ecke noch jemand, der über chirurgische Fähigkeiten verfügte.

»Nein, ich brauche dich, Leona. Ich weiß noch, wie du mir das Ding eingepflanzt hast. Wenn es nicht richtig herausgeholt wird ...«

Ihr dunkles Gesicht wurde sichtlich blasser. »Ich weiß gar nicht, wovon du redest.«

»Dirk Lundrell. Erinnerst du dich noch an ihn? Er hat versucht, seins rausmachen zu lassen. Sie haben noch immer nicht alle Teile von ihm gefunden.«

»Lundrell ist auch zu mir gekommen. Ich habe ihm das Gleiche gesagt wie dir: Nein!«

»Und wenn Frank einverstanden ist? Was dann?«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Frank so einer Operation zustimmen würde?«, sagte Leona verächtlich. »Wie ich hörte, kommt ihr beide noch immer nicht miteinander klar.« Sie lächelte. »Und Ruhestand? In deinem Job geht man nicht in den Ruhestand, Shaw.«

»Ich werde heiraten. Noch zwei Jobs, und das war's.«

»Ich weiß, was du in den vergangenen sechs Jahren gemacht hast«, sagte Leona in nüchternem Tonfall. »Und ich weiß auch, welche Risiken du eingegangen bist.« Sie hielt kurz inne, um ihn zu mustern. »Wie heißt die Frau?«

»Was?«

»Deine Verlobte. Wie heißt sie?«

»Anna.«

»Ich war auch mal verheiratet.« Leona schaute auf ihre Hände. »Liebst du sie sehr?«

»Sonst würde ich sie nicht heiraten.«

Leona schwieg einen Augenblick, während Shaw sie stumm musterte.

»Also gut. Wenn Frank einverstanden ist, hole ich dir das Ding raus.«

»Und werde ich es überleben?«

»Keine Operation ist ohne Risiko«, erwiderte Leona, fügte jedoch rasch hinzu: »Natürlich wirst du es mit größter Wahrscheinlichkeit überleben.«

Shaw stand auf. »Mehr wollte ich nicht wissen. Wir bleiben in Verbindung.« Er wandte sich zum Gehen.

»Wo kommt Anna her?«, wollte Leona wissen.

»Aus Deutschland.«

»Deutsche Frauen geben gute Ehefrauen ab. Hab ich jedenfalls gehört.«

Shaw schloss die Tür hinter sich. Nun musste er nur noch Frank überzeugen *und* die nächsten Tage überleben.

Drei Stunden später fuhr er mit einem Hochgeschwindigkeitskatamaran über die Irische See nach England. Normalerweise wäre er von Dublin nach Edinburgh geflogen, doch seine Anweisungen waren klar gewesen: zuerst die Fähre; dann, von Holyhead aus, den Schnellzug durch Wales nach London. Von dort mit einem Nachtzug in die schottische Hauptstadt. Shaw würde frühmorgens dort ankommen. Dabei hätte der Flug von Dublin nach Edinburgh nur eine Stunde gedauert.

In der Lounge des Katamarans saß Shaw am dritten Tisch von rechts an der Wand. Eine Lampe stand auf dem Tisch. Shaw hatte sie immer wieder aus- und eingeschaltet, in genau dem Rhythmus, wie man es ihm gesagt hatte.

Während er wartete, schlug er das Buch auf, um Annas Widmung zu lesen. Die Widmung war auf Französisch, doch Shaws Sprachkenntnisse reichten aus, um sie zu verstehen. Die Widmung war kurz und schlicht:

Liebe ohne Vertrauen ist nichts.

Als Shaw das Buch wieder zuklappte, hob er instinktiv den Blick.

Angelockt von den Lichtzeichen mit der Lampe kam ein Mann auf ihn zu.

## *Kapitel 17*

Shaw traf in Edinburgh ein und ging vom Bahnhof zum Balmoral Hotel an der North Bridge. Annas Widmung hatte sich ihm förmlich eingebrannt. *Liebe ohne Vertrauen ist nichts*. Gegen drei Uhr morgens schlief er ein und träumte von einem Leben mit Anna, einer Familie.

Vielleicht war das ja der Grund dafür, warum es begann ... schon wieder.

»Muddi! Wo ist Muddi?«

»Halt's Maul, du elendes Stück Scheiße. Du hast keine Mutter!«

Der kleine Junge, der gerade aus einem Albtraum erwacht war, schrie immer lauter: »Muddi!«

Einer der älteren Jungen äffte den Kleinen nach. »Muddi! Wo ist Muddi? Muddi ist tot. Deshalb bist du ja in 'nem Waisenhaus, du Blödmann.«

Ein anderer Junge lachte und spottete: »Muddi ist hinüber! Muddi ist tot, mausetot!«

Dann hörten alle die langsamen Schritte, und Stille senkte sich über den Raum. Nur die erstickten Schreie des kleinen Jungen waren noch zu hören.

»Muddi! Wo ist Muddi?«

Die untersetzte alte Nonne kam in den Raum und ging zum Bett des kleinen Jungen. Selbst im Dunkeln wusste sie offenbar genau, wohin sie ihre Schritte setzen musste. Sie nahm den Jungen in den Arm, wiegte ihn, strich ihm übers Haar und küsste ihn auf die Wange.

»Das war nur ein böser Traum. Ich bin ja hier, Kind. Alles ist gut. Nur ein böser Traum.«

Ihre Gegenwart beruhigte den Jungen, wie jedes Mal, und schließlich verstummte sein Schluchzen. Er war ziemlich groß für sein Alter, doch die Nonne war trotz ihres Alters kräftig. Die Jahre schienen sie nicht geschwächt zu haben, obwohl es hier vieles gab, was sie hätte ermüden können.

Die Nonne legte den Jungen wieder auf sein kleines Bett, von denen insgesamt 26 in einem Raum standen, der nur für die Hälfte vorgesehen war. Die Jungen hätten zum Gemeinschaftsbad laufen können, ohne einen Fuß auf den Boden setzen zu müssen, so dicht standen die Betten beieinander. Aber sie hatten zumindest eine Schlafstelle, ein Dach über dem Kopf und litten keinen Hunger.

Als die Nonne in ihre Zelle zurückkehrte, lauschten 52 Ohren ihren gemessenen Schritten. Kaum hatte die Tür sich hinter ihr geschlossen, sagte einer der älteren Jungen: »Und dein Alter ist auch tot! Der hat sich kaputt gesoffen, ich hab's selbst gesehen!«

»Und deine Muddi ist 'ne Leiche«, höhnte der andere Junge erneut, diesmal jedoch leiser, denn die Nonne war zwar ganz in Ordnung, aber auch ihre Geduld kannte Grenzen.

Diesmal schrie der kleine Junge nicht, und er begann auch nicht zu zittern, wie es manchmal der Fall war, wenn die anderen ihn verspotteten.

Eine Stunde später hörte die Lästerei auf. Alle schliefen.

Bis auf einen.

Der kleine Junge stieg aus dem Bett, ließ sich zu Boden gleiten und robbte los wie die Soldaten, die er im alten Schwarzweißfernseher der Nonne gesehen hatte, denn manchmal ließ sie ihn zu sich herein und gab ihm einen frisch gepressten Orangensaft und eine Scheibe Brot, dick mit Butter und Marmelade bestrichen.

Der Junge erreichte das Bett des schlimmsten Spötters und stemmte sich langsam hoch.

Dann zuckte eine Hand vor und schloss sich um den Hals des anderen, größeren Jungen. Fast gleichzeitig traf die andere Hand, zur Faust geballt, ihn voll ins Gesicht. Blut spritzte auf die Bettdecke. Der kleine Junge spürte die warme, klebrige Flüssigkeit auf seinem Arm, roch den Schweiß und die Furcht des anderen.

Blut, Schweiß und Angst - dies alles sollte der kleine Junge in seinem späteren Leben noch viele Male bei anderen Menschen spüren.



Noch einmal schlug er dem größeren Jungen die Faust ins Gesicht, mit voller Wucht, wieder und wieder, bis ihn etwas Hartes ins rechte Auge traf. Sein Gesicht fühlte sich augenblicklich geschwollen an. Ein knöchiges Knie traf ihn schmerzhaft in den Leib, trieb ihm die Luft aus der Lunge. Trotzdem ließ er nicht locker, drosch unerbittlich auf den anderen ein, trat mit den Füßen, stieß mit dem Kopf gegen die Brust des Jungen unter ihm, biss und spuckte. Er spürte, wie ihm das eigene Blut übers Gesicht lief, schmeckte es auf den Lippen. Es war salzig und dickflüssig, und ihm wurde übel. Doch er ließ nicht von seinem Opfer ab.

»Muddi!«, hörte er sich schreien. Seine Arme und Beine bewegten sich wie Zylinderkolben, und seine Brust fühlte sich so hart an, als wäre sie von der Anstrengung zu einer festen Masse geworden.

»Muddi ... ist ...«, keuchte er.

Hände rissen an ihm, und Nägel krallten sich wie Klauen in seinen Rücken. Jemand schrie ihm etwas ins Ohr, doch es hörte sich an, als käme die Stimme von der anderen Seite eines Wasserfalls.

Der kleine Junge schlug blind vor Wut auf Fleisch, Knochen, Knorpel, obwohl die Klauen verzweifelt an ihm zerrten. Immer mehr Blut floss in seinen Mund. Der Geschmack des Meeres.

»Muddi ... ist ... nicht ...«

Er rammte dem anderen Jungen das Knie in die Weichteile. Er wusste, wie weh das tat, denn das hatten die anderen mit ihm selbst schon gemacht. Der ältere Junge wimmerte und erschlaffte.

Der kleine Junge fand noch genug Luft, um zu kreischen:  
*»Muddi ist nicht tot!«*

Dann packten die Klauen fester zu, zerrten mit solcher Kraft an ihm, dass er sich vom Gegner löste wie ein krummer, rostiger Nagel, der aus Holz herausgehobelt wird. Keuchend und blutend fiel er zu Boden. Aber er weinte nicht.

Von diesem Tag an sollte er nie wieder weinen.

## ***Kapitel 18***

Shaw setzte sich im Bett auf. Er roch seinen Schweiß und schmeckte ihn auf den Lippen. Er stand auf, öffnete das Fenster und ließ die Schrecken eines sechsjährigen Jungen von der kühlen Luft Edinburghs davontragen.

Shaws Zimmer im Balmoral ging auf die Princess Street hinaus, eine elegante Hauptverkehrsstraße voller Läden, Pubs und Restaurants. Rechts erhob sich der große Hügel mit der riesigen Burg von Edinburgh, gegen die Malahide Castle geradezu winzig wirkte. Der Palast von Holyroodhouse, die offizielle Sommerresidenz der britischen Königsfamilie, markierte das andere Ende der Stadt.

*Muss 'ne feine Sache sein, eine offizielle Residenz zu haben,*  
ging es Shaw durch den Kopf.

»Muddi«, sagte er mit leiser Stimme. Seit fast einem Jahr hatte er nicht mehr diesen quälenden Albtraum gehabt. Er hatte schon geglaubt, ihn endlich los zu sein, doch wie bei vielen wichtigen Dingen in seinem Leben hatte er sich auch diesmal geirrt.

Shaw war am nächsten Tag aus dem Waisenhaus geworfen worden, obwohl die alte Nonne sich leidenschaftlich für ihn eingesetzt hatte. Der andere Junge, ein stämmiger Kerl von zwölf Jahren, war von dem kleinen Shaw schwer verletzt worden. Man hatte sogar erwogen, die Polizei einzuschalten. Aber wie sollte man einen Sechsjährigen strafrechtlich zur Verantwortung ziehen? Shaw erinnerte sich, Begriffe wie »vorsätzliche schwere Körperverletzung« gehört zu haben. Damals hatte er keine Ahnung gehabt, was das bedeutete, aber er hatte gewusst, dass er den anderen Jungen hatte umbringen wollen.

Schließlich aber war man zu der Ansicht gelangt, dass man ein Kind, das nicht einmal das Wort »Mutti« richtig aussprechen konnte, unmöglich eines Verbrechens anklagen könne.

Schwester Mary Agnes Maria ... was für ein wunderschöner Name das gewesen war. Alle hatten sie Schwester MAM genannt, was Shaw im Stillen in MOM geändert hatte. Eine andere Mutter hatte er nie im Leben gekannt.

Er hatte sich selbst »A Shaw« genannt, aber nicht, weil er *ein* Shaw war; der Grund dafür war vielmehr im Waisenhaus zu finden: An der Wand über dem Bett des Jungen, der Shaw gegenüber geschlafen hatte, war der Buchstabe »A« gemalt gewesen. Einst war er Teil eines Wortes gewesen, doch das »M«, das »E« und das »N« waren mit der Zeit verblasst, und die arme, überbeschäftigte Schwester Mary Agnes Maria hatte nie die Zeit gefunden, das ursprüngliche »AMEN« zu rekonstruieren.

Shaw hatte das nicht gestört. Er hatte sich den Buchstaben angeschaut und sich vorgestellt, wie die Linien des »A« sich verformten, bis sie sich in das runde Gesicht seiner Mutter verwandelt hatten. Der Querstrich in der Mitte bog sich dabei zu einem Lächeln, weil seine Mutter sich unbändig freute, ihn zu sehen. Sie war zu ihm zurückgekommen. Sie würden wie-

der zusammen sein. Sie würden von hier verschwinden. Das »A« war sein Freund.

Doch jedes Mal, wenn die Sonne aufging, war der Buchstabe verblasst, und Shaws Träume waren der trostlosen Realität gewichen. Seit jener Zeit hatte Shaw die Nacht stets mehr genossen als den Tag. Er würde für immer ein Nachtmensch bleiben.

Die Jahre waren schnell vergangen. Shaw kam von einem Waisenhaus ins andere, doch nirgends fand er noch einmal eine Schwester Mary Agnes Maria. Dann kamen die Pflegeheime und andere Einrichtungen für Kinder, die zwar nicht kriminell waren, aber doch so gefährdet, dass niemand sie haben wollte. So ging es Jahr für Jahr, Tag für Tag, bis zu Shaws 18. Geburtstag ...

Shaw schloss das Fenster und setzte sich aufs Bett. Der Mann auf der Hochgeschwindigkeitsfähre von Dublin hatte Kontakt zu ihm aufgenommen, und sie waren zu den offenen Luken am Heck gegangen. Als Wind und Maschinenlärm ihr Gespräch übertönten, hatte der Mann Shaw einen Teil von dem erklärt, was er wissen musste, wobei er Shaw mit einem Blick gemustert hatte, der besagte: *Wenn du das überlebst, grenzt es an ein Wunder.*

Im Schnellzug von Wales nach London hatte Shaw aus dem Fenster geblickt, hatte den Anblick von Meer und Bergen genossen und die Alltagsgespräche der anderen Passagiere weitgehend ignoriert. In seinem Leben gab es keinen Alltag; nichts war normal, und so fand er auch keinen Bezug zu der Welt anderer Menschen.

Mit Ausnahme von Anna. Sie war seine erste und einzige Verbindung zum Rest der Menschheit.

Im Nachtzug nach Schottland bekam er erneut Besuch, diesmal im Schlafwagen, von einer Frau. Sie war jung, sah aber alt aus. Körperlich war sie durchaus attraktiv, doch schien sie den Lebensmut verloren zu haben. Sie war nur noch eine leere Hülle. Leute wie Frank hatten ihr die Seele aus dem Leib gerissen. Mit müder Stimme hatte sie Shaw den Rest von dem erklärt, was er wissen musste. Nichts wurde je niedergeschrieben; also merkte er sich alles. Machte er auch nur den geringsten Fehler, war er so gut wie tot. So einfach war das.

Shaw stand auf, zog sich an und schaute erneut auf das Buch, in das Anna die Widmung geschrieben hatte.

Liebe ohne Vertrauen ist nichts.

Sie schlief bestimmt schon. Er rief trotzdem an. Überraschenderweise meldete sie sich bereits nach dem zweiten Klingeln.

»Ich habe gehofft, dass du es bist«, sagte sie mit wacher Stimme. »Wie war die Reise?«

»Ich habe die Widmung gelesen.«

Anna schwieg.

Shaw schluckte. »Ich *will* dir vertrauen. Ich *tue* es schon. Schließlich habe ich dir gesagt, was ich beruflich mache. Weißt du eigentlich, wie schwer das für mich war?«

»Ja, aber es gibt offensichtlich noch andere Dinge, die du mir nicht sagen kannst.«

»Stimmt«, gab er zu.

»Wenn wir verheiratet sind, wirst du dann auch ohne ein Wort gehen? Und ohne ein Wort wieder auftauchen?«

»Ich werde in den Ruhestand gehen. Das sagte ich dir doch schon. Und ich habe einen Schreibtischjob.«

»Beleidige meine Intelligenz nicht mit Geschichten über Gepäckstücke, die aus Flugzeugen fallen. Und Leute mit einem Schreibtischjob gehen nicht in eine Burg, ohne eine Führung mitzumachen. Und sie nehmen sich auch nicht die Zeit, um mit Fähren von Irland nach Schottland zu fahren. Hast du dich dort mit jemandem getroffen?«

Annas Worte trafen ihn wie Fausthiebe. »Du hast mich verfolgt?«

»Natürlich. Ich will dich heiraten, und ich hasse den Gedanken, dich zu verfolgen, geschweige denn es zu *tun*.« Ihre Stimme zitterte, und Shaw hörte ein leises Schluchzen. Er wünschte sich, er könne sie in den Arm nehmen und ihr sagen, alles werde wieder gut; doch er hatte sie schon genug angelogen.

Shaw fand seine Stimme wieder. »Du kannst immer noch einen Rückzieher machen, Anna. Ich würde das verstehen.«

Ihr Tonfall wurde harsch. »Du würdest es verstehen? Das gefällt mir nicht. Du solltest es *nicht* verstehen. So wäre es jedenfalls bei mir, wenn du gehen würdest.«

»Ich liebe dich, und ich werde dafür sorgen, dass alles gut geht. Das verspreche ich dir.«

Shaw glaubte, neuerliches Schluchzen zu hören, und seine Schuldgefühle wuchsen.

»Und wie willst du dafür sorgen?«, fragte Anna. »Kannst du mir das sagen?«

»Nein«, antwortete Shaw ehrlich. »Das kann ich nicht.«

»Wohin fährst du von Schottland aus?«

»Nach Heidelberg.«

»Meine Eltern wohnen gut eine Stunde von dort entfernt, in einem kleinen Ort namens Wisbach, nicht weit von Karlsruhe. Sie haben einen Buchladen. Geh sie besuchen. Sie heißen Wolfgang und Natascha. Nette Leute. Freundliche Leute. Ich habe mir schon lange gewünscht, dass du sie kennenlernst, aber du warst immer zu beschäftigt.«

Shaw war nicht zu beschäftigt gewesen - er hatte zu viel Angst gehabt.

»Du willst, dass ich ohne dich zu ihnen fahre?«

»Ja. Bitte meinen Vater um meine Hand. Wenn er Ja sagt, werden wir heiraten ... falls du dann noch willst.«

Ihre Worte erstaunten ihn. »Anna, ich ...«

Anna redete rasch weiter. »Wenn es dir die Sache wert ist, fährst du zu ihnen. Ich werde ihnen sagen, dass du kommst. Fährst du nicht, habe ich meine Antwort.«

Anna unterbrach die Verbindung. Langsam legte Shaw den Hörer auf und starrte auf das Blatt Papier auf dem Schreibtisch, auf das er immer wieder den Namen Anna Fischer geschrieben hatte. Er zerriss das Blatt, verließ das Balmoral und ging die Princess Street hinunter, vorbei an den geschlossenen Geschäften. Zwei Stunden später schlenderte er noch immer durch die alte schottische Hauptstadt, als die Sonne aufging und lange Schatten über die Stadt warf - Schatten, in denen Shaw sich jeden seiner Albträume vorstellen konnte, und davon hatte er mehr als die meisten anderen Menschen.

Er würde zu Annas Eltern und ihrem Buchladen in Wisbach fahren, und er würde sie um die Hand ihrer Tochter bitten.

Ja, das würde er tun ... falls er dann noch lebte.

»Wo ist Muddi?«, flüsterte er ins Halbdunkel, als er ins Balmoral zurückkehrte, um sich auf seine möglicherweise letzten Stunden auf Erden vorzubereiten.

## *Kapitel 19*

Das Hochhaus am Dulles High-Tech Corridor lag größtenteils im Dunkeln. Das Unternehmen Pender & Associates besaß das gesamte Gebäude. Sie hatten eine achtstellige Summe für einen Büroturm mitten in einer der teuersten Gegenden des Landes bezahlt. Wenngleich die Firma Pender & Associates hieß, wurde sie nur von einem einzigen Mann geführt, ihrem Gründer, Richard »Dick« Pender.

Er hatte ein Gesicht wie gemeißelt, perlweiße Zähne und ein strahlendes Lächeln, und sein Haar war so perfekt frisiert wie das eines Fernsehpredigers. Wenn er sprach, redete er so aalglatt wie ein Strafverteidiger in seinen besten Jahren. Und er lächelte *immer*, auch wenn er einem gerade ein Messer in den Rücken ramnte.

Sein Motto war einfach: Warum Zeit damit verschwenden, die Wahrheit herauszufinden, wenn man sie genauso gut erschaffen kann?

Penders Arbeit nannte man *Perception Management* oder kurz PM. PM-Firmen wurden dafür bezahlt, überall auf der Welt festzulegen, was wahr ist und was nicht. Einige traditionelle Lobbyistenfirmen betrachteten sich ebenfalls als PM-Firmen, waren es aber nicht. Tatsächlich gab es nur eine Handvoll



reinrassiger PM-Leute, und Pender & Associates gehörten zu den Besten der Welt.

Dick Pender konnte jedes Geheimnis vergraben, egal, wie sehr die Presse sich bemühte, es zutage zu fördern. Auch hatte er bei Gelegenheit den ein oder anderen Krieg vom Zaun gebrochen oder forciert - einen Krieg, der auf bestimmten »Wahrheiten« gründete. Wenn jemand herumzustochern begann, verbarg er die Gründe dafür unter solch verwirrenden Schichten aus Fakten, Zahlen und Unwahrheiten, dass niemand sie je durchdringen konnte.

Größtenteils bestand Penders Arbeit im Erschaffen von »Wahrheiten« für bestimmte Zwecke. Dafür kassierte er riesige Summen sowohl von Regierungen als auch von Privatpersonen weltweit. Für seine Kunden war das *Erschaffen* der Wahrheit essenziell, denn die echte Wahrheit war unkalkulierbar. Doch was man selbst erschuf, hatte man unter Kontrolle. Und so war der Unterschied zwischen der wirklichen und der erschaffenen Realität in seiner Wirkung so groß wie der Unterschied zwischen einer herkömmlichen Bombe und einer Atomwaffe.

An diesem Abend erwartete Pender einen besonderen Gast. Der Privataufzug brachte den Besucher in den obersten Stock. Eine Tür wurde geöffnet, und Nicolas Creel, in einen schwarzen Mantel gehüllt, wurde in den Raum geführt, der von einem großen, nur von einer Seite durchsichtigen Fenster beherrscht wurde, durch das der Rüstungsmogul in die digitalisierte Hightechschtzentrale von Pender & Associates schauen konnte.

Pender setzte sich zu ihm. »Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug, Mr. Creel.«

»Keine Ahnung. Ich habe die ganze Zeit geschlafen.«

»Irgendjemand hat mir gegenüber erwähnt, Sie hätten es auf der Forbes-Liste unter die fünfzehn reichsten Menschen der Welt geschafft.«

»Stimmt«, bestätigte Creel in desinteressiertem Tonfall.

»Achtzehn Milliarden Dollar?«, schätzte Pender.

»Zweiundzwanzig.«

»Glückwunsch.«

»Wofür? Nachdem ich meine erste Milliarde hatte, haben die restlichen keinen großen Unterschied mehr gemacht. Es ist ja nicht so, als hätten die nächsten einundzwanzig Milliarden meinen Lebensstil großartig verändert. Und jetzt zu Ihrem Bericht.«

Pender deutete auf das große Fenster, hinter dem Dutzende Mitarbeiter schufteten. »Unsere gesamte Kommandozentrale konzentriert sich auf dieses eine Projekt. Dreißig Leute, Hunderte von Computern, riesige Datenbanken und eine Internet-pipeline, die es sogar mit der von Google aufnehmen kann.«

»Und Sie sind absolut sicher, dass man es nicht hierher zurückverfolgen kann?«

»Wir haben die außergewöhnlichsten Sicherheitsmaßnahmen getroffen, einschließlich des Diebstahls der elektronischen Identitäten Hunderter Webseiten und Internetportale. Sollte jemand die Information zurückverfolgen wollen, wird er auf der offiziellen Seite des Vatikan oder des Roten Kreuzes landen, um zwei Beispiele zu nennen. Auch unsere eigene Seite haben wir zusammen mit denen unserer Konkurrenten daruntergemischt.«

»Sollte jemand also auf Sie stoßen, könnten Sie sich immer noch mit Identitätsdiebstahl herausreden?«

»Warum die Nadel im Heuhaufen verstecken, wenn man viele Nadeln machen kann?«, erwiderte Pender selbstsicher.

»Und Ihre Leute?«

»Die werden außergewöhnlich gut bezahlt und sind mir verpflichtet. Außerdem haben sie keine Ahnung von Ihrem ... äh, *Interesse* an der Sache. Es würde sie ohnehin nicht kümmern. Leute mit Gewissen werden hier nicht eingestellt. Wir scheren uns nicht um die Konsequenzen unserer Arbeit. Das obliegt unseren Kunden.«

»Welch erfrischende Einstellung. Und die anfängliche Wirkung war genau das, was wir uns erhofft hatten.«

»Ja, das ist wohl ein bisschen ausgefeilter als Geschichten über brutale Eindringlinge, die Wüstenbabys aus Inkubatoren reißen, um bestimmte Länder in einen Krieg zu ziehen«, sinnierte Pender und lächelte überheblich. »Aber Sie haben wirklich gut gewählt, Mr. Creel. Wir mussten die Sache nur ins Rollen bringen, und alle sind auf den Zug aufgesprungen.«

»Der Russische Bär ist ein leichtes Ziel. Wo haben Sie eigentlich die Tausende von toten Russen her?«

»Sie stammen aus einer aufgebohrten Version des guten, alten Photoshops. Aber wir haben auch mit ein paar echten Opfern aus alten KGB-Akten gearbeitet. Wenn Sie fünf echte Leichen haben, gehen alle davon aus, dass die anderen 32 000 genauso echt sind.«

»Wie vorausschauend von Ihnen.«

»Das ist mein Job. Ich sehe richtiggehend vor mir, wie sich in Präsident Gorschkows Hirn ein Aneurysma nach dem anderen bildet. Lassen Sie mich mal sehen. Wir kümmern uns also um den Vesuv ...« Er deutete auf Creel. »Sie kümmern sich doch um die undichte Stelle, nicht wahr?«

»Ja. Aber leiten Sie trotzdem alles an mich, was auf Ihrem Schreibtisch landet und vielversprechend aussieht. Ich mache dann von dort aus weiter.«

»Nicht dass Ihre Motive mich kümmern würden, aber ich habe gelesen, dass Ares nun schon zum vierten Mal in Folge seine Quartalsziele verfehlt hat.«

»Das ist nur die Spitze des Eisbergs. Wir bluten finanziell aus. Ich war fest davon überzeugt, dass der Irakkrieg der Beginn des Armageddons im Nahen Osten sein würde, und dementsprechend haben wir uns aufgestellt. Doch nach großem Ah und Oh zu Beginn wurde das Ganze zu einem jahrelangen Wettpinkeln mit Schreckschusspistolen. Ich habe keinen Hundertfünfzig-Milliarden-Dollar-Konzern aufgebaut, damit meine Leute in al-Anbar Kartoffelsalat für GI Joe anrühren. Das war eine gewaltige Fehlkalkulation, und die Verantwortung dafür liegt bei mir. Aber ich werde uns wieder da rausholen. Deshalb habe ich Sie angeheuert. Ich bin für meine Leute verantwortlich.«

»Ja, sicher«, pflichtete Pender ihm zurückhaltend bei. »Und wir haben natürlich auch erhöhtes Interesse daran. Die Leute ziehen sich ›Vergesst Konstantin nicht‹-T-Shirts über, mit denen wir sie versorgen, und es wird ein neuer Film produziert, in dem wir die Faust mit dem Ruf ›Freiheit für Russland‹ erheben. Vielleicht gehen wir sogar nach Washington, um uns von ausgewählten Politikern umschmeicheln zu lassen.«

»Gibt es irgendwelche Problemfelder?«

»Drei.« Pender schaute auf seinen Computermonitor. »Im Laufe der nächsten Woche werden einhundertachtundvierzig ausführliche Reportagen über die ›Rote Gefahr‹ auf der ganzen Welt publiziert. Bis auf zwei werden alle auf unserer Linie sein. Eine in Spanien, eine in New York. Der Kerl in Spa-

nien ist besonders hartnäckig; allerdings arbeitet er auch schon seit zwei Jahren an einem Skandal in der spanischen Königsfamilie. Morgen wird er Dokumente erhalten, die sein Interesse an dieser Story erneuern sollten.«

»Und der Bursche in New York?«

»Seine Frau vermutet schon seit geraumer Zeit, dass ihr Mann sie betrügt. Sie wird morgen ebenfalls ein Geschenk erhalten mit dem Beweis, dass ihre Ahnung sie nicht getrogen hat. Damit wäre ihr Göttergatte raus aus dem Spiel. Scheidungen können wirklich übel und zeitraubend sein. Leider spreche ich da aus Erfahrung.«

»Und Sie hatten diese Sache rein zufällig in der Schublade?«

»Ich habe Akten zu fast jedem Journalisten weltweit, der irgendwie von Bedeutung ist. Wir sammeln Geheimnisse, erschaffen Halbwahrheiten und geben diese Dinge anonym weiter, wenn es unseren Zielen nutzt.«

»Sie sagten, es gebe *drei* Problemfelder.«

»Es gibt einen Senator hier in den Staaten, der sich für einen Russlandexperten hält. Es heißt, dass er eine Anhörung mit äußerst skeptischen Vorzeichen plant.«

»Und was gedenken Sie dagegen zu unternehmen?«

»Wenn er das nächste Mal eine öffentliche Toilette benutzt, machen wir den Larry Craig mit ihm.«

»Dann *ist* Senator Craig also Opfer einer Verschwörung geworden?«

»Wer weiß? Wen kümmert's? Aber *diesen* Senator werden wir damit los.«

»Und wie nennen Sie diese Taktik?«

»Das ›Ich steck in der Scheiße‹-Manöver«, antwortete Pender lächelnd.

»Wie passend.«

»Eigentlich ziehe ich subtilere Maßnahmen vor, bei denen das Ziel gar nicht bemerkt, was geschieht. Erinnern Sie sich an die Reporter, die im Irak den Truppen angeschlossen waren?«

»Die den Krieg aus erster Hand erleben und entsprechend wahrheitsgetreu berichten sollten?«

»Ja, aber genau das sollten sie eben nicht. Sie sollten die Sichtweise des Pentagon verbreiten. Das war meine Idee, und jeder General und Bürohengst, der damit zu tun hatte, kam persönlich hierher, um mir aus Dankbarkeit den Arsch zu küssen.«

»Sie verstehen Ihren Job, Dick.«

»Ich habe ja auch von den Besten gelernt.«

»Und wo?«

»Ich habe im Presseamt des Weißen Hauses angefangen.«

Creel deutete auf einen großen Arbeitstisch in der Schaltzentrale, wo zwei Leute über Dokumenten brüteten.

»Erklären Sie mir das«, bat Creel.

»Das ist unser ›Tisch voll Tragödien‹, wie wir es nennen. Wir haben vor Kurzem erfahren, dass einer unserer Konkurrenten während des Ersten Golfkriegs etwas Ähnliches aufgebaut hat, um den Westen davon zu überzeugen, Kuwait zu verteidigen. Es hat damals hervorragend funktioniert. Also kam uns der Gedanke, hier das gleiche Konzept zu benutzen. Doch

anstatt Hunderttausende von Hochglanzkopien zu drucken, haben wir uns für etwas Handgemachtes, Rudimentäres entschieden. Das gibt dem Ganzen etwas Amateurhaftes, um die Hightech-Seite der Operation auszugleichen und teilweise zu verschleiern. Wir machen nur ein Dutzend, schicken die aber an optimale Zielpersonen.«

»Hmmm ... alles so wirklichkeitsnah wie möglich«, murmelte Creel vor sich hin.

»Da kommen Sie ins Spiel«, erklärte Pender. »Ich kann jedem eine Lüge als Wahrheit verkaufen, aber für echtes, vergossenes Blut gibt es keinen Ersatz.«

»Was das betrifft, ist bereits alles in die Wege geleitet. Sie werden die Ergebnisse schon bald sehen.«

»Was ist mit dem anderen Teil der Gleichung?«

»Was soll damit sein?«, fragte Creel.

»Sie haben gesagt, Sie würden uns über das Timing informieren.«

»Und? Habe ich Sie schon darüber informiert?«

»Nein.«

»Dann ist es wohl noch nicht an der Zeit dafür!«, sagte Creel schroff.

Einen Augenblick später war er verschwunden. Pender hatte dem Mann dabei geholfen, im Kalten Krieg ein Vermögen zu machen. Als der Kalte Krieg zu Ende ging, hatten sie mehrere kleinere Konflikte geschürt, bis ihnen schließlich der Erste Golfkrieg förmlich in den Schoß gefallen war, gefolgt von dem ebenfalls sehr lukrativen Golfkrieg Nummer zwei. Aber wie Creel erst vor Kurzem zu Pender gesagt hatte: »Die Ame-

rikaner sind ausgelugt, und die EU läuft im Friedensmodus und gibt ihr Geld für Bildung, Infrastruktur und Gesundheitsfürsorge aus statt für Verteidigung. Diese Idioten vergessen mit schöner Regelmäßigkeit, dass ihre Kids nicht in die Schule und Oma nicht zum Doktor gehen kann, wenn sie sich nicht ausreichend verteidigen können und irgendwann Allah die Treue schwören müssen. Aber egal, wie viele sich gegen mich stellen, *diesen* Krieg werde ich gewinnen.«

Und Dick Pender würde niemals gegen diesen Mann wetten.

## *Kapitel 20*

Sergej Petrow ging die Straße hinunter, den Kragen zum Schutz vor der Kälte hochgeklappt, die New York seit zwei Tagen heimsuchte. Petrow hatte gerade eine Aufzeichnung für das Lokalfernsehen hinter sich gebracht, in der er die unvorstellbaren Schrecken geschildert hatte, deren Zeuge er als zweiter Mann des russischen Inlandsgeheimdienstes FSB unter den Regierungen Putins und Gorschkows geworden war, ehe er aus dem Land hatte fliehen können. Die Westler gierten nach allem, was Petrow zu sagen hatte, und sie zahlten verdammt gut dafür, wie er herausgefunden hatte - jedenfalls zahlten sie besser als die als Präsidenten verkleideten Diktatoren, für die er den Schoßhund gegeben hatte. Petrow wusste nicht, wo die »Rote Gefahr«-Kampagne ihren Ursprung hatte, und es interessierte ihn auch nicht. Gorschkow war böse, und Petrows Heimat entwickelte sich in die falsche Richtung. Deshalb kümmerte es ihn nicht, ob all die Schrecken, die in letzter Zeit an die Öffentlichkeit gekommen waren, der Wahrheit entsprachen. Auf einige traf es vermutlich zu, und das genügte.



Petrow tastete nach der Pistole in seiner Manteltasche. Er war ein vorsichtiger Mann. Er wusste, dass er zu einem Ziel geworden war. Falls Gorschkow eine Abschussliste führte, stand er, Petrow, mit Sicherheit ganz oben. Er ging stets bewaffnet auf die Straße, entfernte sich nie allzu weit von öffentlichen Orten, und sein geübtes Auge suchte ständig nach potenziellen Feinden. Und war jemand anders anwesend, aß und trank er nicht. Er, Petrow, würde nicht wie Litwinienko enden. Ihm würde niemand Polonium 210 in den Tee mischen.

Petrow bog um die Ecke und winkte ein Taxi heran. Der Wagen hielt am Bordstein. Der Fahrer schaute hinaus.

»Grand Central Station«, sagte Petrow. Der Mann nickte, und Petrow stieg ein. In diesem Moment wurde die gegenüberliegende Fondtür aufgerissen, und ein Mann sprang ins Wageninnere. Im selben Augenblick stieß ein stämmiger Kerl Petrow auf die Rückbank und setzte sich neben ihn. Die Türen schlossen sich, und das Taxi jagte davon.

Petrow hatte nicht einmal Zeit, sich seine Entführer anzuschauen. Mit ihrem Gewicht drückten sie die Hände an seinen Leib, sodass er nicht an die Pistole in der Tasche herankam. Ein Messer schnitt ihm im selben Augenblick die Kehle durch, als eine andere Klinge in seine rechte Seite drang. Dann noch ein Stich und noch einer ...

Petrow kippte nach vorne, während das Leben aus ihm herausickerte.

Das Taxi fuhr aus der Stadt und nach Winchester. Neben einem kleinen, dunklen Park hielt der Wagen, und die drei Männer stiegen in einen wartenden SUV um. Sie fuhren davon und ließen Petrows Leiche im Fond des Taxis zurück.

Mit schwarzem Marker hatten sie ihm ein russisches Wort auf die Stirn geschrieben:

Verräter.

Im SUV nahm Caesar seinen Hut ab und zog die Maske aus. Das war Nicolas Creels erste Salve in der Abteilung »echtes Blut«, doch Caesar hatte in dieser Nacht noch eine weitere Aufgabe zu erledigen. Der SUV fuhr um den Park herum, bis die Männer ihr Ziel erreichten. Arrangements waren getroffen und Geld gezahlt worden, und so fuhren sie ungehindert weiter. Auf der anderen Seite des Parks angelangt, fuhren sie an den Rand einer großen Grube. Die Männer stiegen aus, öffneten den Kofferraum und holten einen Leichensack heraus.

Caesar öffnete den Sack und schaute in das Gesicht, aus dem ihn leere Augen anstarrten.

Der arme Konstantin. Er hätte tatsächlich in einer Latino-Soap Karriere machen können. Caesar schloss den Sack wieder, warf ihn sich über die Schulter, trug ihn zu der Grube und ließ ihn hineinfallen. Sofort rührte der Motor eines Kipplasters auf. Rückwärts fuhr der LKW an das Loch heran, und Tonnen von Bauschutt ergossen sich auf Konstantins Leiche. Anschließend rollte ein Bulldozer heran und schob einen Berg Erde darüber. Am nächsten Morgen würde nichts mehr von dem Berg übrig sein. Caesar salutierte.

Leb wohl, Konstantin. Wir werden dich nie vergessen.

Als Caesar und seine Männer wegfuhr, riefen sie eine private Nummer an und meldeten den Erfolg ihrer Mission.

Tausende Kilometer entfernt strich Nicolas Creel einen weiteren Punkt von seiner Liste. Dick Pender war ein kluger Mann, der genau wusste, wie er die Welt mit seinen Spielchen an der Nase herumführen konnte; doch manchmal vermochte ein einziger »echter« Toter die Seelen von Millionen zu brechen. Dieses Spiel beherrschte niemand besser als Nicolas Creel. Und wenn man bedachte, was man schon mit einer einzigen Leiche erreichen konnte, was war dann erst mit *Tausenden* möglich ...

## *Kapitel 21*

Katie James verlängerte ihren Aufenthalt. So schnell wollte sie nicht wieder zurück nach New York und dem nächsten großen Todesfall. Sie war mit dem Zug von Glasgow nach Edinburgh gefahren und hatte während der fünfzehnminütigen Fahrt die abwechselnd raue und üppige Landschaft genossen, besonders dort, wo der Firth of Forth sich oberhalb der Hauptstadt ins Land grub.

Katie checkte im Balmoral ein und aß einen Bissen im Restaurant, ehe sie wieder loszog. Auf dem Weg hinaus wäre sie beinahe mit einem großen, breitschultrigen Mann zusammengestoßen. Der Mann entschuldigte sich höflich bei ihr und ging rasch davon. Katie rieb sich die Schulter und schaute ihm hinterher. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie gegen eine verdammte Wand gelaufen. Der Kerl war vermutlich Rugbyspieler.

Katie ging an dem Portier vorbei, der in voller Tracht dastand, mitsamt Kilt und Zeremonialdolch in der Socke. Nach einem schönen Tag in der Stadt und einem Tee unweit Holyroodhouse wich Katie den unzähligen Pubs aus, die sie anzogen wie ein Magnet die Nadel, und machte sich auf die Pilgerreise den Hügel hinauf zum Kronjuwel der Stadt: Edinburgh Castle.

Der düstere Burgfelsen, der am Ostende der Stadt gen Himmel ragte, war der einzige Grund, warum Edinburgh überhaupt existierte. Die von Felsbrocken übersäten Überreste eines Vulkans lagen wie ein Anker zwischen Schottland und England, das viele Schotten noch immer als den »alten Feind« bezeichneten. Katie ging durchs Tor und vorbei an Statuen von Robert the Bruce und William Wallace, deren Legenden darauf gründeten, dass beide die Engländer in den Hintern getreten hatten. Das Abfeuern der Ein-Uhr-Kanone - ein 25-

Pfänder aus dem Zweiten Weltkrieg - hatte Katie versäumt, aber sie sah den Schicksalsstein. Den hatten die Engländer im dreizehnten Jahrhundert geraubt und bis ins zwanzigste Jahrhundert behalten. In den gut 700 Jahren dazwischen war der Platz dieses Steins unter dem Krönungsstuhl in Westminster Abbey gewesen, auf dem jeder Monarch von Edward II. bis Elizabeth II. mit seinem königlichen Hintern gesessen hatte.

Kurze Zeit später stieg Katie zum Gipfel des Castle Rock hinauf, wo sich die St. Margaret's Chapel befand, das älteste Gebäude Edinburghs. Und hier, in dieser Kapelle, sah sie ihn erneut: den hünenhaften Mann, mit dem sie im Hotel zusammengeprallt war. Er kniete in der dritten Kirchenbank. Als sie näher kam, bemerkte Katie einen weiteren Mann neben ihm. Er sah wie ein typischer Tourist aus.

Katie hätte sich umgedreht und wäre gegangen, hätte sie nicht plötzlich etwas gesehen. Rasch kniete sie sich in die hinterste Bank, holte ihre Kamera heraus und zoomte heran, um ihre ursprüngliche Beobachtung zu bestätigen.

Es war die Tätowierung auf dem rechten Unterarm des Mannes, die Katies Interesse geweckt hatte. Vor Jahren hatte Katie genauso eine Tätowierung schon einmal gesehen, als sie wieder mal über irgendeinen Krieg berichtet hatte. Nun, da ihre Sinne geschärft waren, sah sie auch, dass die beiden Männer weder beteten noch irgendwelche Katechismen rezitierten. Sie flüsterten miteinander.

Katie konnte sie nicht deutlich genug hören, um einzelne Worte unterscheiden zu können; also verließ sie die Kapelle, blieb aber ein paar Schritte von der Tür entfernt stehen. Zehn Minuten später kam der Tätowierte heraus. Katie überlegte noch, ob sie ihm folgen sollte oder nicht, als er unvermittelt in einer Touristengruppe verschwand.

Eine Minute später erschien auch der große Kerl, und Katie konzentrierte sich stattdessen auf ihn. Wenn er auch im Balmoral wohnte, würde er jetzt vielleicht dorthin gehen. Eigentlich hatte sie keinen triftigen Grund, ihm zu folgen oder sich sonst wie in seine Angelegenheiten einzumischen; aber sie war Reporterin und noch dazu eine, die ganz unten war und verzweifelt nach einer Möglichkeit suchte, sich von der Abteilung für Nachrufe wieder nach oben zu arbeiten. Katie hatte keine Ahnung, ob das hier irgendwohin führte, aber möglich war es. Und es war ja nicht so, als hätte sie sonst etwas zu tun.

Doch der Mann kehrte nicht ins Balmoral zurück. Stattdessen ging er vom Stadtzentrum aus nach Norden, drei Kilometer, um genau zu sein, nach Leith, wo er ein paar Pfund locker machte, um sich die ehemalige königliche Jacht *Britannia* anzusehen, die dort vor Anker lag.

Katie zog ihre Schuhe aus und rieb sich die wunden Füße. Ihre Beute war ein unglaublich schneller Läufer. Dann zahlte auch sie ihre paar Pfund und ging über die Gangway. Sie gab ihr Bestes, um mit den anderen Touristen zu verschmelzen, denn falls der Mann sie wiedererkannte, weil er sie im Hotel gesehen oder vorhin in der Kapelle bemerkt hatte ... Nun, er sah kräftig genug aus, um einen Ochsen zu erwürgen. Katie hörte dem Touristenführer nur halb zu, als dieser den Besuchern die Fakten der Jacht erklärte. Interessant fand sie allerdings, als der Mann zu einem Windschild aus Mahagoni am Balkon vor der Brücke deutete. Der Schild war installiert worden, um hinterhältige Brisen davon abzuhalten, königliche Röcke zu heben und royale Slips zu enthüllen. Katie hielt auch ihren eigenen Rock fest, als sie dem großen Mann hinterherschaut, der sich aus der Menschenmenge löste. Sie folgte ihm wieder. Er schaute aufs Wasser hinaus. Eine weitere Person trat zu ihm an die Reling. Katie schlich sich so nahe heran, wie sie es wagte. Dabei hörte sie nur vier Worte, aber die reichten ihr: *Heute Nacht* und *Gilmerton's Cove*.

Katie verließ die Jacht und nahm sich ein Taxi zurück ins Hotel. Ihr blieb nicht viel Zeit, um sich vorzubereiten. Außerdem musste sie zuvor noch ein paar Recherchen anstellen. Sie wusste nicht, über was sie da gestolpert war, doch die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass die größten Storys sich meist aus unerwarteten Begegnungen ergaben.

## *Kapitel 22*

Diese Truppe lässt den Perser und seine blutrünstigen Jungs wie einen Haufen vierjähriger Daumenlutscher aussehen, ging es Shaw durch den Kopf. Er saß in einem Auto, einen Granitblock aus Tadschikistan auf der einen und einen weiteren aus demselben asiatischen Land auf der anderen Seite. Es grenzte an ein Wunder, dass die Vorderräder des großen Mercedes noch auf der Straße waren. Immerhin hockte eine halbe Tonne Fleisch auf dem Rücksitz. Aber das konnte natürlich auch an dem Paar vorne im Wagen liegen, ebenfalls Tadschiken, die zusammen mindestens 250 Kilo auf die Waage brachten, und nur wenig davon war Fett, wie Shaw sehen konnte. Noch ein Mann mehr, und sie hätten eine hervorragende Verteidigungsreihe für eine Profi-Footballmannschaft abgegeben.

Shaw hatte noch nie einen Tadschiken getroffen, der nicht permanent mürrisch ausgesehen hätte. Vielleicht war das Leben in dem rauen, bergigen Land, in dem 80 Prozent der Menschen unterhalb der Armutsgrenze lebten und das die Sowjets als Giftmülldeponie missbraucht hatten, ja auch Grund genug, ständig angepisst zu sein.

Shaw sagte etwas auf Russisch und erhielt etwas als Antwort, das man nur als Knurren beschreiben konnte. Tadschiken be-

trachteten sich nicht als Russen; kulturell standen sie tatsächlich den Persern näher und gehörten zum iranischen Genpool. Shaw hatte sich nie die Mühe gemacht, Tadschikisch zu lernen. Jetzt hoffte er, dass er dieses Versäumnis nicht bald würde bereuen müssen.

Er lehnte sich zurück. Die Tadschiken verkauften Drogen, Heroin zumeist, hergestellt aus dem Opium des benachbarten Afghanistan, dem Hauptexportartikel des Landes. Das war nur möglich, weil die Koalitionstruppen Afghanistan nahezu vollständig verlassen hatten, um den Irak zu einem Leuchtfieber der Demokratie zu machen. Internationale Drogenkartelle dankten ihnen tagtäglich auf Knien für so viel Rücksichtnahme, denn ohne Opium konnte man kein Heroin herstellen, die beliebteste Straßendroge aller Zeiten. Das Elend, das diese chemische Zeitbombe auf der Welt bereits verursacht hatte, war schier unfassbar.

Shaw war hier, um eine metrische Tonne dieses Elendmachers zu kaufen, eintausend Kilo mit einem Verkaufswert von 15 Millionen Dollar, wenn man den Stoff in den USA vertickte. Die Drogen würden versteckt in Tausenden von Fußbällen von Schottland nach New York verschifft werden. Importe aus Schottland, so hatten die Tadschiken herausgefunden, beschäftigen den an chronischem Mitarbeitermangel leidenden amerikanischen Zoll sehr viel weniger als ein großes Paket aus dem Iran oder Nordkorea, auf dem in fetten Lettern »Tod den USA« zu lesen war.

Aber wenn alles nach Plan lief, würde die Ladung, die Shaw heute kaufte, im Hafen von New York beschlagnahmt werden. Der Fang würde in der Presse ganz groß als schwerer Schlag gegen die internationale Drogenmafia und als Beweis dafür gefeiert werden, wie gut die Polizeibehörden auf internationaler Ebene zusammenarbeiteten ... Das hieß natürlich nur, wenn es Shaw gelang, seine Mission erfolgreich abzu-

schließen und an einem Stück wieder hier rauszukommen. Allerdings bezweifelte er, dass Frank sein Überleben als Maßstab für einen Triumph betrachtete.

Doch Shaw war nicht hier, um amerikanische Zollbeamte gut aussehen zu lassen. Es galt, den Profit dieses Deals nicht in die Hände des internationalen Verbrechersyndikats gelangen zu lassen, das zumindest teilweise von Islamisten übernommen worden war; die Kerle waren inzwischen überall in Tadschikistan. Mit ihrem Anteil an dem Deal heute Nacht könnten sie sich ein paar schmutzige Bomben oder Material für Zehntausende selbstgebastelter Sprengkörper kaufen; beides war nicht gerade ein Segen für die zivilisierte Welt.

Sie waren nicht weit weg von Edinburgh, doch das Land war rasch leer, ja einsam geworden. Weit im Norden lag der Firth of Forth. Als einer der Tadschiken das Fenster herunterkurbelte, um den Rauch seiner Zigarette nach draußen zu pusten, glaubte Shaw, das Meer riechen zu können. 30 Minuten später bogen sie auf eine Schotterstraße ein und waren rasch zwischen den dicht stehenden Bäumen zu beiden Seiten verschwunden.

Der Fahrer des Trucks, der am Ende der Straße wartete, nickte seinem Kollegen in der Limousine zu, als diese neben ihm hielt.

Shaw und die vier Männer stiegen aus dem Mercedes.

»Die Fußbälle?«, fragte Shaw und deutete auf die Ladefläche des Trucks.

Der Mann links von ihm grunzte, was Shaw als »Ja« auf Tadschikisch interpretierte.

Shaw lebte nur noch aus einem einzigen Grund: Diese Männer glaubten, er sei ein guter zukünftiger Kunde von jenseits



des Großen Teichs. Südamerikanische Kartelle beherrschten den amerikanischen Drogenmarkt, den größten der Welt, doch die Tadschiken hatten schon seit Langem ein Auge darauf geworfen. Wenn sie dafür nach Kolumbien reisen und ein paar Tausend Spanischsprechern die Kehlen rausreißen mussten, würden sie das nur allzu gerne tun.

Mit einem Messer, das ihm einer der Tadschiken gab, schnitt Shaw einen der Fußbälle auf. Im Innern befanden sich Plastiktüten, gefüllt mit weißem Pulver. Shaw verzichtete darauf, eines der Tütchen aufzuschneiden und den Stoff zu probieren, wie man es immer in den Spielfilmen sah; er wollte das Dreckzeug nicht im Leib haben. Das Einzige, was in dieser Hinsicht noch schlimmer war als Heroin, war Meth: Wehte einem ein Hauch vom den Zeug aus hundert Metern Entfernung in die Nase, war man schon ein Kandidat für eine Entgiftung.

»Und was jetzt? Ich habe nur euer Wort, dass das Heroin ist und dass in den Bällen insgesamt eine Tonne davon steckt.«

Die vier Männer starrten ihn an; keiner von ihnen schien geneigt, ihm zu antworten. In diesem Augenblick öffnete sich die Beifahrertür des Trucks, und ein kleiner, schlanker Mann sprang herunter und landete leichtfüßig auf der weichen Erde. Er hatte dünnes blondes Haar, trug einen teuren Anzug, und sein Lächeln entblökte eine Reihe frischer Implantate.

»Wir sind schon lange in diesem Geschäft«, sagte er mit kaum wahrnehmbarem Akzent und streckte Shaw die Hand entgegen. »Alle neuen Kunden stellen die gleiche Frage, aber sie werden nie enttäuscht.« Er deutete auf den zerschnittenen Fußball. »Das ist das beste Heroin der Welt. Garantiert siebenzig Prozent rein, selbst mit dem ganzen Mist, den Sie noch reinpanschen werden, bevor es in den USA auf die Straße kommt. Von dem meisten Stoff brauchen Sie zehn Kilo, um zwei für den Verkauf zu bekommen. Das entspricht einer

Reinheit von vierzig Prozent, und das ist Scheiße. Das kostet Sie Geld, mein Freund. Mit unserem Produkt machen Sie das Doppelte.«

Shaw hatte das Gefühl, einem Marktschreier zuzuhören.

Der Mann fuhr fort: »Und ich lege Ihnen noch zehn Kilo drauf, sozusagen als Rabatt. Auf der Straße entspricht das einem Verkaufswert von zwei Millionen Dollar. So was tue ich nur bei Neukunden, um ihnen unseren guten Willen zu beweisen. Das ist einmalig«, erklärte er noch einmal und lächelte weiter. »Wir verkaufen Ihnen die Ware für fünf Millionen Euro, und Sie bekommen in New York, L. A. und Miami zwischen zwölf und fünfzehn Millionen dafür. Kein schlechter Schnitt, was? Und wir können jede zweite Woche liefern. Leicht verdientes Geld.«

»Es ist riskant, Drogen in die USA zu schmuggeln«, erklärte Shaw.

Der Mann lachte. »Da habe ich andere Sachen gehört. Das ist so, wie einem Baby den Lolli zu klauen, denn alle Amerikaner sind süchtig. Fett, gierig und sexbesessen. Und nun, da Sie unsere Ware gesehen habe, würde ich gerne Ihr Geld sehen.«

»Wie soll ich die Fußbälle zum Hafen bringen?«, fragte Shaw, um sich Zeit zu verschaffen. Was, wenn Frank ihn reingelegt hatte? Die Tadschiken würden ihn stückweise an die Eichhörnchen verfüttern.

»Wir werden die Bälle für Sie aufs Schiff schaffen. Und jetzt ... Ihr Geld?« Der Mann schaute in den Mercedes. »Ich sehe keinen Aktenkoffer. Selbst in großen Scheinen brauchen fünf Millionen Euro eine Menge Platz.« Fragend drehte er sich wieder zu Shaw um. »Wir akzeptieren weder Schecks noch Kreditkarten«, fügte er lächelnd hinzu; dann versteinerte sich seine Miene. »Wo zum Teufel ist die Knete?«

»Meine Leute bringen das Geld«, antwortete Shaw so gelassen er konnte.

»Ihre Leute? Was für Leute?« Der kleine Mann schaute sich angespannt um.

»Sie haben Ihre Leute«, sagte Shaw, »ich habe meine.«

»Davon hat man uns nichts gesagt.«

»Ach, kommen Sie. Glauben Sie etwa wirklich, ich würde allein mit vier Sauriern in einen Wagen steigen, während Millionen von Euro ein Loch in meine Tasche brennen? Wäre ich so bekloppt, hätte ich in diesem Geschäft keine Woche überlebt.«

Der kleine Mann winkte seinen Männern, und fünf MP5 wurden aus dem Kofferraum des Mercedes geholt. Ein metallisches Klicken aus der Kabine des Trucks verriet Shaw, dass auch der LKW-Fahrer bewaffnet war.

Wo zum Teufel steckst du, Frank?

## ***Kapitel 23***

Katie James rückte ihr kleines Fernglas zurecht und legte sich dabei gleichzeitig eine Hand auf die Brust, um ihr Herz davon abzuhalten, so schnell zu schlagen. Sie war dem Mercedes vom Balmoral aus gefolgt. Nachdem sie das Ziel früher am Tag auf der *Britannia* gehört hatte, hatte sie den Wagen sogar ein paarmal überholen und sich dann wieder zurückfallen lassen können, um keinen Verdacht zu erregen. Als sie auf die Schotterstraße eingebogen waren, war Katie geradeaus weitergefahren und hatte dann kehrtgemacht, wobei sie sich

darauf verlassen hatte, dass sie auf so einer Straße nicht weit kommen würden. Sie parkte hinter einer Kurve, machte sich zu Fuß auf den Weg, stieg einen kleinen Hügel hinauf, schlich zwischen den Bäumen hindurch und duckte sich schließlich hinter eine Böschung, um von da aus alles zu beobachten.

Katie war nahe genug, um Bruchstücke von dem zu verstehen, was die Männer sagten. Der große Kerl aus dem Balmoral war ein Drogenkäufer; so viel stand fest. Das überraschte Katie, denn da war ja noch der Mann, den sie mit ihm in der Kapelle gesehen hatte. Die Tätowierung dieses Burschen hatte Katie bis dahin nur bei Angehörigen der Delta Force gesehen. Andererseits konnten sich auch solche Männer dem Verbrechen zuwenden. Die anderen Typen bei den Wagen waren die Verkäufer. Die Drogen waren in Fußbällen versteckt, und sie hatten über das Geld gesprochen, als plötzlich Maschinenpistolen zum Vorschein gekommen waren.

Zuerst hatte Katie erwogen, per Handy die Polizei zu rufen, doch dann hatte sie beschlossen, ihre Taktik zu ändern. Angesichts der unvermittelt aufgetauchten Waffen würde sie doch lieber weglaufen. Sie hatte sich schon umgedreht, als ein plötzliches Geräusch sie erstarren ließ.

Weit zu ihrer Rechten bewegte sich etwas durch den Wald, das wie eine schwarze Welle aussah. Katie ließ sich in den Schmutz fallen und versuchte, sich einzugraben. Dann ging auch schon die Schießerei los. Katie grub immer schneller. Doch irgendetwas, vielleicht ihr Journalisteninstinkt, ließ sie noch einmal durchs Fernglas spähen - gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie zwei Dealer von MP-Garben durchlöchert wurden. Tot brachen sie zusammen, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben.

Katie schaute weiter zu und sah, wie es dem großen Mann gelang, einem der Riesen die Maschinenpistole zu entreißen, und mit einem Geschick und einer Schnelligkeit, die gar nicht

zu seinem massigen Leib passten, versetzte er dem Burschen erst einen Tritt und dann einen Schlag auf den Kopf, sodass der Gigant zu Boden ging. Dann drehte der große Mann aus dem Balmoral sich um und hielt die Maschinenpistole in die Höhe, als wollte er sich ergeben; doch weil noch immer Kugeln um ihn herum einschlugen, besann er sich eines Besseren.

Die anderen Dealer hatten Deckung hinter dem Truck gesucht. Sie schossen auf alles, was in ihre Richtung kam, während die »Welle«, die Katie in den Schatten gesehen hatte, die Kerle mit einer wahren Wand von Feuer eindeckte. Und der große Mann stand mittendrin.

»Er ist so gut wie tot«, flüsterte Katie ängstlich vor sich hin.

Shaw duckte sich hinter den Mercedes, als eine weitere Salve ihn nur um Zentimeter verfehlte. Die Tadschiken schossen von hinten auf ihn, und seine eigenen Leute nahmen ihn von vorne unter Feuer. Hatte Frank versäumt, dem Einsatzkommando gegenüber zu erwähnen, dass sie zumindest *einen* Mann stehen lassen sollten? *Ihn?*

Shaw schickte einen Feuerstoß in Richtung der Tadschiken, lief um den Wagen herum und warf sich auf den Vordersitz. Dann ließ er den Motor an und legte einen Gang ein. Eine Kugel zerschmetterte die Heckscheibe.

Shaw trat aufs Gaspedal, und der S600 jagte los. Die Reifen schleuderten Schotter hoch, der gegen den Truck prasselte. Shaw hielt die MP5 zum Fenster hinaus, zielte auf den Truck, leerte das Magazin und traf einen der Tadschiken mitten ins Gesicht, womit die Karriere des Mannes im internationalen Drogenhandel ein abruptes Ende fand.

Kugeln prasselten wie Hagel auf den Wagen, und unter der Motorhaube spritzten Öl und Wasser. Shaw legte den Rück-

wärtsgang ein, raste den Schotterweg hinunter und riss das Lenkrad herum, sodass der Benz in einer riesigen Staubwolke eine Kehrtwende machte. Wieder trat Shaw das Gaspedal durch. Die Limousine schoss los. Beinahe hätte er auf gerader Strecke Tempo 100 erreicht, als plötzlich schwarzer Rauch aus dem Motorraum quoll. Der Motor verreckte, der Wagen kam zum Stehen. Shaw schaute sich rasch im Innenraum um, bis er die 9mm SIG sah, die halb unter der Fußmatte am Beifahrersitz steckte. Er schnappte sich die Waffe, trat die Tür auf und rannte los.

Er war nicht der Einzige.

Shaw wechselte die Richtung, lief um die Kurve und holte sie in dem Augenblick ein, als sie in ihren Wagen stieg, einen schwarzen Mini.

»Lassen Sie mich los!«, kreischte Katie, als Shaw sie am Arm packte.

»Schlüssel!«, brüllte Shaw.

Er riss sie ihr aus den Fingern und zwängte seinen riesenhaf-ten Leib in den kleinen Innenraum.

»Einsteigen!«, rief er, denn Katie stand stocksteif da.

»Nein!«

»Wenn die Typen Sie hier finden, werden sie Sie umbringen.«

»Sie meinen, *Sie* werden mich umbringen.« Katie starrte auf seine Waffe.

»Hätte ich das vor, wären Sie bereits tot, und ich bräuchte Ihnen keine Mitfahrgelegenheit anzubieten.«

»Sie meinen, dann würden Sie mich nicht als *Geisel* nehmen.«

»Diese Kerle scheißen auf Geiseln. Und jetzt rein mit Ihnen!«

Nicht weit entfernt hörten sie etwas auf sich zukommen.

»Das ist Ihre letzte Chance«, sagte Shaw in einem Tonfall, der keinen Zweifel am Ernst der Lage ließ.

40 Meter von ihnen entfernt brach der Truck zwischen den Bäumen hervor. Am Steuer saß einer der riesenhaften Tadshiken, neben ihm der kleine Kerl mit dem böartigen Grinsen, der keine Schecks oder Kreditkarten akzeptierte. Der Mann sah sie, und sein Grinsen wurde breiter, als er das Fenster herunterkurbelte und sorgfältig zielte.

»Achtung!«, rief Shaw.

Er hatte gesehen, was Katie entgangen war. Er packte sie am Arm, riss sie durchs offene Fenster in den Wagen und trat gleichzeitig aufs Gas. Sekunden später wurde der Boden, auf dem Katie gestanden hatte, von einer Panzerfaust zerfetzt.

Shaw drückte Katie herunter und ließ den Motor aufheulen, schaltete durch die Gänge und überschritt dabei mehrfach die vom Hersteller empfohlene Maximaldrehzahl. Trotzdem würde es vielleicht nicht reichen.

Maschinengewehrfeuer ertönte hinter ihnen wie ein Schwarm Bienen mit 50-cal-Stacheln. Katie versuchte, sich aufzusetzen, doch Shaw drückte sie wieder hinunter. »Unten bleiben!«

Er schaute in den Innenspiegel und dachte darüber nach, die Straße zu verlassen und sein Glück querfeldein zu versuchen. Das Problem war nur, dass die Straße von Abflussgräben gesäumt wurde, durch die der Mini es nie schaffen würde. Und selbst wenn - die Gegend hier war so beschaffen, dass man nur mit einem Allradfahrzeug durchkam.

Shaw wusste, wenn es weiter geradeaus ging, konnte er einer zweiten Rakete nicht entkommen. Jede Sekunde rechnete er mit dem Einschlag. Vor seinem geistigen Auge sah er die großen Zähne des grinsenden Tadschiken, der ohne Zweifel wusste, dass Shaw auf dem Fahrersitz saß. Das aber würde sich jetzt ändern.

»Festhalten!«, rief Shaw, riss das Lenkrad herum, machte eine erneute Kehrtwende und trat wieder aufs Gas. Nun jagten sie genau auf den LKW zu.

Katie setzte sich gerade noch rechtzeitig auf, um das nahende Unheil zu sehen. »Was zum Teufel machen Sie da?«, kreischte sie.

Die wilde Jagd stand fünf Sekunden vor ihrem Ende, während der große Truck und der Mini aufeinander zurasten. Katie schloss die Augen und klammerte sich an die Kopfstütze.

Als die Scheinwerfer des Mini näher kamen, schauten die beiden Tadschiken einander an; offenbar konnten sie nicht glauben, was da geschah. Wenn sie mit dem Mini zusammenstießen, würde der Truck vielleicht liegen bleiben, und wegen der Männer, die ihnen auf den Fersen waren, brauchten sie einen fahrbaren Untersatz.

Genau das war der Grund, warum Shaw ihnen entgegenraste.

Der große Tadschike riss das Lenkrad nach links. Es sollte sein letztes Ausweichmanöver auf Erden sein.

Shaw feuerte mit seiner Pistole, und drei Kugellöcher erschienen auf der Fahrerseite in der Windschutzscheibe des LKW. Das Grinsen des kleinen Mannes verschwand im selben Augenblick, da der Fahrer sein Leben aushauchte. Shaw lenkte scharf nach rechts. Die Räder des Mini mahlen sich tief in



den Schotter, bevor sie wieder Traktion bekamen und der Wagen weiterraste.

Der fahrerlose LKW fuhr noch 150 Meter, kam von der Straße ab, verfiel sich mit den Rädern im Graben und kippte auf die Seite.

Erst da machte Katie wieder die Augen auf.

## ***Kapitel 24***

Als sie gut dreißig Kilometer von dem Ort entfernt waren, an dem sie eigentlich hätten sterben sollen, verlangsamte Shaw das Tempo, ließ das Fenster herunter und atmete tief durch. Selbst für seine Verhältnisse war das knapp gewesen. Zum ersten Mal bemerkte Katie den roten Fleck an seiner Schulter. »Sie sind angeschossen!«

Shaws Gedanken drehten sich jedoch nur um das, was gerade geschehen war. »Ist bloß ein Kratzer. Die Kugel ist nicht eingedrungen.«

»Wenn Sie mich gehen lassen«, sagte Katie, »verspreche ich Ihnen, niemandem etwas zu erzählen.«

»Sie schauen sich zu viele Spielfilme an.«

»Soll das heißen, Sie lassen mich gehen?«

»Sagen wir mal so: Ich will mit Sicherheit nicht die ganze Zeit mit Ihnen rumhängen.«

»Wer waren die Männer in Schwarz, die mit der Schießerei angefangen haben?«

»Sie können eine Mitfahrgelegenheit von mir bekommen, aber keine Zeugenaussage.«

Katie schaute ihn neugierig an. »Sie sind Drogendealer, nicht wahr?«

»Sie haben wohl schon jede Menge von denen getroffen, was?«

»Ja, habe ich tatsächlich.«

»Moment mal ...« Shaws Gesicht nahm einen grimmigen Ausdruck an, als er sie plötzlich erkannte. »Ich wäre im Balmoral beinahe über Sie gestolpert. Und Sie waren auch auf der Jacht. Sie sind mir gefolgt!« Er packte sie an der Schulter. »Warum? Wer hat Sie dazu angestiftet?«

Katie packte seine Hand. »Sie tun mir weh!«

Shaw drückte noch einmal zu, ließ dann aber los. »Was haben Sie da hinten gemacht?«

»Das war Zufall ...«

»Lügen Sie nicht! Dann werde ich böse!«

»Okay, okay ... Sie haben sich verdächtig benommen, da bin ich Ihnen gefolgt.«

»Warum? Sind Sie Cop?«

»Nein, Reporterin.«

»Reporterin? Sie recherchieren über Drogendealer in Schottland?«

»Nein, ich ...«

»Sagen Sie mir die Wahrheit, oder ich ändere vielleicht noch meine Meinung, ob ich Sie gehen lasse oder nicht.«

»Ich war in Schottland, um einen Nachruf auf Andrew MacDougal zu schreiben«, sprudelte es aus Katie hervor.

»Für welche Zeitung?«

»New York Tribune.«

Shaw hielt kurz inne. »Sie sind Katie James, nicht wahr?«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe den Nachruf auf MacDougal gelesen. Sie waren als Verfasserin angegeben. Aber MacDougal ist in Glasgow gestorben. Was machen Sie in Edinburgh?«

»Urlaub. Den bekommen auch Reporter hin und wieder.«

»Und es ist Teil Ihrer Urlaubsplanung, die Nase in Dinge zu stecken, die Sie nichts angehen?«

»Ganz bestimmt nicht!«

»Ich nehme an, Sie haben ziemlichen Mist gebaut, dass man Sie schon vor Ihrem siebzigsten Geburtstag zu den Todesanzeigen verbannt hat.«

»Fahren Sie zur Hölle!«

»Oh, da war ich schon. Es ist dort gar nicht mal so schlecht, wie die Leute glauben.«

Shaw sagte es in derart sachlichem Tonfall, dass selbst die erfahrene Journalistin ihn nur anstarren konnte, bevor sie fragte: »Was meinen Sie damit?«

»Wenn Sie diese Frage stellen müssen, würden Sie die Antwort ohnehin nicht verstehen.«

Katie glaubte genau zu wissen, was er meinte, doch sie sagte kein Wort. Schweigend fuhren sie weiter. 30 Minuten später hielt der Mini vor dem Balmoral.

Shaw drehte sich zu Katie um. »Okay, und jetzt machen Sie, dass Sie so schnell wie möglich aus der Stadt kommen.«

»Und was ist mit Ihnen? Die haben auf Sie *geschossen*.«

»Ich kann auf mich aufpassen.«

Katie ergriff seine Hand, als er aussteigen wollte. »Wie heißen Sie?«

»Ich habe Ihre Arbeit über Jahre hinweg verfolgt«, erwiderte er, »deshalb weiß ich, dass Sie nicht so dumm sind, mit einer Antwort zu rechnen.«

»Können Sie mir dann wenigstens sagen, was vorhin passiert ist?«

Shaw zögerte.

»Ich werde keine Story darüber schreiben, falls Sie das glauben«, versicherte Katie ihm rasch. »Dafür weiß ich zu wenig.«

»Wenn Sie die Story *doch* schreiben, werden Sie eine Menge harter Arbeit zunichtemachen. Sie würden den Bösen helfen.«

»Den Bösen zu helfen war nie mein Ding.«

Wieder zögerte Shaw und musterte Katie aufmerksam. »Es war ein Drogendeal. Wir wollen verhindern, dass Terroristen das Geld in die Finger bekommen. So, jetzt wissen Sie alles.«

»Die Guten schießen aber nicht wild drauflos.«

»Ich weiß«, gab Shaw zu. »Ich weiß aber nicht, warum sie überhaupt mit dem Schießen angefangen haben.«

Seine Offenheit ließ Katies Zweifel schwinden. Vorsichtig hakte sie nach: »Aber warum haben Ihre eigenen Leute auch auf Sie geschossen?«

»Genau das werde ich jetzt herausfinden.« Shaw schaute ihr in die Augen. »Und Sie sehen zu, dass Sie aus Edinburgh verschwinden. Heute haben Sie überlebt. Es wäre schade, wenn es umsonst gewesen wäre.«

Ein paar Sekunden später war er verschwunden.

Katie lehnte sich im Ledersitz des Mini zurück. Sie hatte im Laufe ihrer Karriere schon viel Tod gesehen, viel Schmerz und viel Herzerreißendes, über das man nie hinwegkam. Doch diese Nacht war anders gewesen ... und sie hatte noch nie jemanden wie diesen Mann getroffen.

War alles gelogen, was er ihr gesagt hatte? Als erfahrene Journalistin hatte Katie das schon häufig erlebt. Aber er *hatte* sie gehen lassen. Und er hatte ihr das Leben gerettet. Ein wenig schuldbewusst wurde ihr klar, dass sie ihm noch nicht einmal dafür gedankt hatte. Wäre er nicht gewesen - man hätte ihre Einzelteile inzwischen vermutlich in ganz Schottland gefunden.

Katie schnappte sich ihre Handtasche vom Rücksitz und holte Notizbuch und Stift heraus. Bevor sie Journalistin geworden war, hatte sie Kunst studiert. Sie klappte den Notizblock auf und fertigte rasch eine Zeichnung von Shaw an. Außerdem machte sie sich ein paar Notizen.

Dabei redete sie mit sich selbst. »Dunkles Haar ... gut ein-  
neunzig ... Schultern so breit wie Nebraska ... schöne blaue  
Augen ...« Sie legte den Stift beiseite.

Schöne blaue Augen? Wo kam das denn her?

Egal. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie den Mann jemals wie-  
dersah ...

Katie rutschte auf den Fahrersitz, fuhr in eine Gasse, stieg aus  
und schlich sich durch den Lieferanteneingang ins Balmoral  
zurück.

## *Kapitel 25*

Shaw machte sich nicht die Mühe, seine Kleidung aus dem  
Hotel zu holen. Seine persönlichen Sachen hatte er in einem  
Bahnhofsschließfach verstaut. Kaum war er in sicherer Ent-  
fernung vom Hotel, rief er Frank an. Der ließ es viermal klin-  
geln, bevor er abnahm.

»Was spielst du für ein Spiel?«, brüllte Shaw in den Hörer.

»Du solltest mal wieder eine erfolgreiche Mission feiern. Wir  
haben die Drogen. Die bösen Jungs haben keinen Cent in die  
Finger bekommen, und wir haben einen glücklichen Überle-  
benden, der gerade fröhlich vor sich hin schimpft. Ich habe  
den Champagner schon aufgemacht.«

»Deine Jungs haben ohne Grund das Feuer eröffnet!«

»Wow. Echt?«

»Ja, echt. Was ist mit ›Sie haben das Recht zu schweigen *und*  
das Blut in Ihren Venen zu behalten?«

»Wir haben ein paar Tadschiken umgelegt - na und? Du weißt doch, wie viel uns diese Penner im Knast kosten, und ich habe mein Budget ohnehin schon überdehnt.«

»Deine Jungs haben auch auf *mich* geschossen, verdammt noch mal!«

»Dann solltest du wohl besser aufpassen.«

»Worauf aufpassen?«

»Wir mögen keine Ruheständler, Shaw. Du kannst gehen, wenn wir es dir erlauben ... falls das je der Fall sein wird.«

»Der Deal, den du mit mir ...«

»Der Deal ist Scheißdreck. Das war er immer schon; du hast es dir nur nicht eingestehen wollen. Betrachte es als Weckruf, was heute geschehen ist, Shaw. Es wird der einzige bleiben. Beim nächsten Mal werden sie vielleicht nicht danebenschießen. Du kannst von Glück reden. Ach ja, da fällt mir ein ... deine Instruktionen für Heidelberg warten am Flughafen auf dich. Wir haben einen Jet gechartert. Er startet in zwei Stunden. Am Flughafeneingang wird dich ein Mann treffen. Genieße bis dahin den Abend im liebeizenden Schottland.«

Frank legte auf.

Shaw stand da auf der Princess Street, mitten im Herzen des alten Edinburgh, umgeben von Tausenden von Menschen.

Er hatte sich noch nie so einsam gefühlt.

Katie holte einen leeren Notizblock aus ihrer Tasche, steckte etwas hinein und ging in die Lobby des Balmoral. Der Empfangschef war ein dünner junger Mann. Katie ging zu ihm und hielt den Notizblock in die Höhe.

»Ein Mann hat das in der Lobby verloren. Es steht kein Name drauf, aber vielleicht wohnt er hier im Hotel. Bevor ich ihn abfangen konnte, ist er in ein Taxi gestiegen.« Sie beschrieb Shaw in allen Einzelheiten.

»Ja, der Herr wohnt hier, Miss«, sagte der junge Schotte. »Ein Mr. Shaw. Ich werde es ihm ins Fach legen.«

Katie schaute zu, wie er den Notizblock in das Fach für Zimmer 505 steckte. Als er sich wieder umdrehte, huschte sie davon.

*Gott segne die Schotten*, dachte sie. Hätte sie diesen Trick in New York versucht, hätte man ihr den Block ins Gesicht geworfen, sie zu Boden gerungen und die Cops gerufen.

Katie wartete zwei Stunden in der Lobby. Immer wieder glitt ihr Blick zur Rezeption, während sie an ihrer Cola nuckelte und an den Nägeln kaute, bis sie bluteten. Dann übergab der junge Schotte seinen Posten an eine Frau mittleren Alters, die Katie nie zuvor gesehen hatte. Kaum war der Mann außer Sicht, ging Katie wieder zur Rezeption.

»Ich wohne mit meinem Verlobten in Zimmer 505«, begann sie. »Ich habe ihm meinen Schlüssel gegeben, als er seinen verlegt hat. Er wollte den Schlüssel in einen Notizblock stecken und für mich dalassen, damit ich wieder ins Zimmer komme.«

Die Frau drehte sich um, griff in das Fach für Zimmer 505 und holte den Notizblock heraus.

»Dieser hier?«, fragte sie.

Katie nickte und nahm den Block entgegen. Sie schaute ihn durch und ließ den Gegenstand, den sie zuvor hineingelegt hatte, auf die Rezeption fallen. Die Frau hob ihn für sie auf.



Es war Katies amerikanischer Führerschein. Die Frau blickte auf das Foto und dann zu Katie.

»Da ist er ja!«, sagte Katie. »Ich habe ihn schon überall gesucht. Mein Verlobter muss ihn im Zimmer gefunden und für mich in den Notizblock gelegt haben.«

»Und wo ist Ihr Verlobter?«, fragte die Frau freundlich, aber im Tonfall eines Menschen, der gedachte, seinen Job zu machen, und dies gründlich.

»In Glasgow.« Katie blätterte weiter durch die Seiten. »Er kommt morgen zurück, aber den Schlüssel hat er wohl nicht gelassen. Wie komme ich jetzt ins Zimmer?«

»Haben Sie schon versucht, ihn anzurufen?«

»Ja, er geht nicht ran. Zu viele Funklöcher, nehme ich an.«

»Wem sagen Sie das«, seufzte die Frau.

Erneut schaute sie sich den Führerschein an.

»Nun, wir können unsere Gäste schwerlich auf dem Bürgerteig schlafen lassen, nicht wahr?« Sie nahm den Ersatzschlüssel vom Haken und gab ihn mitsamt dem Führerschein Katie.

Katie schaute auf das Namensschild der Frau. »Sara, ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll. Ich kann immer noch nicht glauben, dass er den verdammten Schlüssel vergessen hat.«

»Ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre mit meinem Dennis verheiratet, und der arme Kerl vergisst immer noch Geburtstage, Hochzeitstage und manchmal sogar die Namen unserer fünf Kinder. Wenn Ihr Verlobter nur Schlüssel vergisst, dann heiraten Sie ihn und schätzen Sie sich glücklich.«

Katie ging zum Aufzug.

Eine Minute später öffnete sie die Tür von Zimmer 505. Sie hatte Shaw vom Balmoral weggehen sehen; deshalb war sie sicher, dass er so bald nicht zurückkommen würde. Trotzdem beschloss sie, nicht länger als zehn Minuten für die Suche zu investieren.

Neun Minuten später hatte sie jeden Quadratzentimeter des Zimmers unter die Lupe genommen und die paar Sachen inspiziert, die Shaw zurückgelassen hatte. Und was hatte sie gefunden? Null! Nun ja, nicht ganz. In einer Jackettasche hatte sie eine Quittung für einen Buchkauf in Dublin entdeckt; doch das war nicht wirklich hilfreich.

Katie durchsuchte das Zimmer noch einmal, blieb am Schreibtisch stehen und ließ den Blick über die Sachen dort schweifen, die alle vom Hotel waren. Und dann sah sie es. Sie setzte sich, zog die Schreibunterlage zu sich heran, nahm einen Bleistift und rieb damit vorsichtig über das Papier. Nach und nach kam ein Name zum Vorschein; er hatte sich in die Auflage eingedrückt, als Shaw ihn geschrieben hatte - ein amateurhafter Fehler.

»Anna Fischer«, murmelte Katie. Der Name war nicht ungewöhnlich, doch aus irgendeinem Grund kam er Katie bekannt vor.

Und dann fiel es ihr plötzlich ein. Sie schaute auf die Quittung, die sie in der Jackentasche gefunden hatte.

»Polizeistaaten, eine historische Untersuchung ...«, las sie laut. Wieder hatte sie eine nebelhafte Erinnerung.

Katie verließ das Zimmer und rief bei der Buchhandlung an, deren Nummer auf der Quittung stand. Sie rechnete nicht damit, dass um diese Zeit noch jemand abnahm, doch wider

Erwarten meldete sich eine Frauenstimme. Katie erkundigte sich, ob sie das Buch führten. Ja, lautete die Antwort; sie hätten aber nur noch ein Exemplar. »Wie hieß noch mal die Autorin?«, fragte Katie. »Ich kann mich nicht mehr erinnern.«

»Anna Fischer«, antwortete die Frau.

## *Kapitel 26*

Anna ging langsam durch die Straßen von Westminster. In diesem Teil Londons drängten sich die Touristen und reckten die Hälse, um am Buckingham-Palast einen Blick auf die Queen oder sonst einen Royal zu erhaschen, oder um die Gräber längst verstorbener Herrscher in der berühmten Abtei zu besuchen oder das West End mit seinen Theatern oder die Statue Lord Nelsons, der nachdenklich von seiner riesigen Granitsäule herabschaute, während Vögel auf ihm herumkletterten.

Anna ging in den St. James Park, vorbei an ausländischen Nannys und britischen Moms, die Kinderwagen vor sich her schoben und die milde Abendluft genossen. So schönes Wetter war nicht häufig auf der kleinen Insel in dem großem Meer, und so nutzten die Londoner jeden Sonnenstrahl, den sie bekommen konnten.

Anna schlenderte weiter, vorbei an der King-Charles-Treppe. Dann blieb sie stehen, schaute hinüber zur Enteninsel auf dem See im St. James Park und setzte sich.

War sie zu hart zu Shaw gewesen? Ein Teil von ihr sagte Ja, doch ein anderer hielt mit einem entschiedenen *Nein!* dagegen. Eine Ehe war eine lebenslange Verpflichtung, jedenfalls

nach Annas Verständnis. Ja, sie hätte in dieser Frage schon früher Druck machen sollen, doch nachdem Shaw ihr einen Antrag gemacht hatte, war die Sache noch dringender geworden. Er musste sich darum kümmern. Wenn nicht ... Nun, dann wäre es vielleicht besser, wenn sie nicht länger zusammenblieben.

Anna hatte im Laufe der Jahre schon andere Verehrer gehabt: kultivierte, gebildete Männer mit Macht, Einfluss und Reichtum. Doch sie musste sich eingestehen, dass keiner von ihnen so zarte Gefühle in ihr geweckt hatte wie Shaw. Aber würde er nach Wisbach zu ihren Eltern fahren?

Anna stand auf, ging ein Stück weiter und setzte sich wieder auf eine Parkbank. Neben ihr lag eine Zeitung. Sie nahm sie. Auch den *Guardian* beschäftigte das böse Russland. Die Schlagzeile lautete: »Kehrt die Rote Gefahr zurück?«

Irgendetwas, was im Text »ein Tisch voll Tragödien« genannt wurde, war bei ausgewählten Nachrichtenagenturen und Politikern eingegangen. Die schlechte Verpackung und die körnigen Fotos angeblich ermordeter Russen zusammen mit ihren tragischen Geschichten, in schlichte Worte gekleidet, entfalten eine Wirkung, wie eine Hochglanzzeitung in Millionenauflage sie niemals hätte erreichen können. Anna legte die Stirn in Falten, als sie sich den Inhalt der Story ansah. Es wurde viel Altbekanntes wiedergekaut und dann darauf aufgebaut. Es war wie dieses alte Spiel, Stille Post, bei dem man jemandem etwas ins Ohr flüsterte, der es dann dem Nächsten zuflüsterte und so weiter, bis man schließlich staunend vernahm, dass zum Schluss etwas ganz anderes herauskam. Und doch war der Mord an Sergej Petrow, dem man das russische Wort für »Verräter« auf die Stirn gemalt hatte, ein nachdrücklicher Beweis für Gorschkows Schuld, zumindest in den Augen der westlichen Presse.

Der russische Präsident hatte seine Streitkräfte in Alarmbereitschaft versetzt, als überall im Land Massenproteste ausgebrochen waren. Es hatte den Anschein, als würde Russland förmlich implodieren. Anna hatte sogar Gerüchte von ihren alten Kollegen bei der UN gehört, Russlands Sitz im Sicherheitsrat könne auf dem Spiel stehen, wenn die Sache mit der »Roten Gefahr« sich nicht bald zu Gorschkows Gunsten aufklären würde. Was auch immer mit Konstantin und seiner Familie geschehen sein mochte - der Mann bekam jetzt seine Rache.

Doch hatte irgendjemand sich die Mühe gemacht, das alles zu überprüfen? Im Unterschied zu anderen Leuten, die die gleichen Fragen stellten, hatte Anna Mittel und Wege, an Antworten zu kommen. Vielleicht würde sie das ein wenig von ihren persönlichen Problemen ablenken ...

Sie beschloss, sich an die Arbeit zu machen.

Anna ging in ihr Büro, das in einem 175 Jahre alten Reihenhause am Ende einer ruhigen Sackgasse nahe Buckingham Gate untergebracht war. Die Gebäude zu beiden Seiten des Reihenhauses standen leer, sollten aber in ungefähr sechs Monaten renoviert werden. Umso mehr genoss Anna die Ruhe und den Frieden, ehe er von Pressluftschlämmern und Kreissägen zerstört werden würde. Der Geruch frischer Farbe hing in der Luft, denn das Haus hatte gerade eine Verschönerungskur hinter sich, einschließlich eines neuen Anstrichs der Fenster und Türen.

Anna schloss die dicke Eingangstür auf, auf der eine goldene Plakette den Namen der Firma kundtat: *The Phoenix Group Limited*. Als Anna hier angefangen hatte, hatte man ihr gesagt, das Unternehmen würde von einem zurückgezogen lebenden, wohlhabenden Gentleman finanziert, der in den USA geboren worden war - in Arizona, um genau zu sein. Tatsächlich lebte er so zurückgezogen, dass niemand in der Phoenix

Group auch nur seinen Namen kannte. Besucht hatte er sein Unternehmen auch noch nie. Doch von Zeit zu Zeit erhielten seine Mitarbeiter Mitteilungen, in denen der Boss sie ermutigte und sie wissen ließ, was für bedeutsame Arbeit sie leisteten. Der rätselhafte Besitzer der Phoenix Group war Anna als ein Mann beschrieben worden, der reges Interesse an den »großen Fragen der Menschheit« habe. Und er bezahlte Leute wie Anna sehr gut dafür, Antworten auf diese Fragen zu suchen. Dabei ließ er Anna und den anderen Mitarbeitern freie Hand, ihren Leidenschaften zu frönen. Es gab nur wenige Jobs mit so viel Spielraum. Es war die anregendste Arbeit, die Anna je gemacht hatte. Wenn sie doch nur auch ihr Privatleben so in Form bringen könnte!

Anna schloss die Tür hinter sich ab und stieg die Treppe hinauf. Ihr Büro lag am Ende des Flurs im Obergeschoss. Sie ging an den anderen Räumen vorbei. Alle waren leer mit Ausnahme des Büros direkt neben ihrem, wo ein Kollege, Avery Chisholm - ein eingerosteter alter Akademiker -, sich an einem Projekt abmühte. Sein schlohweißes Haar ragte nur knapp hinter den Bücherstapeln hervor, die sich vor ihm auf türmten. Er hob kurz die Hand als Antwort auf Annas Gruß.

Anna setzte sich hinter ihren großen Schreibtisch, der mit Büchern und Papierstapeln vollgepackt war, und stürzte sich in die Aufgabe, der Welt einen Sinn zu geben. Sie und ihre Kollegen schrieben einen Essay nach dem anderen, publizierten Buch um Buch und hielten zahllose Vorträge, die eine wahre Fundgarbe für Regierungen und Wirtschaftsführer von den USA bis Japan sein sollten. Doch Anna wusste nur zu gut, dass kaum jemand von diesen Leuten sich die Mühe machte, auch nur ein Wort von ihrer Arbeit zu lesen.

Sie ging online und klickte sich durch ein paar Chaträume. Wann immer sie Fragen zur Schuld der Russen oder dem »wahren« Ursprung der Roten Gefahr stellte, wurde sie von

allen Seiten angegriffen. Die Leute bezweifelten ihren Glauben und stellten ihren Patriotismus infrage, obwohl sie noch nicht einmal wussten, ob sie überhaupt einen Glauben hatte oder aus welchem Land sie kam. Auch beschimpfte man sie als Gorschkows Arschkriecherin, als Verräterin an der Menschheit oder einfach nur als dreckige Schlampe.

Anna zog sich aus dieser Welt wieder zurück und dehnte ihre Suche aus, bis sie einen obskuren Blogger in einer weit entfernten Galaxie des Cyberspace fand. Er stellte einige der gleichen Fragen, die auch Anna stellte, und der Blogger hegte ähnliche Zweifel. Anna schickte ihm eine detaillierte E-Mail und hoffte, bald Antwort zu erhalten.

Das sollte sie auch. Doch *so* hätte sie sich die Antwort nie und nimmer vorgestellt.

## *Kapitel 27*

**A**nna Fischer war eine bemerkenswert intelligente Frau mit Abschlüssen an international renommierten Universitäten. Trotzdem hatte sie gerade einen kapitalen Fehler begangen. Zu ihrer Verteidigung muss man allerdings einräumen, dass sie unmöglich hatte wissen können, *dass* es ein Fehler war.

Der Blogger, dem Anna ihre eigenen Vorbehalte in aller Ausführlichkeit geschildert hatte, war nicht der, der er zu sein schien. Er war nicht mal eine Person aus Fleisch und Blut, sondern digitaler Nebel.

Dick Pender und seine Leute hatten die Vorgänge in mehreren Tausend Chaträumen auf der ganzen Welt beobachtet. Bit um Bit flogen die Nachrichten über die riesigen Computerbild-

schirme. Natürlich drehte sich alles um die Rote Gefahr. Pender lächelte, als der Computer die Prozentzahl der Personen berechnete, die fest davon überzeugt waren, dass tatsächlich die Russen hinter alldem steckten: fast 98 Prozent.

Pender beobachtete auch - und das mit sichtlicher Freude -, wie sich sogleich wahre Armeen von Chattern auf jemanden stürzten, der die von ihm etablierte »Wahrheit« hinterfragte. In Tausenden von Diskussionsforen postete Pender vorgefertigte Antworten und spie Fakten über Fakten aus - die natürlich nicht auf Fakten basierten -, und er grinste, wann immer die Chathorde ihn als Helden und Verkünder überlegener Weisheiten feierte.

*Mein Gott, dachte Pender, es war so leicht, eine populäre Meinung zu vertreten, auch wenn sie vollkommen falsch war. Dafür brauchte man nicht einmal ein Mindestmaß an Mut.*

Eine Minute später wurde sein Lächeln sogar noch breiter. Er hatte gerade überprüft, was er eine seiner »virtuellen Bärenfallen« nannte. Diese hier war der Blogger, an den Anna ihre E-Mail geschickt hatte. Penders Leute hatten die Falle gestellt - zusammen mit mehreren anderen -, um das Interesse eines jeden zu wecken, der auf den Gedanken kommen könnte, die Sache mit der Roten Gefahr sei nur ein ausgefeiltes Lügengebäude. Es war wichtig zu wissen, ob es eine Gegenbewegung gab, die ernsthaft an den Schrecken in Russland zweifelte.

Wenn Pender solch eine Bewegung entdeckte, hatte er mehrere Strategien, sie zu zerschlagen. Eine seiner Lieblingsmaßnahmen war, einen ungeheuerlichen Vorfall zu inszenieren, der jedermanns Aufmerksamkeit von dem Problemfeld ablenkte. Im Laufe der Jahre hatte er solche Aktionen schon kurzfristig für Regierungen in Washington, London, Paris und Tokio durchführen müssen. Solche Dinge brauchte man für gewöhnlich in Wahlkampfzeiten, bei Skandalen, Kriegen und Streitigkeiten um den Staatshaushalt.



Nur wenige Leute sandten E-Mails an die Webseiten, die als Falle dienten. Die meisten Menschen schienen akzeptiert zu haben, dass alles, was man über die Russen sagte, der Wahrheit entsprach. Sie waren vollends zufrieden damit, ihr Leben lang Schafe zu sein, und das kam Pender nur zupass. Natürlich gab es auch andere, die alles über den R.I.C. wissen wollten und die verdammt tief gruben. Also fütterte Pender sie hier und da mit ein paar kleineren Häppchen, um ihren größten Hunger zu stillen. Es war nicht sonderlich schwer, ihnen immer einen Schritt voraus zu sein. Die Medien mussten jede Menge Storys abdecken und Titelgeschichten schreiben, während Pender sich nur um eines kümmern musste: um das, was Nicolas Creel wollte. Diese Technik nannte er »getimten Informationsfluss«. Wann immer er es für nötig hielt, ließ er gezielt etwas durchsickern; so hatte er die Medien nun genau da, wo er sie haben wollte. Sie reagierten nur noch.

Die wenigen Personen, die sich auf den Webseiten gemeldet hatten, die als Falle dienten, waren bereits von Penders Leuten überprüft und als unwichtig eingestuft worden. Im Gegensatz zu den üblichen Chaträumen musste man diese Bärenfallen schon aufwendig suchen. Das allein bedeutete mehr Mühe, als Otto Normalchatter auf sich zu nehmen bereit war. Pender hatte keine Ahnung, wer diese Anna Fischer war, doch ein Name in ihrer Adresse erregte seine Aufmerksamkeit.

»The Phoenix Group«, murmelte er vor sich hin. Den geographischen Ursprung der Mail hatte er bereits überprüft. Die Phoenix Group befand sich in London. Außerdem hatte Pender eine rasch zusammengestellte Akte auf seinem Schreibtisch: Die Phoenix Group war ein Think-Tank in Westminster, nicht weit vom Buckingham-Palast entfernt. Die genauen Eigentumsverhältnisse waren unbekannt.

Pender rieb sich nachdenklich das Kinn. Im *Wall Street Journal* würde demnächst ein Artikel erscheinen, der ein wenig

Zweifel säen könnte, was die Zehntausende toter Russen betraf. Pender kannte den Journalisten, der die Story geschrieben hatte. Er war ein guter Mann, aber ein bisschen faul und bekannt dafür, eine Story nicht weiterzuverfolgen, wenn sich Schwierigkeiten ergaben oder das Thema unpopulär wurde. Pender hatte seinen Stab angewiesen, vier Nachrichten im Web zu verbreiten, die nahelegten, dass die Lebensläufe einiger Toter möglicherweise falsch seien, was aber eher an den fehlerhaften Regierungsakten liege und keinesfalls die Bedeutung dieses unzweifelhaften Massenmordes an der russischen Bevölkerung herabsetzen dürfe; dies würde das Andenken Ermordeter beschmutzen. Pender würde außerdem ein paar »Experten« in diverse Fernsehshows schicken, die diesen Punkt noch einmal nachdrücklich hervorhoben.

Pender war sicher, dass der Reporter vom *Journal* nicht als zynischer, Diktatoren liebender Mistkerl gelten wollte; deshalb würde er die Story fallen lassen. Außerdem hatte Pender Wind von einer BBC-Produktion bekommen, deren Produzentin nicht wusste, aus welchem Blickwinkel sie das Thema angehen sollte. Pender hatte eine anonyme Nachricht und drei »publizierte« Artikel vorbereiten lassen, die der verunsicherten Produzentin helfen sollten, guten Gewissens in eine Richtung zu gehen, die Penders und Creels Zielen zugutekäme. Er freute sich schon auf die Sendung.

Doch was diese Phoenix Group betraf, wusste Pender instinktiv, dass es genau das war, worauf zu achten Creel ihn angewiesen hatte. Also leitete er sämtliche Informationen auf elektronischem Weg an seinen Kunden weiter.

Dann machte er weiter mit dem, was er am besten konnte: einer leichtgläubigen Welt die »Wahrheit« verkaufen.

Ein aufregenderes Spiel war nie erfunden worden.

## Kapitel 28

Nicolas Creel saß im luxuriösen Heimkino in seinem Haus an der französischen Riviera und schaute sich das Ende von »Der Soldat James Ryan« an. Er liebte diesen Film, allerdings nicht wegen der hervorragenden Schauspieler, der exzellenten Regie oder der moralischen Botschaft dieser klassischen Kriegsgeschichte - nein. Er liebte es, die Welt im Krieg zu sehen, denn das machte das Sterben so edel.

Creel hatte sein Vermögen mit dem Bau und dem Verkauf von Maschinen gemacht, die Tausende, sogar Millionen töten konnten, und doch war er eigentlich ein friedliebender Mann. Er hatte noch nie jemanden aus Wut geschlagen oder eine Waffe abgefeuert. Er verabscheute Gewalt. Das meiste Geld machte er ohnehin, wenn Frieden auf der Welt herrschte ... eine ganz besondere Art von Frieden. Eigentlich war es mehr ein *Gefühl* von Frieden - verbunden mit der Furcht, dass jeden Augenblick ein Krieg ausbrechen könnte. Für Creel war ein Frieden, hinter dem der Schrecken lauerte, der beste Frieden von allen.

Creel liebte den »Soldat James Ryan« auch noch aus einem anderen Grund. Der Zweite Weltkrieg war der klassische Konflikt zwischen Gut und Böse, ein edler Krieg, der es einer ganzen Generation von Amerikanern erlaubt hatte, ihr Schicksal zu erfüllen und »die größte Generation von allen« zu werden. Ob die Welt sich dessen nun bewusst war oder nicht - ein solcher Konflikt fand auch im Augenblick statt, und Creel brachte unbedarfte Global Player in Position, sodass sie sich der Aufgabe stellen und das Böse zerschmettern konnten. Anschließend würde die Welt dann so friedlich sein wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Kurzfristig würde es natürlich ein

wenig ruppig zugehen, doch Verluste gab es immer. Langfristig aber war es die Sache wert.

Creel stand auf, ging ins Schlafzimmer und gab Miss Hottie einen Kuss auf die Wange, die vollkommen erschöpft eingeschlafen war, nachdem sie ihm ihren üblichen Service hatte angedeihen lassen.

Creel schaute auf sie hinunter und wusste, die Sache würde bald zu Ende sein: Hottie liebte ihren neu gefundenen Reichtum, ihren gesellschaftlichen Status und den Alkohol ein wenig zu sehr. Sie schrie regelmäßig die Bediensteten an und gab sich auf eine Art, die ihr nicht zustand. Es war ihr sogar gelungen, Creels erwachsene Kinder aus früheren Ehen zu terrorisieren, wann immer diese zu Besuch kamen. Das war zwar nicht so schlimm, denn Creel stand seinen Kindern nicht sonderlich nahe, doch Hotties Anfälle waren bisweilen doch recht peinlich.

Tatsächlich war seine liebe Frau geradezu der Inbegriff von Unsicherheit. Zwar besaß sie den Körper eines Supermodels, hatte den Highschoolabschluss aber nur mit Ach und Krach geschafft. Doch als Creel sie auf dem Catwalk in New York gesehen hatte, da hatte er gewusst, dass er sie haben musste - allein schon, weil alle anderen sie auch haben wollten. Creel wollte immer und überall der Erste sein.

In dieser Nacht ging er ins Büro, um zu arbeiten. Der Raum war vielleicht nicht so groß, wie man es bei einem Mann seiner Einkommensklasse erwartet hätte, erfüllte jedoch seinen Zweck. Creel setzte sich an den Schreibtisch, schaltete den Computer ein und sah die E-Mail mit den von Pender angehängten Dateien.

Creel las sie gründlich durch, und sein Interesse war geweckt.

Die Phoenix Group? Da klingelte nichts.

Er rief jemanden an und sagte: »Finden Sie heraus, wer *genau* hinter der Phoenix Group steckt, einem Think-Tank in London, und zwar so schnell wie möglich.«

Vielleicht war das ja ein weiteres Teil, das ihm für sein großes Puzzle fehlte. Selbst ein milliardenschwerer Händler des Todes hatte ein Anrecht auf ein bisschen Glück dann und wann.

Ein paar Stunden später erfüllte sich sein Wunsch. Seine Leute waren wirklich erstklassig. Sie hatten mehrere Fassaden eingerissen, die die wahren Besitzverhältnisse der Phoenix Group hatten verschleiern sollen. Und wenn jemand sich solche Mühe machte, etwas zu verbergen, hatte er für gewöhnlich auch einen guten Grund dafür. Creel konnte sein Glück kaum fassen.

Die Phoenix Group hatte keine Verbindungen nach Arizona. Gemeinhin glaubte man, der Phönix stamme aus Ägypten, doch er hatte seine Wurzeln auch in einem anderen Teil der Welt. In diesem uralten Land symbolisierte er die göttliche Macht, Loyalität und Ehrlichkeit. Es hätte perfekter nicht sein können.

Erneut rief Creel jemanden an. »Überwachen Sie das Phoenix-Gebäude rund um die Uhr. Und ich will vollständige Akten zu jedem, der dort arbeitet. Und einen ausführlichen Gebäudeplan bis ins kleinste Detail. Alles ist wichtig.«

Dann rief Creel Caesar an. Es war an der Zeit, seine Bodentruppen einzusetzen.

## Kapitel 29

Shaw stand im Heidelberger Schloss vor dem größten Holzfass der Welt, in dem je Wein gelagert worden war. Die Nacht zuvor war er von Edinburgh nach Frankfurt geflogen und dann am Morgen nach Heidelberg weitergefahren. Diesmal war seine Aufgabe relativ einfach. Er sollte einem Mann ein paar Papiere übergeben, der sie seinerseits nach oben weiterreichen würde.

War dieser Auftrag erledigt, sollte er eigentlich zu Annas Eltern nach Wisbach fahren. Aber sollte er wirklich? Frank hatte klargemacht, dass Shaw in absehbarer Zeit nicht der Sklaverei würde entkommen können, vermutlich erst mit seinem Tod. Was also hatte es für einen Sinn, zu Annas Eltern zu fahren? Shaw konnte Anna nicht heiraten und gleichzeitig für Frank weiterarbeiten. Er hätte nie um ihre Hand anhalten dürfen. Aber er hatte es getan, und nun sollte er so schnell wie möglich aus ihrem Leben verschwinden, sodass jemand anders Anna geben konnte, wozu er nicht in der Lage war.

Das wäre edel und selbstlos, doch Shaw fühlte sich nicht so. Er wollte Anna nicht verlieren. Er *durfte* Anna nicht verlieren. Er würde nach Wisbach fahren, und vielleicht würde ihm auf wundersame Weise ja noch eine Idee kommen, wie er diesem Albtraum entrinnen konnte.

Eine halbe Stunde später wurden die Papiere an einen jungen Mann übergeben, der wie ein typischer amerikanischer Collegestudent aussah, bis hin zur Red-Sox-Kappe, der zerschlissenen Jeans und den Nike-Turnschuhen. Shaw spielte weiter seine Rolle als Tourist, der Fotos vom Schloss knipste und alles über die Geschichte der berühmtesten Schlösser und Burgen Deutschlands lernen wollte. Als er sich gefahrlos auf

den Weg machen konnte, rannte er fast den Hügel zu seinem Mietwagen hinunter und fuhr nach Wisbach.

Wie Anna gesagt hatte, war der Buchladen ihrer Eltern leicht zu finden. Er lag direkt an der Hauptstraße des malerischen Dorfes.

Natascha Fischer begrüßte ihn an der Tür. Anna hatte ihre Größe und das gute Aussehen offensichtlich von der Mutter geerbt. Doch während Anna ausgesprochen gesprächig, bisweilen gar extrovertiert war, zeigte ihre Mutter sich reserviert und blickte Shaw nicht in die Augen, als er sich vorstellte.

Der Buchladen war klein, aber die Bücherregale bestanden aus gutem alten Pinien- und dunklem Walnussholz. Eine Rollleiter lehnte an einer Wand mit antiquarischen Büchern; vor einer anderen Wand stand ein großer Schreibtisch voller Papiere. An dem Schreibtisch saß ein Mann, der sogar noch größer war als Shaw. Wolfgang Fischer stand auf und streckte die Hand aus. Anna hatte ihren Eltern Shaws Erscheinen angekündigt. Natascha hing das »Geschlossen«-Schild an die Tür und schloss ab. Dann folgte sie ihrem Mann und Shaw durch eine Tür in die angrenzende Wohnung der Fischers.

Wie im Laden war es auch hier ordentlich und stilvoll. An den Wänden hingen Fotos von Anna, vom Kind bis zur erwachsenen Frau. Während Natascha Kaffee aufsetzte, holte Wolfgang eine kleine Flasche Cognac aus dem Schrank.

»Solch ein Ereignis schreit förmlich nach etwas Stärkerem als Kaffee, meinen Sie nicht?«, sagte Wolfgang auf Englisch, aber mit starkem deutschen Akzent, sodass Shaw ihn nur mit Mühe verstehen konnte. Wolfgang schenkte ein, setzte sich und schaute erwartungsvoll zu Shaw, der nervös am Kamin Sims lehnte.

»Anna hat uns viel von Ihnen erzählt«, begann Wolfgang hilfsbereit.

Natascha kam zurück und brachte Kaffee und Kuchen. Missbilligend schaute sie auf den Cognac in der Hand ihres Mannes.

»Es ist noch nicht einmal vier Uhr«, tadelte sie ihn.

Ihr Mann grinste. »Shaw wollte gerade etwas sagen.«

Natascha setzte sich und schenkte Kaffee ein, warf aber immer wieder nervöse Blicke zu ihrem Gast.

Shaw spürte, wie sich Schweiß in seinen Achselhöhlen sammelte. Er geriet eigentlich nie ins Schwitzen, nicht einmal, wenn jemand auf ihn schoss, doch nun fühlte er sich wie ein Schuljunge bei seinem ersten Rendezvous. Sein Mund war wie ausgetrocknet, und seine Beine schienen sein Gewicht nicht mehr tragen zu wollen.

»Ich bin gekommen, um Sie etwas zu fragen«, sagte er schließlich und setzte sich den beiden gegenüber.

*Ich kann es genauso gut aussprechen.* Er schaute Annas Dad in die Augen. »Hätten Sie ein Problem damit, wenn ich Ihre Tochter heirate?«

Wolfgang schaute zu seiner Frau, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Natascha wischte sich die Augen mit einer Serviette ab.

Wolfgang stand auf, zog Shaw in die Höhe und drückte ihn so fest an sich, dass Shaw die Rippen schmerzten. Lachend dröhnte er: »Und? Beantwortet das Ihre ... *deine* Frage?«

Natascha sprang ebenfalls auf, nahm Shaws Hand mit festem Griff, küsste ihn auf die Wange und sagte leise: »Du hast



meine Anna so glücklich gemacht. Noch nie hat sie so von jemandem geredet wie von dir. Noch nie! Stimmt's, Wolfi?«

Wolfgang schüttelte den Kopf. »Und dich macht sie bestimmt auch glücklich, nicht wahr?«

»Ich war in meinem ganzen Leben noch nicht so glücklich.«

»Wann ist die Hochzeit?«, fragte Natascha. »Natürlich wird sie hier gefeiert, bei ihrer Familie ... oder?«

Wolfgang schaute sie verärgert an. »Und was ist mit Shaws Familie? Vielleicht wollen sie ja nicht in so ein kleines Dorf kommen wie unseres.« Er schlug Shaw auf den Arm - unglücklicherweise genau auf die Stelle, wo ihn in Schottland die Kugel gestreift hatte. Shaw musste sich zusammenreißen, um nicht vor Schmerz zu schreien.

»Hier ist es okay«, sagte er. »Ich ... äh, habe keine Familie.« Die Fischers schauten ihn neugierig an. »Ich bin ein Waisenkind.«

Nataschas Unterlippe begann zu zittern. »Das hat uns Anna nicht gesagt. Es tut mir leid.«

Wolfgang sagte: »Aber jetzt hast du eine Familie. Eine sehr große Familie. Allein in Wisbach gibt es zehn Fischers. Wenn man Karlsruhe und Stuttgart mit einbezieht, sind es noch wesentlich mehr. In ganz Deutschland sind es sogar Tausende, nicht wahr, Tascha?«

»Aber die werden nicht alle zur Hochzeit kommen«, warf Natascha rasch ein.

»Enkel«, sagte Wolfgang und strahlte Shaw an. »Endlich bekomme ich Enkel! Du und Anna, ihr werdet natürlich auch eine große Familie haben.«

»Wolfgang«, sagte Natascha streng, »das geht dich nichts an. Und so jung ist Anna nun auch nicht mehr. Sie hat ihre Karriere, eine sehr wichtige Karriere. Außerdem liegt alles in Gottes Hand. Wir wollten auch viele Kinder, haben aber nur Anna bekommen.«

»Nun, dann eben keine große Familie«, gab Wolfgang nach.  
»Nicht mehr als vier oder fünf.«

»Wir werden unser Bestes tun«, erwiderte Shaw verlegen.

»Anna hat uns erzählt, dass du Berater bist«, fuhr Wolfgang fort. »Was berätst du denn? Ich meine, in welchem Bereich?«

Shaw fragte sich, ob die Tochter den Eltern zu dieser Art von Fragen geraten hatte, um ihn zu zwingen, ihnen das Gleiche zu sagen, was er ihr gestanden hatte.

»Internationale Beziehungen«, antwortete Shaw.

»Gibt es viel Beratungsbedarf für Internationale Beziehungen?«, fragte Wolfgang.

»Mehr, als ihr euch vermutlich vorstellen könnt«, sagte Shaw und fügte hinzu: »Nun ... genau genommen ist es ein bisschen mehr als das.« Die Fischers schauten ihn erwartungsvoll an, und Shaw lehnte sich an die Wand. »Ich arbeite mit einer Agentur zusammen, die dabei hilft, die Welt zu einem sichereren Ort zu machen.«

Die beiden Fischers schauten einander an. Wolfgang fragte:  
»Du bist Polizist? Eine Art international tätiger Polizist?«

»So etwas in der Art. Aber wenn Anna und ich heiraten, will ich in den Ruhestand gehen.«

Glücklicherweise stellten sie ihm nur noch wenige Fragen über seinen Job; vielleicht ahnten sie, dass vieles davon geheim sein könnte.

Wenn sie wüssten.

Shaw blieb über eine Stunde bei den Fischers. Kaum war er verschwunden, kam ein Fremder an ihre Tür und klopfte. Als Natascha öffnete, sagte der Fremde: »Mrs. Fischer, ich muss mit Ihnen über den Mann reden, der gerade bei Ihnen war.«

Er drängte sich an ihr vorbei, ohne auf eine Antwort zu warten. Als Wolfgang dazukam, sagte der Fremde: »Ich glaube, Sie beide sollten sich erst einmal setzen.«

## *Kapitel 30*

**Z**u Nicolas Creels großer Freude tat Russland erneut etwas absolut Vorhersehbares.

Isoliert und an den Abgrund gedrängt ließ es die Muskeln spielen, indem es von einer TU-160 den Großvater aller konventionellen Bomben abwerfen ließ. Die Sprengkraft entsprach der von 120 Tonnen TNT oder dem Fünffachen jeder vergleichbaren Bombe, die die USA bisher abgeworfen hatten. Sie hinterließ einen gewaltigen Krater und verhüllte den Himmel mit einem furchterregenden, zum Glück aber nicht radioaktiven Pilz. Der Abwurf wurde von Präsident Gorskow als Routineübung klassifiziert, der unmittelbar darauf die russische Armee in höchste Alarmbereitschaft versetzte. Außerdem erklärte er in deutlichen Worten, Russland würde es als kriegerischen Akt betrachten, sollte man je herausfinden, wer hinter dieser Schmutzkampagne stecke.

»Mir tut die Regierung oder die Organisation jetzt schon leid, die dahinterstecken, wer immer sie sein mögen und egal, wie mächtig sie sind«, fügte Gorschkow drohend hinzu und zeigte den Vereinigten Staaten damit verbal den Mittelfinger, zumal die USA angestrengt leugnete, irgendetwas mit der antirussischen Kampagne zu tun zu haben. Das galt in Diplomatenskreisen jedoch fast schon als Schuldeingeständnis. Und wer außer den Amerikanern hätte ein Motiv oder das Geld für solch eine Aktion?

Nicolas Creel lachte, als er diesen letzten Bericht las. Er befand sich im Konferenzraum seiner Boeing, 12 000 Meter über dem Atlantik. Caesar saß ihm gegenüber. Creel drehte die Zeitung zu ihm um, sodass Caesar die Schlagzeile über Russlands Bombenabwurf und Gorschkows Drohung lesen konnte.

Creel spottete: »Kriegerischer Akt? Um einen Krieg zu führen, braucht man eine Armee, und Russland hat keine. Sie sitzen auf einem Berg von Öleinnahmen, doch dank eines Präsidentendekrets, das an Dummheit kaum zu übertreffen ist, können sie nicht mehr als dreieinhalb Prozent ihres Bruttosozialprodukts fürs Militär ausgeben. Das entspricht ungefähr zweiundzwanzig Milliarden US-Dollar, und davon gehen nur acht Milliarden für Waffenkäufe drauf. Für ein solches Trinkgeld kann man keine großartigen Waffensysteme bauen. Schauen Sie sich die Amerikaner an. Mitsamt Nachtragshaushalt geben sie im Jahr mehr als siebenhundert Milliarden Dollar für die Verteidigung aus - das sind mehr als zwanzig Prozent des Gesamthaushalts. Die Yankees zahlen für ihr Militär mehr als alle anderen Länder der Welt *zusammen*. Und so sollte es auch sein. Eine Supermacht zu sein ist nicht billig, aber es ist die Sache wert, verdammt noch mal. Denn wenn man dann jemanden in den Arsch treten will, dann *kann* man es auch, mein Freund.«

Creel deutete auf eine Statistik zur russischen Truppenstärke.

»Die Russen haben vielleicht fünf Kampfddivisionen einsatzbereit, wenn sie Glück haben. Früher haben sie ein Drittel aller Kriegsschiffe der Welt gebaut. Heute können sie nicht mal einen Flugzeugträger bauen, weil selbst das größte Dock des Landes zu klein dafür ist. Das war eine tolle Planung, Genossen. Und da ihre eigene Regierung kein Geld in die Hand nehmen will, um etwas zu kaufen, müssen die russischen Rüstungsschmieden ihren Müll nach Indien, China und zu anderen Wichsern exportieren, die einfach nur billig kaufen wollen. Aber die Yankees, die Briten, die Deutschen und die Franzosen würden keinen müden Cent für den russischen Schrott ausgeben. Seit fünfzehn Jahren haben die Reformkommunisten ihre Luftraumverteidigung um kein einziges neues Flugzeug verstärkt. Sie haben mehr als dreitausend Maschinen, aber die kommen nicht mal ansatzweise an den Standard des Westens heran. Auf ihren Flughäfen gibt es nicht einmal genügend Sprit! Ihre neueste Maschine ist mangels Geld nie über das Entwicklungsstadium herausgekommen. Natürlich haben sie noch ihre Atomwaffen, aber die können sie nicht einsetzen. Wenn sie eine davon abfeuern, schicken die Yankees zehn als Vergeltung zurück.

Und ihre ach so tolle Marine besteht aus zwanzig verrosteten Schiffen, einschließlich einem Flugzeugträger, der schon Jahrzehnte alt ist, ganz zu schweigen von den U-Booten, die mit schöner Regelmäßigkeit den Weg zum Meeresboden finden und auch dort bleiben. Die Amerikaner hingegen verfügen über *dreitausend* Schiffe, einschließlich zehn atomgetriebenen Trägern der Nimitz-Klasse. Und da sind die mehr als ein Dutzend Atom-U-Boote der Ohio-Klasse noch nicht einmal mit eingerechnet. Jedes einzelne dieser Schiffchen kann ein ganzes Land vernichten. Ich muss es wissen, denn einer meiner Vertragsnehmer hat sie gebaut. Himmel, die Yankees könnten die ganze Rote Gefahr binnen einer Woche auslö-

schen, ohne sich auch nur anzustrengen.« Creel lachte erneut.  
»Aber ich bin immer noch ein glücklicher Mann.«

Caesar las den Artikel zu Ende. »Warum?«, fragte er dann.  
»Die Russen werden offensichtlich nicht kaufen, was Sie zu verkaufen haben.«

Creel nahm sich einen Moment Zeit, um sich eine Zigarre anzuzünden. »Im letzten Jahr hat Präsident Gorschkow in einem seltenen Anfall von Vernunft ein neues, auf acht Jahre angelegtes Rüstungsprogramm im Wert von fast fünf Billionen Rubeln angelegt. Das entspricht in etwa einhundertsechsendachtzig Milliarden US-Dollar. Das ist weit mehr als ihr bisheriges Verteidigungsbudget.«

»Hm, jetzt verstehe ich Ihr Interesse.«

»Das habe ich mir auch gesagt, als ich meine Leute drüben angewiesen habe, sie sollten helfen, den Plan durchzudrücken. Doch außer mir vor Freude bin ich deshalb noch lange nicht. Das ist erst der Anfang.«

»Entschuldigen Sie, Mr. Creel, aber ich verstehe wieder nicht ...«

Der Milliardär lächelte. »Damit geht es Ihnen genauso wie dem Rest der Zivilisation. Lassen Sie mich es Ihnen erklären. Der Großteil dieser Dollars wandert zu russischen Firmen. Aber wenn die Russen mit den USA gleichziehen wollen, was das Verhältnis von Verteidigungsausgaben und Bruttosozialprodukt betrifft, würde das siebzig Milliarden Dollar *pro Jahr* zusätzlich bedeuten, also zu dem eben erwähnten Rüstungsprogramm. Die russische Rüstungsindustrie kann das unmöglich leisten. Außerdem würde der Aufbau mindestens zehn Jahre dauern. Um das zu schaffen, müssten sie sich an den Westen wenden, also an mich. Bezieht man die Inflation mit

ein, kommt man auf siebenhundert Milliarden US-Dollar. *Das erhöht meinen Blutdruck.*«

»Aber warum sollten die Russen das tun? Mit den USA gleichziehen, meine ich.«

»Wenn sie glauben, sie *müssen*, dann *würden* sie auch.«

»Konstantin? Diese Kampagne, die Sie aufgezogen haben? Glauben Sie, dadurch wird Russland wie die alte Sowjetunion und pumpt Geld auf Ihre Konten?«

»So einfach ist das nicht. Die Rote-Gefahr-Kampagne hat sich vom Rest der Welt isoliert. Im Augenblick könnte man die Nachricht verbreiten, Gorskow esse Babys zum Frühstück - die halbe Welt würde es glauben. Aber damit mein Plan funktioniert, muss ich die Risiken weiter erhöhen. Die Russen sind keine Dummköpfe. Wenn sie für das Beste bezahlen sollen, brauchen sie einen verdammt guten Grund dafür.«

»Und wie wollen Sie die Risiken erhöhen?«

»Da kommen Sie ins Spiel. Ich brauche ein Dutzend Männer, alles Russen - zumindest Leute, die wie Russen aussehen.«

»Kein Problem. Die Arbeitslosenquote bei denen ist gigantisch. Ich weiß schon gar nicht mehr, wohin mit all den Russen. Sie töten mit Pistolen, Messern oder mit bloßen Händen; das ist ihnen egal.«

»Das kann ich mir denken. Ein paar von ihnen sollten aber auch Computergeeks sein.«

»Auch das ist kein Problem. Russland hat die weltbesten Hacker.«

Creel beugte sich vor und holte eine Akte hervor. »Gut. Also, hier sind Ihre Anweisungen.«

## Kapitel 31

Anna Fischer wollte gerade die Tür ihrer Londoner Wohnung öffnen, als der Mann hinter sie trat. Seit dem Überfall in Berlin spürte Anna immer, wenn jemand hinter ihr stand. Sie wirbelte herum, in der Hand das Pfefferspray, das an ihrem Schlüsselbund hing.

Der Mann hielt seine Dienstmarke bereits in die Höhe.

»Miss Fischer? Ich bin Frank Wells. Ich würde gerne mit Ihnen über Shaw reden.«

Anna schaute sich die Marke an.

»Ich kenne Ihre Behörde nicht.«

»Das geht den meisten Leuten so. Können wir reingehen?«

»Ich lasse keine fremden Männer in meine Wohnung. Sie sagen, Sie kennen Shaw. Sie könnten lügen.«

»Das hätte ich wissen müssen. Eine Frau mit Ihren akademischen Referenzen ist nicht dumm.«

»Mit meinen akademischen Referenzen? Was wissen Sie davon?«

»Ich habe eine zwei Zoll dicke Akte über Anastasia Brigitte Sabena Fischer. Ihre Eltern, Wolfgang und Natascha, leben in Wisbach, Deutschland, wo sie eine Buchhandlung führen. Sie sind ihr einziges Kind. Eine hervorragende Schwimmerin. Akademische Abschlüsse unter anderem in Cambridge. Kurze Zeit waren Sie bei der UN, und jetzt arbeiten Sie für die Phoenix Group hier in London.« Er schaute auf den Ring an ihrem Finger. »Und derzeit haben Sie eine Beziehung mit



Shaw.« Er wandte sich von ihrem erstaunten Gesicht ab und sah zur Tür. »Können wir jetzt reingehen? Es ist wichtig.«

Sie setzten sich in den kleinen Vorraum, von wo aus man auf die Straße schauen konnte. Frank sah sich in der Wohnung um.

»Nett.«

»Warum sind Sie hier?«

»Wie ich gesagt habe: Ich will mit Ihnen über Shaw reden ... so wie meine Männer es auch schon mit Ihren Eltern gemacht haben.«

»Meine Eltern! Nein, da irren Sie sich. Sie hätten angerufen, wenn ...«

»Wir haben ihnen gesagt, sie sollten lieber nicht anrufen, damit ich vorher mit Ihnen sprechen kann.« Er musterte sie aufmerksam. »Shaw hat Ihnen den Antrag in Dublin gemacht, nicht wahr?«

»Ich wüsste nicht, was Sie das anginge.«

Frank ignorierte ihre Bemerkung. »Und er hat Ihnen gesagt, er würde seinen Job an den Nagel hängen.«

Anna nickte, ohne es zu wollen.

»Lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen. Möchten Sie das?«

Anna traten Tränen in die Augen. Sie wischte sie mit der Hand weg und riss sich zusammen.

»Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann los. Aber ich werde selbst entscheiden, ob es wahr ist oder nicht.«

Frank lachte und nickte dann. »Das ist nur recht und billig.« Er beugte sich vor und legte den Kopf zur Seite, sodass sie das Loch in seinem Nacken sehen konnte. »Sehen Sie das? Das habe ich einer Kugel zu verdanken, die Shaw mir ins Hirn gejagt hat, als ich versucht habe, ihn zu verhaften.«

Anna schaute ihn kalt an. »Ihn verhaften? Für was?«

»Das ist streng geheim. Aber es ging nicht um unbezahlte Parktickets, so viel kann ich Ihnen sagen. Seitdem ich mich wieder erholt hatte und wir ihn gestellt haben, arbeitet er für uns.«

»Er *arbeitet* für Sie? Nachdem er Sie fast umgebracht hat? Sie haben gesagt, Sie wollten ihn verhaften. Wenn er ein Krimineller ist und auf Sie geschossen hat, warum sitzt er dann nicht im Knast?«

Frank hielt eine Zigarre hoch. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich rauche?«

»Ja.«

Er steckte die Zigarre wieder weg. »In meiner Welt gibt es keine eindeutige Trennung zwischen Gut und Böse, Richtig oder Falsch. Shaw säße jetzt auch im Gefängnis, wäre da nicht eine Sache gewesen ...«

»Und welche wäre das?«, fragte Anna wütend.

»Ihr Verlobter besitzt ein paar geradezu unglaubliche Fähigkeiten. Niemand, mit dem ich je zusammengearbeitet habe, kommt auch nur ansatzweise an ihn heran. Er kann in einen Raum voller bis an die Zähne bewaffneter Terroristen gehen, ihnen die Turbane klauen, sie ausschalten und kommt lebend wieder raus. Das ist ziemlich einmalig. Für so jemanden machen wir dann schon einmal eine Ausnahme.« Frank tippte

auf die Narbe in seinem Nacken. »Selbst wenn diese Ausnahme mich fast umgebracht hätte.«

»Dann arbeitet er also für Sie. Er hat mir gesagt, er arbeite für eine Polizeibehörde.«

»Hat er das? Und dass er ständig durch die Welt zieht, ohne zu wissen, ob er lebend zurückkommt?« Er musterte sie eingehend.

Nervös spielte Anna mit ihren Fingern. »Er hat gesagt, er hätte jetzt einen Schreibtischjob.«

»Einen Schreibtischjob?« Frank grinste. »Na ja, er hat ja auch gesagt, er gehe in den Ruhestand.« Er beugte sich so dicht an Anna heran, dass sie den Tabak in seinem Atem riechen konnte. »Lassen Sie mich Ihnen etwas sagen: Leute wie Shaw gehen nicht in den Ruhestand. Er macht weiter, bis er stirbt oder wir ihn nicht mehr brauchen. Versucht er, vorher zu gehen, wandert er auf direktem Weg in den miesesten Knast, den ich finden kann.« Er lehnte sich wieder zurück.

»Warum sind Sie hergekommen, um mir das zu erzählen?«

»Weil ich dachte, Sie sollten die ganze Wahrheit wissen.«

»So wie Sie Shaw beschrieben haben ... Das ist nicht der Mann, den ich kenne. Er hat mir in Deutschland das Leben gerettet. Er ist der liebenswerteste und wunderbarste Mann, den ich je getroffen habe.«

»Er tötet Menschen, Miss Fischer. Es sind schlechte Menschen, sicher, aber er tötet sie. Das tue ich auch ... zumindest habe ich es getan. Denn *ich* habe jetzt tatsächlich einen Schreibtischjob. Ihr Verlobter ist ein tapferer Mann, das muss ich ihm zugestehen. Er hat Nerven, wie ich es noch nie gesehen habe. Aber ich habe auch schon gesehen, wie er einen Mann von hier bis hier aufgeschlitzt hat.« Er zog mit dem

Finger einen Strich vom Bauchnabel bis zum Hals. »Der Kerl hatte es verdient, aber Shaw ist kein Pfadfinder. Wenn er auf der Jagd ist, dann ist er der Alphawolf, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Frank hielt inne und musterte Anna erneut. Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. »Wissen Sie«, sagte er, »ich muss Ihnen sagen, ich bin beeindruckt. Ich habe schon vor fünf Minuten damit gerechnet, dass Sie in Tränen ausbrechen.«

»Haben Sie je im Leben jemanden geliebt, Mr. Wells?«, fragte Anna unvermittelt.

Frank kniff die Augen zusammen. Seine flapsige Art verschwand von einer Sekunde auf die andere. »Was?«

»Sie scheinen das alles irgendwie lustig zu finden. Genießen Sie den Schmerz anderer Menschen wirklich so sehr? Ist es das, was Ihr Amt, Ihr Dienst oder was auch immer von seinen Mitarbeitern verlangt? Dass sie keine Seele haben? Kein Mitgefühl?«

»Ich bin nur hierhergekommen, um Ihnen die Wahrheit zu sagen ...«

Anna ging zur Tür und öffnete sie.

Frank stand einen Augenblick stocksteif da; dann zuckte er mit den Schultern. »Okay, aber sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.«

Als er an Anna vorbeiging, fragte sie: »Warum hassen Sie ihn so sehr?«

»Er hat mir in den Kopf geschossen, Lady!«

»Ich glaube, das ist nicht der wirkliche Grund.«

»Spielen Sie jetzt den Psychiater?«

»Sie haben in Ihrem Leben nie jemanden gehabt, nicht wahr? Jemanden, der Ihnen wirklich am Herzen lag? Oder dem Sie am Herzen lagen?«

»Hier geht es nicht um *mich*!«

»Ich denke, Sie sind der Einzige, der das wirklich beantworten kann. Gute Nacht, Mr. Wells.«

Als die Tür sich hinter ihm schloss, schlug Anna die Hände vors Gesicht und unterdrückte ein Schluchzen.

Ihr Telefon klingelte. Fast hätte sie nicht abgehoben.

Die Stimme sagte: »Anna Fischer, bitte.«

»Am Apparat«, antwortete Anna ein wenig zögernd. »Wer ist da?«

»Kennen Sie jemanden mit Namen Shaw?«

Anna versteifte sich. »Warum?«

»Großer Mann, dunkles Haar, blaue Augen?«

Anna bekam einen Kloß im Hals. *O Gott, lass ihn nicht ...*

»Ja, ich kenne ihn«, brachte sie mühsam hervor.

»Dann sollten wir uns treffen.«

»Ist alles in Ordnung mit ihm?«

»Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, ging es ihm gut. Das soll aber nicht heißen, dass es jetzt auch noch so ist.«

»Was meinen Sie damit? Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Katie James, und ich glaube, Shaw steckt in ernstesten Schwierigkeiten.«

## *Kapitel 32*

Die beiden Frauen saßen einander in einem Cafe an der Victoria Street gegenüber. Es war ein kalter, feuchter Nachmittag mit gelegentlichem Regen - genau die Art von Tag, wie die Londoner ihn nur allzu gut kannten.

Katie James rührte in ihrem Kaffee, während Anna Fischer aus dem Fenster starrte, wo eine Schar Regenschirme vorbeiparadierte. Eine einzelne Träne lief ihr übers Gesicht. Katie tat, als würde sie es nicht bemerken.

»Sie haben mir gesagt, was in Edinburgh mit Shaw passiert ist, aber Sie haben nicht erklärt, wie Sie mich gefunden haben«, sagte Anna.

»Vor ein paar Jahren haben Sie in Den Haag ein Essay eingereicht über die Schwierigkeit, die Bürgerrechte im Kampf gegen den Terrorismus zu bewahren. Damals habe ich im Nahen Osten gearbeitet, und Ihr Thema war für diesen Teil der Welt von großer Bedeutung. Dann habe ich eine Quittung von Shaw gefunden. Er hatte ein Exemplar Ihres Buches gekauft. Ich erinnerte mich daran, wie Sie es bei einem Vortrag diskutiert haben - ein brillanter Vortrag übrigens.«

»Ja. Nur schade, dass niemand zugehört hat.«

»Ich bin sicher, es haben Ihnen sogar viele zugehört, Miss Fischer.«

Anna hob den Blick von ihrem Mittagessen, das sie kaum angerührt hatte. »Anna, bitte. Wir sollten uns mit Vornamen anreden oder besser noch duzen angesichts dessen, was du mir gerade über den Mann gesagt hast, mit dem ich verlobt bin«, fügte sie in resigniertem Tonfall hinzu.

»Du hattest wirklich keine Ahnung?«

»Doch, natürlich. Und ich hatte so meinen Verdacht.«

»Aber du hast nie nachgehakt, nicht wahr?«

»Doch. Nachdem er mich gefragt hat, ob ich ihn heiraten will«, antwortete Anna. Ihr drohte die Stimme zu versagen. Als sie zu schniefen begann, drehten sich mehrere Gäste zu ihr um.

»Möchtest du lieber woandershin, wo wir unter vier Augen sind?«, schlug Katie im Flüsterton vor.

Anna wischte sich über die Augen und stand auf. »Mein Büro. Es ist ganz in der Nähe.«

Ein paar Minuten später saßen sie in Annas von Büchern gesäumtem Büro im Gebäude der Phoenix Group. Eine Sekretärin brachte ihnen heißen Tee und zog sich dann zurück. Katie schaute sich interessiert um.

»Was machst du hier eigentlich genau?«, fragte sie, um das Eis zu brechen.

»Nachdenken«, antwortete Anna. »Wir zerbrechen uns über wichtige globale Fragen den Kopf - Fragen, über die nachzudenken die meisten Menschen weder die Zeit, das Wissen oder den Wunsch haben. Dann schreiben wir unsere Artikel, publizieren unsere Bücher in sehr bescheidener Auflage und halten Vorträge in halb gefüllten Sälen, während der Rest der Welt uns fröhlich ignoriert.«

»Ist es wirklich so schlimm?«

»Ja.« Anna nippte an ihrem Tee. »Du hast gesagt, Shaw sei verletzt worden?« Ihr Gesicht zuckte, auch wenn sie sich bemühte, gelassen zu wirken.

»Ja. Aber es schien ihn nicht zu kümmern. Die Kugel sei nicht steckengeblieben, hat er gesagt, oder etwas Ähnliches. Aber sie haben auf ihn geschossen. Seine eigenen Leute - die Guten.«

»Zumindest hat er dir gesagt, sie seien die Guten«, erwiderte Anna. Ein scharfer Unterton schlich sich in ihr Stimme.

Katie blickte sie ein wenig erschrocken an. »Nun, es war ja nicht so, als hätte ich Gelegenheit gehabt, sie nach ihren Ausweisen zu fragen.«

Anna erhob sich und ging im Büro auf und ab, wobei sie jedes Mal 90-Grad-Wendungen machte. »Es könnte durchaus sein, dass Shaw nicht der ist, für den ich ihn gehalten habe.«

»Er hat mir das Leben gerettet, Anna. Und er hat mich gehen lassen.«

Als hätte sie plötzlich alle Kraft verbraucht, ließ Anna sich auf den Stuhl fallen, schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte leise.

Katie stand auf und legte ihr tröstend die Hand auf die Schulter. »Ist da noch etwas?«

Anna atmete tief durch und wischte sich das Gesicht mit einem Kosmetiktuch ab. »Shaw hat meine Eltern in Deutschland besucht, auf meine Bitte hin. Er sollte bei meinem Vater um meine Hand anhalten.« Sie schaute zu Katie auf. »Ich weiß, das war dumm, aber ich wollte doch nur ...«



»Sehen, ob er es tut.« Anna nickte. »Und was ist passiert?«

»Mein Vater hat nur zu gerne Ja gesagt.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Nachdem Shaw gegangen war, kam ein anderer Mann. Er hat meinen Eltern gewisse Dinge über Shaw erzählt. Sehr beunruhigende Dinge. Dann, kurz bevor du angerufen hast, ist ein Mann auch zu mir gekommen, ein gewisser Frank Wells. Er gehört einer internationalen Polizeibehörde an, von der ich noch nie gehört habe. Er sagte, Shaw arbeite für sie.«

»Dann *ist* er einer von den Guten!«, rief Katie.

Anna schüttelte den Kopf. »Wells sagte, Shaw sei *gezwungen* worden, für sie zu arbeiten.«

»Gezwungen? Wie denn das?«

»Um eine lange Gefängnisstrafe zu vermeiden. Wells hat mir erzählt, Shaw habe ihm in den Kopf geschossen und ihn beinahe getötet.«

»Wenn das stimmt, warum haben sie ihn dann nicht weggesperrt? Warum haben sie ihm so einen Deal angeboten?«

»Die gleiche Frage habe ich mir auch gestellt. Wells sagte, Shaw sei sehr mutig und habe starke Nerven. Er könne sich den gefährlichsten Situationen stellen. Wo andere versagen, käme er lebend wieder heraus.«

»Nach dem, was ich gesehen habe, glaube ich das sogar. Aber er arbeitet für die *Guten*.«

»Wells hat gesagt, dass Shaw Menschen tötet.«

»Nur wenn diese Leute versuchen, *ihn* zu töten.«

»Warum verteidigst du ihn so?«, fragte Anna, in der plötzlich Wut aufstieg. »Du kennst ihn doch gar nicht. Du hast selbst gesagt, dass du ihn nur einmal getroffen hast.«

»Das stimmt, aber es war ein sehr einprägsames Zusammenreffen. Man lernt viel über einen Menschen in solchen Situationen. Da gibt es keine Gelegenheit, eine Maske aufzusetzen. Er hat mir das Leben gerettet und mich gehen lassen, Anna. Also bin ich ihm etwas schuldig. Aber es ist egal, was ich denke. Was zählt, ist, was du denkst.«

»Ich dachte, ich kenne Shaw.« Anna hielt kurz inne. »Mein Vater hat seine Zustimmung zurückgezogen ...«

»Du bist ein großes Mädchen. Du brauchst nicht die Erlaubnis deines Vaters, um zu heiraten.«

»Ich habe Angst«, gab Anna zu.

»Wenn er dir wehtun wollte, Anna, hätte er es dann nicht längst getan?«

»Ich habe keine Angst, dass er mir körperlich etwas antun könnte. Aber was, wenn Shaw die Verbrechen, von denen dieser Wells gesprochen hat, wirklich begangen hat? Wenn er selbst es mir bestätigt? Damit könnte ich nicht leben. Dann will ich es lieber gar nicht wissen.«

»Aber dann kann er dir auch nicht *seine* Sicht der Dinge schildern. Das ist ihm gegenüber nicht fair.«

»Er hat mir gesagt, er hätte einen Schreibtischjob. Du aber sagst, das stimmt nicht. Also hat er mich angelogen. Außerdem hat er gesagt, er würde in den Ruhestand gehen. Diesem Frank Wells zufolge kommt das aber nicht in Frage. Wenn er kündigt, wandert er in den Knast.«

»Anna, ich habe nicht alle Antworten, aber ich habe einen Vorschlag: Sprich mit Shaw. Er braucht dich jetzt. Seine eigenen Leute haben versucht, ihn zu töten. Vielleicht tut er ja sein Bestes, um auszusteigen, und sie haben ihm eine tödliche Warnung zukommen lassen. Aber du *musst* mit ihm sprechen.«

Anna riss sich zusammen. »Danke, dass du hierhergekommen bist und mir das alles gesagt hast.«

»Kein Problem«, erwiderte Katie. »Also, wirst du mit ihm reden?«

»Bitte, das geht dich nichts an ...«

Die Tür öffnete sich, und ein Mann kam herein. »Anna, Bill möchte kurz mit dir sprechen.«

Anna drehte sich zu Katie um. »Ich bin gleich wieder zurück.«

Sie eilte hinaus, während Katie sich ihren Regenmantel überstreifte. Einige Papiere auf Annas Schreibtisch erregten ihre Aufmerksamkeit. Neugierig trat sie näher.

»Die Rote Gefahr«, las sie oben auf dem Ausdruck. Annas Schreibtisch war voll mit Arbeitsmaterial und ihren handschriebenen Notizen. Katie ließ den Blick über den Tisch schweifen und nahm so viel in sich auf, wie sie konnte: Namen, Daten, Orte, Webseiten. Sie hatte ein hervorragendes Kurzzeitgedächtnis. Sobald sie draußen war, würde sie alles notieren.

Dann erregte etwas anderes ihre Aufmerksamkeit. Sie nahm das Foto vom Tisch. Shaw und Anna sahen sehr verliebt aus, wie sie da standen, die Arme umeinandergelegt. Im Hintergrund wachte der Arc de Triomphe über sie.

»Wenn du dich nicht mal in Paris verlieben kannst, seid ihr wirklich nicht füreinander bestimmt«, sagte sie leise zu sich selbst.

Sie schaute auf, als Anna zurückkehrte.

»Du analysierst also die ›Rote Gefahr‹, ja?«, fragte Anna und deutete auf den Schreibtisch.

»Ich bin bloß neugierig, so wie alle anderen.«

Im nächsten Moment sah Anna, was Katie in der Hand hielt.  
»Bitte, leg das wieder hin.«

Als Katie an Anna vorbeiging, drückte sie ihr das Foto in die Hand und sagte: »Erwarte nicht, dass diese Art Liebe noch einmal kommt. Die meisten Menschen erleben so etwas nie im Leben. Ich spreche aus Erfahrung.« Sie reichte Anna ihre Visitenkarte, auf deren Rückseite eine Adresse geschrieben stand. »Da wohne ich in London, falls du noch mal mit mir reden willst.«

Katie ließ Anna mit dem Foto zurück und stieg die Treppe hinunter.

### ***Kapitel 33***

Shaw wartete in der Lounge der British Airways am Flughafen Frankfurt. Zusammen mit anderen Passagieren schaute er sich die Nachrichten an, die auf mehreren Fernsehern im Raum verteilt liefen. Auf einem Bildschirm waren wütende US-Senatoren zu sehen, die sich für Warnschüsse vor den Bug der Russen aussprachen. Russland, so verkündeten sie, entwickle sich immer mehr zu einem autokratischen Staat, der

dem erbarmungslosen System von Papa Stalin keineswegs nachstehe.

Auf einem weiteren Bildschirm zeigte die BBC, dass das britische Parlament ähnliche Maßnahmen gegen die ehemalige Sowjetunion befürwortete. In einer anderen Sendung tat auch die deutsche Kanzlerin ihre Meinung kund: Auf der einen Seite mahnte sie zur Ruhe und warnte vor voreiligen Schlüssen, machte zugleich aber auch klar, dass die Russen zu verurteilen seien. Der französische Staatspräsident stieß in dasselbe Horn; allerdings war er derjenige, der seine Kollegen am nachdrücklichsten zur Ruhe aufrief.

Shaw interessierte sich nicht sonderlich für die großen aktuellen Fragen der internationalen Politik. Er hatte einen Entschluss gefasst. Er flog nach London, um Anna die Wahrheit darüber zu sagen, womit er seinen Lebensunterhalt verdiente. Wenn sie ihn dann immer noch heiraten wollte - was er bezweifelte -, würde er schon irgendeine Möglichkeit finden. Er war ehrlich überrascht, dass er nach seinem Besuch bei ihren Eltern nichts von ihr gehört hatte. Er hatte angerufen und eine Nachricht hinterlassen, dass er auf dem Weg nach London sei,

doch Anna hatte nicht zurückgerufen. Shaw dachte gerade über mögliche Erklärungen dafür nach, als die Männer auf ihn zukamen. Sie mussten nicht erst ihre Dienstmarken hervorholen - Shaw erkannte sie auch so.

Franks Lakaien.

Ein paar Minuten später, tief in den Eingeweiden des Flughafens, betrat Shaw einen kleinen Raum, in dem Frank an einem Tisch saß. Ihm gegenüber hatte ein Mann Platz genommen, den Shaw nicht kannte. Insgesamt befanden sich vier Männer hier, allesamt in guter körperlicher Verfassung, vermutlich schwer bewaffnet.

»Ich habe den Job in Heidelberg erledigt«, sagte Shaw.

Frank nickte. »Ich weiß. Ein schöner, einfacher Job, genau wie der in Schottland. Wie war eigentlich der Ausflug nach Wisbach? Ist alles gut für dich gelaufen?«

Shaw war nicht allzu überrascht. Er wusste, dass Frank jede seiner Bewegungen verfolgen ließ. »Ja, es war alles wunderbar.«

Frank schaute zu den Männern, die an der Wand lehnten, und nickte. Sie rückten ein Stück vor und bildeten eine Mauer zwischen Frank und Shaw.

»Die Fischers sind wirklich nette Leute, nicht wahr?«, sagte Frank. »Mein Mann hat das Gespräch mit ihnen richtig genossen. Und ich habe es genossen, Anna kennen zu lernen, als ich sie in London besucht habe. Allerdings war ich ein bisschen überrascht, wie wenig sie von dir wusste. Aber jetzt ist sie auf dem Laufenden, bis in alle Einzelheiten.«

Gut eine Minute herrschte völlige Stille. Shaw starrte Frank an, was dieser mit einem Lächeln quittierte.

Shaw erfasste die Situation sofort: Ehe er Frank an den Kragen gehen könnte, hätten sie ihn umgebracht. Doch wenn die vergangenen sechs Jahre ihn eines gelehrt hatten, dann Geduld.

Shaw drehte sich zu dem kleinen, stiernackigen Kerl mit dem Lockenkopf um, der ungefähr in seinem Alter war und noch immer am Tisch saß. »Wer ist der Bursche, Frank? Dein Boss oder noch so ein Lakai?«

Falls Frank enttäuscht war, dass Shaw nicht versucht hatte, ihn anzugreifen, ließ er es sich nicht anmerken. Er lächelte weiter und winkte dem Mann am Tisch auffordernd zu.

»Ich bin weder das eine noch das andere, Mister«, sagte der Stiernackige. »Mein Name ist Edward Royce, und ich komme vom MI5.« Er reichte Shaw seine Karte.

»Und was ist so verdammt wichtig daran, dass Sie mich aus einem bequemen Sessel und von einer guten Flasche Guinness weggeholt haben, Mr. MI5?«

Royce schaute zu Frank und hob leicht die Augenbrauen.  
»Tut mir leid, dass ich Ihnen solche Unannehmlichkeiten bereite.«

»Kommen Sie zur Sache, ich muss zum Flugzeug«, sagte Shaw und schaute dabei Frank an.

Die Bemerkung ließ Royce abermals die Augenbrauen heben.  
»Offen gesagt, wenn es nach mir ginge, Mr. Shaw, wäre ich nicht hier. Der MI5 arbeitet zusammen mit Interpol an der Untersuchung des Phänomens der Roten Gefahr. Wir sind durchaus in der Lage, allein mit der Situation fertig zu werden, aber die Entscheidung liegt nicht bei mir. Meine Vorgesetzten haben Mr. Wells' Leute um Unterstützung gebeten, und er wiederum hat empfohlen, dass ich mich mit Ihnen treffen soll.«

»Und was soll ich tun?«, fragte Shaw ungeduldig.

»Man hat mir gesagt, Sie hätten hervorragende Kontakte in Moskau und sprächen fließend Russisch. Außerdem heißt es, Sie kämen gut mit gefährlichen Situationen zurecht. Das macht Sie ziemlich einmalig.«

»Ich war nicht freiwillig in Russland, müssen Sie wissen. Sie können sich also eine andere *einmalige* Person suchen, die für Sie den Kofferträger spielt.«

»Wollen Sie denn nicht wissen, was hinter der Roten Gefahr steckt?«

»Warum?«, erwiderte Shaw gelassen. »Ist es denn nicht wahr, was man über Russland sagt?«

»Wer soll das wissen, verdammt?«, rief Royce wütend. »Einiges davon stimmt sicherlich, aber hier geht es nicht um die Wahrheit. Wie Sie vermutlich wissen, schützt der MI5 das Vereinigte Königreich vor Terroristen, Spionen, Extremisten und ähnlichen Zeitgenossen. Dieses ganze Gerede von der Roten Gefahr hat die Büchse der Pandora geöffnet. Die Welt hängt im Augenblick an einem seidenen Faden. Viele Länder sind wie Pulverfässer, an denen nur noch die Lunte angezündet werden muss.«

»Wirklich? Da habe ich die Alarmzeichen wohl übersehen«, sagte Shaw.

Frank lachte verächtlich.

Royce fuhr rasch fort: »Jedenfalls, diese Kampagne treibt die Russen in eine Richtung, in die weder wir noch der Rest der EU sie gehen sehen wollen. Ein in die Ecke getriebener Russischer Bär ist für jedermann gefährlich, Mr. Shaw. Wir müssen die Situation entschärfen, und dazu müssen wir erst einmal herausfinden, wer hinter der Sache steckt.«

»Warum tun Sie sich dann nicht mit den Amerikanern zusammen? Falls nötig, können die dem Bären die Krallen ziehen.«

»Die Amerikaner gehen in dieser Angelegenheit wie immer ihren eigenen Weg. Aber Frank Wells hat eingewilligt, Sie mit uns zusammenarbeiten zu lassen, Mr. Shaw. Er hat gesagt, Sie hätten sogar den kürzlich ermordeten Sergej Petrow gekannt.«

Shaw warf einen Blick zu Frank, der ihn jedoch nur ungerührt anschaute.



»Wie großzügig von Frank, dass er Ihnen meine Dienste angeboten hat«, spottete Shaw. »Aber ich muss leider ablehnen. Mit allem Respekt, versteht sich.«

»Also schön!«, stieß Royce wütend hervor. »Dann soll es mir egal sein.«

Frank stand auf. »Hör zu, Shaw«, sagte er. »Wenn du die Sache übernimmst, können wir vielleicht auch über andere Dinge reden.«

»Ach, wirklich?« Shaw konnte sich nur mit Mühe beherrschen, nicht über den Tisch zu springen und Frank an die Gurgel zu fahren.

Frank legte nach: »Ja, wirklich. Ich bin immer offen zu dir gewesen, Shaw.«

»Ich werde darauf zurückkommen. Später.«

»Was?«, rief Frank. »Warum?«

»Ich habe im Augenblick Wichtigeres zu tun.«

»Wichtigeres, als die Gefahr zu bannen, dass die ganze Welt vor die Hunde geht?«, fragte Royce.

»Genau.«

»Und was bitte soll das sein?«, wollte Royce wissen.

»Ich muss eine Dame besuchen«, antwortete Shaw und warf einen letzten Blick auf Frank, ehe er den Raum verließ.

Royce schaute zu Frank. »Das ist nicht unbedingt das, worauf ich gehofft hatte!«, stieß er hervor.

Frank schaute düster drein und starrte Shaw hinterher. »Ich muss gestehen, das überrascht auch mich ein wenig, wenn auch aus anderen Gründen.«

»Warum? Was haben Sie denn erwartet?«

»Dass er versucht, mich umzubringen.«

»Großer Gott! Und dieser Mann arbeitet für Sie? Sie beide sind ja total wahnsinnig!«

»Der Mann *arbeitet* nicht wirklich für irgendjemanden, Royce.«

»Aber Sie haben doch gesagt ...«

»Ja, aber Shaw ist ein besonderer Fall.«

»Haben Sie noch jemanden, der das kann, was dieser Shaw kann?«

»Nicht mal annähernd.«

## ***Kapitel 34***

Anna hätte beinahe aufgeschrien, als sie erwachte und den Mann neben ihrem Bett in London stehen sah. Sie setzte sich auf und schlang sich das Laken um den Körper.

»Du lieber Himmel, was machst du denn hier?«, wollte sie wissen.

Shaw setzte sich auf die Bettkante. »Ich glaube, das weißt du«, antwortete er leise.

»Wie bist du reingekommen?«

Er hielt einen Schlüssel in die Höhe. »Den hast du mir gegeben. Erinnerst du dich?«

»Ja, ich erinnere mich«, erwiderte sie verschlafen.

»Ich bin zu deinen Eltern gefahren, aber das weißt du sicher schon.«

»Und weißt du auch von dem Mann, der sie anschließend besucht hat? Und von dem Kerl, der zu mir gekommen ist?«

»Was hat er dir gesagt?«

»Möchtest du nicht raten? Es ist gar nicht schwer. Was ich jetzt wissen muss: Hat er die Wahrheit gesagt?«

»Anna, es tut mir leid. Ich wollte nie, dass das geschieht.«

»Du solltest eigentlich wissen, dass Lügen sehr wehtun können.«

»Ich weiß, dass du wütend bist. Ich kann mir sogar vorstellen, dass du mich im Augenblick hasst. Und dazu hast du auch jedes Recht. Aber ich bin gekommen, um dir die Wahrheit zu sagen.«

»Und ich soll einfach so glauben, dass es diesmal die Wahrheit ist, ja?«

Shaw schaute sich im Schlafzimmer um. Er hatte viele glückliche Stunden hier verbracht. Er kannte Annas Wohnung besser als jeden anderen Ort, den er je sein Heim genannt hatte.

»Ich kann es nur versuchen.«

»Ich muss mich anziehen. Du kannst nebenan warten.«

»Wieso? Ich habe dich schon tausend Mal nackt gesehen ...«

»Heute Nacht wirst du mich nicht nackt sehen. Geh!«

Shaw ging, und Anna gesellte sich ein paar Minuten später zu ihm. Sie trug einen langen Morgenmantel. Schuhe hatte sie keine an. Sie setzten sich an den kleinen Tisch, von dem aus man auf die Straße schauen konnte und an dem Anna mit Frank gegessen hatte.

»Dann erklär mal«, sagte sie gereizt.

»Frank Wells ist mein Vorgesetzter in der Organisation, von der ich dir erzählt habe.«

»Ja. Da, wo du den *Schreibtischjob* hast. Wie läuft es eigentlich damit? Ist in letzter Zeit irgendwas Interessantes in dein schönes, sicheres Büro geflattert?«

Shaw schaute zu Boden. »Der Job, den ich mache, ist sehr gefährlich. Wenn ich in einen Einsatz gehe, weiß ich nie, ob ich lebend zurückkomme. Das ist die Wahrheit.«

Anna ließ ein lautes Stöhnen hören, riss sich dann aber zusammen. »Und das machst du aus reiner Herzensgüte, ja?«

»Vor sieben Jahren habe ich Frank Wells in Istanbul in den Kopf geschossen. Er hatte eine Waffe auf mich gerichtet. Ich dachte, er wollte mich umbringen. Als ich erkannt habe, wer er war, habe ich ihn in ein Krankenhaus gebracht, sonst wäre er jetzt tot. Vermutlich hat er vergessen, *das* zu erwähnen.«

»Er hat gesagt, er habe versucht, dich wegen deiner verbrecherischen Aktivitäten zu verhaften.«

»Das ist seine Version der Geschichte, aber wahr ist sie deshalb noch lange nicht.«

Anna lehnte sich zurück und schlang den Mantel enger um die Schultern. »Und was ist deine Version? Womit warst du beschäftigt, als du auf ihn geschossen hast?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Ich kann dir nur so viel verraten, dass ich nicht der war, für den Frank mich gehalten hat. Leider kann ich es nicht beweisen.«

Anna schaute ihn ungläubig an. »Ich soll dich einfach so beim Wort nehmen? Du bist nicht gerade für Aufrichtigkeit berühmt.«

Shaw dachte kurz nach. »Okay ... Aber mehr als das, was ich dir jetzt noch sagen werde, kann ich dir nicht erzählen, Anna. Wirklich nicht.«

Sie nickte, die Miene angespannt.

»An jenem Tag damals«, fuhr Shaw fort, »war ich in Istanbul, um herauszufinden, wer mir unterschieben wollte, dass ich mit einem brutalen Drogenkartell zusammenarbeite, das aus Tadschikistan heraus operiert. Ich war damals Freiberufler. Ich habe für die Amerikaner gearbeitet, für die Franzosen, die Israelis und auch für andere; aber ich habe *nie* etwas Kriminelles getan.«

»Und wer wollte dir das unterschieben?«, hakte Anna nach. Sie klang schon ein wenig versöhnlicher.

»Dafür kamen mehrere Leute infrage. Bei meiner Arbeit habe ich so manchem Mistkerl übel in die Suppe gespuckt. Ich nehme an, Franks Organisation wurde damals irgendwie in die Sache verwickelt. Sie kamen zu der Überzeugung, dass ich die Seiten gewechselt hätte, und wollten mich aus dem Weg räumen. Ich nahm an, Frank wollte die Sache selbst erledigen. Ich dachte, sie hätten mir in der Türkei eine Falle

gestellt, und Frank wolle den Job zu Ende bringen. Also habe ich auf ihn geschossen, ehe er auf mich schießen konnte.«

»Warum warst du dann später bereit, für Frank zu arbeiten, obwohl du nichts falsch gemacht hast?«

»Sagen wir mal so: Wäre ich vor Gericht gegangen, hätte ich vermutlich nie wieder das Tageslicht gesehen. Ich hatte keine Beweise, und die Story, die man mir angehängt hat, war ziemlich überzeugend. Für Frank zu arbeiten ist nicht einfach, aber es erschien mir immer noch besser als die Alternative. Ich glaube, Frank und seine Leute wussten, dass man mich verarscht hatte. Doch anstatt die Sache zu überprüfen und meine Unschuld zu beweisen, haben sie es als Vorwand benutzt, um mich zu zwingen, für sie zu arbeiten. Wirklich nett.«

»Und warum haben deine eigenen Leute in Schottland auf dich geschossen?«

»Wer hat dir das gesagt?«, fragte Shaw mit scharfer Stimme.

»Vielleicht war es Frank.«

»Lüg mich nicht an, Anna!«

»Das musst ausgerechnet du sagen.«

»Ich habe dich nie angelogen ... nicht bewusst. Ich habe dir nur nicht alles gesagt.«

»Was für eine dämliche Haarspalterei.«

Für einen Moment blickte Shaw wütend drein; dann wurden seine Züge wieder weicher. »Du hast recht. Jedenfalls, wir sind übereingekommen, dass ich fünf Jahre für den Verein arbeiten soll. Wenn ich überlebte, sollte ich ein freier Mann sein. Inzwischen bin ich sechs Jahre dabei, um sicherzugehen.«

»Warum solltest du für diese schrecklichen Leute noch ein Jahr dranhängen? Das ergibt doch keinen Sinn.«

»Ich wollte sicher sein, dass sie mich auch gehen lassen. Ich *musste* sichergehen ... aus einem sehr wichtigen Grund. Ich hatte schon fast drei Jahre für sie gearbeitet, als ich diese Entscheidung getroffen habe.«

»Und wann genau hast du beschlossen, ein Extrajahr für sie zu arbeiten?«

»Vor drei Jahren um zwölf Uhr nachts in Berlin.«

Sie schauten einander in die Augen. Anna bekam einen Kloß im Hals. Drei Jahre zuvor hatte Shaw sie in Berlin vor den Straßenräubern gerettet, in einer Seitengasse, um Mitternacht. Sie beide wussten es so genau, weil just in dem Moment eine Uhr geschlagen hatte.

»Aber Frank hat mir gesagt, dass du nicht frei bist ... dass du noch immer für ihn arbeitest. Dass man in deinem Job nicht in Ruhestand geht. Nie.«

»Das habe ich inzwischen auch herausgefunden.«

Shaw klang so verzweifelt und niedergeschlagen, dass Anna seine Hand ergriff.

»Kannst du nicht einfach aufhören und verschwinden?« Tränen schimmerten in ihren Augen.

»Klar. Aber dann wäre ich binnen vierundzwanzig Stunden entweder tot oder im Knast.«

»Aber diese Leute sind das *Gesetz*! Wie können sie so etwas tun?«

»Ja, sie sind das Gesetz, ihr *eigenes* Gesetz. Sie töten, weil für sie der Zweck die Mittel heiligt. Es ist eine gefährliche Welt, und die Spielregeln haben sich geändert.«

»Wie tröstlich.«

»Möchtest du denn nicht in Sicherheit leben?«

»Um jeden Preis? Nein.«

»Damit gehörst du einer Minderheit an.«

»Und wo genau stehen wir jetzt?«

»Ich habe dich gefragt, ob du mich heiraten willst, und du hast Ja gesagt. Du hast mich gebeten, die Zustimmung deines Vaters einzuholen, und das habe ich getan. Aber ich war nicht ehrlich zu dir, und ich kann bei Frank nicht einfach aussteigen. Unter diesen Umständen kann ich nicht von dir erwarten, dass du mich heiratest. Das wäre nicht fair. Ich liebe dich zu sehr, als dass ich dir so etwas antun könnte. Deshalb muss ich jetzt einen Schritt tun, der mir so schwerfällt wie noch nie etwas in meinem Leben.«

»Und was?«, fragte sie flüsternd.

»Ich werde aus deinem Leben verschwinden.«

Shaw wollte aufstehen.

»Warte!«, rief Anna.

Shaw setzte sich wieder.

Anna wischte sich die Augen mit dem Ärmel ab. »Willst du mich noch immer heiraten?«



»Anna, das ist nicht die Frage. Immer wenn ich von dir weggehe, müsstest du damit rechnen, dass ich nicht wiederkomme.«

»Den Frauen von Soldaten und Polizisten ergeht es nicht anders!«

»Anna, das ist leicht gesagt, aber ...«

Sie setzte sich auf seinen Schoß und legte seine große, kräftige Hand auf den Verlobungsring an ihrem Finger.

»Du musst dir nur eine Frage stellen, Shaw. Nur eine. Liebst du mich noch? Lautet die Antwort Nein, hast du kein Problem mehr.«

Sanft nahm er ihre Hand. »Dann habe ich ein großes Problem.«

## ***Kapitel 35***

Nicolas Creel war nie ein sonderlich religiöser Mann gewesen, doch sein unglaubliches Glück *musste* einfach göttlichen Ursprungs sein. Sein Leben, in dem er stets das Gleichgewicht zwischen guten Taten und dem Verkauf tödlicher Waffen gewahrt hatte, zahlte sich nun offensichtlich aus - zumindest, wenn man die neueste goldene Gelegenheit betrachtete, die sich ihm bot.

Creel hatte die Überwachungsaufnahmen des Gebäudes der Phoenix Group durchgesehen und nicht schlecht gestaunt, als eine Frau, die man als Anna Fischer identifiziert hatte, Arm in Arm mit der legendären Journalistin Katie James ins Gebäude gegangen war!

Damit besaß Creel das fehlende Stück in seinem Plan. Er hatte Dossiers zu einem Dutzend vielversprechender Kandidaten, doch Katie James war ihm nie in den Sinn gekommen, da sie vor einiger Zeit vom Radarschirm verschwunden war. Innerhalb einer Stunde, nachdem er Katie auf dem Video erkannt hatte, lag eine ausführliche Akte über sie auf seinem Tisch, und Creel gefiel, was er darin lesen konnte.

Katie James' Sturz war steil und tief gewesen. Es war von Alkoholismus die Rede, von vermurksten oder gar nicht erst geschriebenen Storys. Schließlich hatte man sie zu den Nachrufen versetzt; dabei war sie noch nicht einmal vierzig. Ihre beiden Pulitzerpreise hatten sie nicht vor diesem Schicksal bewahrt.

Auf dem Video der Phoenix Group sah sie hungrig aus.

Nun, Creel würde ihr ihre Träume erfüllen. Er würde ihr die eine Story geben, die sie wieder an die Spitze ihrer Zunft kapultierte.

Creel rief Caesar an, sagte ihm, er solle sich in zwei Tagen bereithalten, legte auf und lehnte sich im Stuhl zurück. In diesem Moment öffnete sich die Tür, und die kleine Miss Hottie huschte herein. Bis auf eine Champagnerflasche trug sie nichts.

»Ich finde dein Büro einfach cool«, sagte sie. »Es fühlt sich so nach dir an. Manchmal komme ich nur her, um es zu genießen.« Sie setzte sich auf seinen Schoß und trank aus der Flasche.

»Das ist ja eine nette Überraschung«, sagte Creel und strich über ihren nackten Schenkel. »Das stand ja gar nicht im Terminplan, meine Süße.«

»Das ist ... nur ein kleines Dankeschön für den gei ... geilen Ring, den du mir gekauft hast, Baby«, lallte sie. Sie war betrunken und schien obendrein auch high zu sein, ihren verengten Pupillen nach zu urteilen. Doch Creel hatte rasch herausgefunden, dass seine Frau in diesem Zustand am besten im Bett war.

»Wirklich erstaunlich, was man heutzutage für zwanzig Karat so alles bekommt«, seufzte Creel, als Hottie sich auf den Schreibtisch gleiten ließ.

Shaw wurde von einem Summen geweckt. Instinktiv setzte er sich auf und schaute sich verwirrt im Zimmer um, bis ihm aufging, wo er war. Anna neben ihm schlief noch immer. Er rieb sich das Gesicht und starrte blinzelnd auf sein Telefon. Es war Frank. Shaw schnappte sich das Handy, ging ins Nebenzimmer und schaute hinaus in die mondlose Londoner Nacht. Der Regen hatte aufgehört, doch kalter Nebel zog durch die Straßen und ließ alles verschwommen und geisterhaft erscheinen.

»Was willst du?«, fragte Shaw.

»Du bleibst über Nacht? Die Lady muss dich wirklich lieben.«

»Wenn du noch einmal auch nur in ihre Nähe kommst, Frank, mach ich dich kalt.«

»Mach keine Versprechen, die du nicht halten kannst, Kumpel.«

»Was zum Teufel willst du?«, fragte Frank.

»Tja, da du nicht allzu sehr an dem Job von MI5 interessiert zu sein scheinst, ist es meine Aufgabe, dich wieder an deine Arbeit zu erinnern. Ich hoffe, du hast diese dumme Idee von

Freiheit und Selbstverwirklichung vergessen. Falls nicht, kann deine Herzensdame dich bald im beschissensten Knast der westlichen Welt besuchen.«

Shaws Versöhnung mit Anna war so leidenschaftlich gewesen, dass er vorübergehend immun gegen Franks Provokationen war. »Wo?«, fragte er knapp.

»Paris. Du fährst heute Nachmittag durch den Tunnel. Erste Instruktionen bekommst du in St. Pancras, den Rest vor Ort.«

»Ich will dir einen Rat geben, Frank: Schau öfter mal über die Schulter.«

Damit war das Gespräch auch schon beendet.

Shaw lächelte und legte das Handy beiseite. Er hatte Anna. Das war alles, was zählte. Ihm war ein solch gewaltiger Stein vom Herzen gefallen, dass er das Gefühl hatte, fliegen zu können.

Er frühstückte mit seiner Verlobten, küsste sie zum Abschied und wollte gerade die Wohnung verlassen, während sie duschte, als ihm einfiel, dass er sein Jackett in ihrem überfüllten Büro neben dem Speisezimmer vergessen hatte. Als er es holte, sah er die Visitenkarte auf ihrem Schreibtisch.

»Katie James, *New York Tribune*«, las er langsam, und seine Wut wuchs mit jedem Wort.

Er drehte die Karte um und sah die Londoner Adresse, die dort geschrieben stand. So hatte Anna also von Schottland erfahren. Shaw schaute auf die Uhr. Ihm blieb noch Zeit. Er ließ die Karte in seiner Tasche verschwinden.

## Kapitel 36

Shaw spürte förmlich das Auge, dessen Blick sich durch den Türspion in ihn brannte.

Er hätte alles darauf gewettet, dass sie ihn nicht hereinlassen würde.

Er hätte die Wette verloren.

Katie kam sogleich auf den Punkt. »Hören Sie, ich weiß, dass Sie wütend sind, aber haben Sie Anna besucht?« Sie klang nervös und sah besorgt aus.

Katie setzte sich auf das kleine Sofa und schob die Beine unter sich. Sie hatte einen Hotelbademantel und Slipper an. Ihr Haar war nass und glatt. Shaw spürte noch den Dampf, der aus dem Badezimmer kam, und der Duft des Shampoos stieg ihm in die Nase. Doch das alles bemerkte er kaum. Er war so wütend, dass er zitterte.

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«, sagte er.

»Natürlich.«

Er explodierte. *»Was zum Henker haben Sie sich dabei gedacht, sich in mein Leben einzumischen?«*

»Ich ... Ich wollte nur helfen.«

»Ich brauche Ihre Hilfe nicht, Lady.«

Katie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ach wirklich? Dann ist Ihnen offenbar völlig entgangen, dass es diese wunderbare Frau gibt, die sich Hals über Kopf in Sie verliebt hat und nun herauszufinden versucht, ob

Sie ihr Ritter in strahlender Rüstung oder ein Psychopath sind.« Auch Katies Tonfall war nun aggressiv.

»Sie haben nicht das Recht, sich da einzumischen!«

»Ich habe Anna geraten, sie soll erst einmal mit Ihnen reden, bevor sie eine Entscheidung trifft. Ich habe ihr gesagt, dass ich Sie für einen guten Jungen halte. Und das sind Sie doch, oder?«

»Im Moment bin ich mir da nicht so sicher.«

»Warum?«

»Weil ein Teil von mir Sie erwürgen will.«

»Okay. Das kann ich verstehen. Möchten Sie stattdessen vielleicht eine Tasse Kaffee?«

Zum ersten Mal bemerkte Shaw den Rollwagen mit Katies Frühstück darauf.

»Nein.«

»Aber es macht Ihnen sicher nichts aus, wenn ich mir einen nehme?«

Sie schenkte sich eine Tasse Kaffee ein und nahm sich einen Bagel. »Und?«

»Und was?«

»Haben Sie mit Anna gesprochen?«

»Ja.«

»Und?«

»Das geht Sie verdammt noch mal nichts an!«

»Ist das der einzige Grund, weshalb Sie hier sind? Um mir meine Rechte vorzulesen?«

Shaw bewegte sich so schnell, dass Katie ihm kaum folgen konnte. Mit lautem Krachen flog der Frühstückswagen gegen die Wand.

Ungerührt trank Katie ihren Kaffee und stellte den Becher ab.  
»Sind Sie jetzt mit dem Theater fertig?«

»Halten Sie sich aus meinem Leben raus!«

Shaw wandte sich zum Gehen.

»Ich habe nur eine Frage an Sie, und es geht nicht um Anna«, sagte Katie.

Shaw blieb an der Tür stehen und funkelte sie an.

»Was haben Sie gemeint, als Sie gesagt haben, Sie seien schon in der Hölle gewesen, und es sei dort gar nicht mal so schlimm, wie alle meinen?«

»Ich sagte Ihnen doch schon: Sie würden es nicht verstehen.«

Zur Antwort ließ Katie den Bademantel von der Schulter gleiten und entblößte eine leuchtend rote Narbe auf ihrem rechten Oberarm.

»Versuchen Sie's einfach mal.«

Shaw beäugte die alte Wunde an Katies Schulter. »Kugel?«

»Ich habe mir schon gedacht, dass Sie so was erkennen. Die stammt von einem angepissten Syrer. Zum Glück war er ein miserabler Schütze. Hinterher hat er gesagt, er hätte auf meinen Kopf gezielt.«

Katie hob eine unzerstörte Tasse und die Thermoskanne auf, die den Aufprall auf wundersame Weise überlebt hatte, und schenkte Shaw ein. Als sie ihm die Tasse reichte, sagte sie: »Wann immer Clint Eastwood in einem Film in den Arm geschossen wird, schütten sie einfach Whiskey drauf, legen den Arm in eine Schlinge, und er schwingt sich auf einen Gaul und reitet in den Sonnenuntergang. Nie zeigen sie, was wirklich passiert, wenn eine Kugel tief ins Fleisch eindringt, hier eine Arterie zerreißt, dort einen Muskel zerfetzt, dann vom Knochen abprallt und schließlich durch die Eingeweide der lieben Katie wandert. Nachdem sie mich endlich von den Geräten abgeklemmt hatten, war ich drei Monate in der Reha. Sie mussten mir ein hübsches Loch in den Rücken schneiden, um das Ding rauszubekommen. Es war platt wie ein Pfannkuchen.«

Shaw setzte sich. Der Anblick der Wunde schien seinen Zorn gemildert zu haben. »Weichmantelgeschoss«, sagte er. »Geschaffen, um durch einen Körper zu wandern und unterwegs alles zu zerstören. Und die Dinger bleiben liebend gerne stecken, mit der Folge, dass ein Chirurg sie irgendwie heraus-schneiden muss, während man schon so gut wie tot ist.«

Katie schaute ihn über den Rand ihrer Kaffeetasse hinweg an. »Wie viele Schusswunden haben Sie? Sie können sie mir ruhig zeigen. Ich werd's keinem verraten.«

»Ein guter plastischer Chirurg könnte die Narbe beseitigen.«

»Ich weiß. Das sollte auch geschehen, kaum dass ich wieder in den Staaten war.«

»Warum hat man es dann nicht gemacht?«

»Ich wollte nicht.«

»Warum nicht?«



»Weil ich die Narbe behalten wollte. Reicht Ihnen das als Erklärung?« Katies Gesicht wurde sanfter, und mit ruhigerer Stimme fuhr sie fort: »Sie haben natürlich jedes Recht, wütend auf mich zu sein. Hätten Sie sich in mein Leben gemischt - nicht dass ich im Augenblick eines hätte -, wäre ich genauso sauer. Aber lassen Sie mich Ihnen versichern, dass ich wirklich nur helfen wollte. Sie haben sich eine großartige Frau ausgesucht, und es ist nicht zu übersehen, wie sehr diese Frau Sie liebt.«

Shaw trank seinen Kaffee und schwieg.

Katie fuhr fort: »Und von jetzt an kommt kein Mucks mehr von mir, ich schwör's. Ich hoffe, dass Sie beide es schaffen.«

Shaw leerte seinen Kaffee und stand auf. Er wirkte verlegen. »Mit Anna und mir ist alles okay. Ich habe ihr ... Ich habe ihr Dinge erzählt, die ich ihr schon vor langer Zeit hätte erzählen sollen.« Er ging ein paar Schritte in Richtung Tür, ehe er sich noch einmal umdrehte. »Ich bin froh, dass Sie es geschafft haben, heil aus Edinburgh herauszukommen.«

»Es kommt zwar reichlich spät, aber auch ich muss Ihnen danken. Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Wie haben Sie das mit Anna eigentlich herausgefunden?«

»Hey, ich bin preisgekrönte Enthüllungsjournalistin. Ihr Hotelzimmer. Sie hatten Annas Namen auf die Schreibunterlage durchgedrückt. Und ich habe eine Bücherquittung in Ihrer Jackentasche gefunden. Außerdem war mir der Name Anna Fischer bekannt. Ich dachte, es sei die Sache wert, ein paar Anrufe zu tätigen, um zu sehen, ob es ein und dieselbe Frau war. Nach dem zu urteilen, was ich von Ihnen gesehen hatte, musste es in jedem Fall eine besondere Frau sein, wenn sie Ihr Interesse weckt.«

So viel Lob überraschte Shaw, doch er schwieg.

Er schaute auf Katies Schreibtisch neben der Hotelzimmertür. Er war bis obenhin voll mit Papieren, und auf dem Monitor des Laptops war eine Schlagzeile zu den Ereignissen in Russland zu sehen.

»Ihr nächster Pulitzerpreis?«, fragte er.

»Man darf niemals aufstecken, und als Mädel muss man den Jungs stets einen Schritt voraus sein.«

»Sie klingen wie Anna.«

Shaw zögerte, zog dann langsam etwas aus der Tasche und reichte es Katie. Es war eine Karte, auf der lediglich eine Telefonnummer stand.

»Die gebe ich nicht vielen Leuten.«

»Da bin ich sicher.«

»Aber als Sie bei Anna waren, könnte man Sie gesehen haben, und der Mann, für den ich arbeite ...« Er deutete auf die Karte. »Nur für den Fall.«

»Sie werden der Erste sein, den ich anrufe.«

»Passen Sie auf sich auf. Ich bezweifle, dass wir uns je wiedersehen.«

»Das dachte ich beim letzten Mal auch, und jetzt sitzen wir hier und trinken ein nettes Tässchen Kaffee zusammen.«

Eine Sekunde später war Shaw verschwunden.

## *Kapitel 37*

Nachdem Shaw nach Paris aufgebrochen war, kürzten die Russen ihre Öllieferungen um die Hälfte - mit der Erklärung, dass eine Welt, die sie derart verachte, ja wohl auch nicht ihr schmutziges Öl bräuchte. Als zweitgrößter Rohölexporteur nach Saudi Arabien und als Besitzer der weltgrößten Erdgasvorkommen war das keine leere Drohung. Russland, sozusagen der Tabellenerste, exportierte mehr Öl als alle Staaten auf den nachfolgenden Plätzen zusammen: Norwegen, der Iran und die Vereinigten Arabischen Emirate. Die volle Quote reichte kaum aus, um die Weltproduktion am Laufen zu halten, und die Kürzung der Förderquote durch die Russen war nicht wettzumachen.

Die Weltmärkte reagierten wenig erfreut. Der Preis für ein Barrel Rohöl stieg binnen Stunden nach Bekanntwerden auf 130 Dollar, und die Aktienmärkte litten trotz Handelsstopps unter massiven Kursverlusten. Tankstellen- und Flugzeugticketpreise schossen in die Höhe, und da die meisten Dinge des alltäglichen Gebrauchs auf die eine oder andere Weise aus Erdöl hergestellt wurden, verteuerten sich auch Gebrauchsgüter jeder Art.

Die OPEC, die so lange auf dem Fahrersitz der Weltwirtschaft gesessen hatte, versuchte, wenigstens einen Teil der Differenz auszugleichen, kam aber nicht einmal annähernd heran. Und anstatt dass der hohe Ölpreis die arabische Welt noch reicher machte, kostete es sie Milliarden, denn im Gegensatz zu den Russen importierten die Araber fast alles, was sie brauchten. Während der Rohölpreis um 40 Prozent stieg, verdoppelte sich der Preis sämtlicher Produkte, die daraus hergestellt wurden. Und da Russland Unmengen an Bargeld bunkerte - nicht zuletzt von ausländischen Investoren - und das Land nur we-

nig importierte und einen geringen Pro-Kopf-Verbrauch hatte, ging man davon aus, dass Moskau diese Politik sehr lange durchhalten konnte.

Und als wäre das noch nicht genug Schlamassel für eine Woche, hatten die Russen ein weiteres Ass im Ärmel: Ihr Außenminister verkündete, aus einem von den Taliban besetzten Teil Afghanistans würden via Usbekistan und Kasachstan Drogen nach Russland geschmuggelt, was zu einer Zunahme krimineller Aktivitäten führe und die russische Jugend verderbe. Natürlich hatte das auch vorher schon jeder gewusst, nur hatten die Russen nie allzu viel dagegen unternommen. Diesmal jedoch, so erklärte der Außenminister, würde Russland sich nicht an die üblichen diplomatischen Kanäle halten, um das Problem zu lösen. Afghanistan habe diese Geschäfte über Jahre hinweg geduldet, und Russland habe nun die Nase voll.

Und wenn die Russen erst einmal einen Entschluss gefasst hatten, dann handelten sie auch.

Einen Tag später feuerte ein russisches U-Boot fünf Marschflugkörper gegen ein Ausbildungslager der Taliban ab, das nach russischer Lesart ein zentraler Umschlagplatz für den Drogenhandel war. Binnen Sekunden waren 1000 Taliban-kämpfer tot und ihre Waffen und Ausrüstung zerstört. Die Russen warnten jedes arabische Land, dass es mit der gleichen Behandlung rechnen könne - nur hundert Mal stärker -, sollte man aus Vergeltung für den Militärschlag gegen russische Interessen vorgehen.

Der afghanische Präsident protestierte offiziell ob dieser »nicht provozierten Einmischung in innere Angelegenheiten«; doch in diplomatischen Kreisen wurde dieser Protest nur als pro forma betrachtet, denn die Taliban taten ihr Bestes, um die afghanische Regierung zu stürzen, und der Präsident selbst war bereits Ziel zweier Attentatsversuche durch die Gottes-

krieger gewesen. Aus diesem Grund hüpfte der afghanische Staatschef vermutlich vor Freude durch seinen Palast, während er sich gleichzeitig nach außen hin bei Moskau beschwerte.

Teheran wiederum antwortete voller Wut auf den Raketenbeschuss des Taliban-Lagers durch die Russen und wandte sich stehenden Fußes an die UN um Hilfe.

Die Vereinigten Staaten legten ebenfalls sofort Protest bei den Vereinten Nationen ein und begannen mit dem Abzug ihrer Truppen aus dem Irak und Afghanistan. Das Pentagon erklärte allerdings, dies habe nichts mit den Angriffen auf die Taliban zu tun, sondern sei nur die konsequente Fortsetzung einer seit Längerem festgelegten Regierungspolitik. Insider wussten jedoch - wie vermutlich auch die meisten Amerikaner -, dass diese Umverteilung von Truppenstärken durchaus mit der wachsenden russischen Bedrohung zu tun hatte. Der Nahe Osten war nicht mehr so wichtig. In sämtlichen NATO-Ländern kramten die Generäle ihre alten Verteidigungspläne aus Sowjetzeiten hervor.

Eine große Zeitung verkündete bereits in riesigen Lettern: »Der Kalte Krieg ist wieder da!« Das war vielleicht ein wenig melodramatisch, aber es traf den Punkt.

Zugleich freuten sich amerikanische Militär- und Regierungsvertreter hinter verschlossenen Türen, dass die Russen den Taliban mit einem Schlag einen Großteil ihrer terroristischen Angriffsfähigkeiten genommen hatten. Ein Vier-Sterne-General beschwerte sich bei seinem Adjutanten mit den Worten: »Ach, könnten wir doch auch so eine Scheiße abziehen und damit durchkommen!«

Als die Amerikaner ihre ersten Truppen aus dem Irak abzogen, gingen augenblicklich Schiiten, Sunniten und Stammesmilizen aufeinander los - das Vorspiel des von vielen seit

Langem befürchteten Bürgerkriegs im Land. Doch diese Story wurde bald auf die hinteren Seiten der Zeitungen verbannt, und auch im Fernsehen machte sie keine Schlagzeilen mehr. Der Irak war nur noch ein zweitrangiges Nachrichtenthema, und der islamistische Terrorismus war in neuesten Umfragen auf Platz elf der weltweit wichtigsten Themen zurückgefallen, gleich hinter »Sex und Gewalt im Fernsehen«.

Russland galt die größte Sorge, und der Grund dafür war offensichtlich. Die Terroristen besaßen keine Massenvernichtungswaffen, während Russland über ein riesiges Nuklearwaffenarsenal verfügte und offenbar kollektiv den Verstand verloren hatte.

Die Suche nach den Kräften hinter Konstantin und allem anderen wurde immer dringlicher.

Doch was, wenn die Macht hinter dieser Kampagne in Wahrheit die USA waren, fragten sich viele Menschen voller Angst. Die Russen hatten erklärt, sie würden dies als kriegerischen Akt betrachten. War das wirklich der Anfang vom Ende? Konnten die Amerikaner sich so sehr verrechnen? In jedem Land der Welt bereiteten die Menschen sich auf die nächste große Krise vor.

Sie würden nicht lange warten müssen.

## ***Kapitel 38***

Die letzten Schritte bis zum Abschluss der Mission in Frankreich hatten ungewöhnlich lange gedauert. Normalerweise kam Shaw ein, zwei Tage vor dem großen Ereignis in eine Stadt, nahm an einem Briefing teil und schlug dann zu. Die

einzigste offene Frage war, ob er überlebte oder nicht. Diesmal aber war es anders gewesen.

Frank war sogar mit einem Team eingeflogen, um alles bis ins Kleinste durchzugehen. Beim letzten Vorbereitungstreffen vor D-Day - sie saßen in einem kleinen Landhaus 30 Kilometer vor Paris - hatte er Shaw das Wesentliche immer wieder eingehämmert.

»Diese Jungs sind erstklassig, Shaw«, warnte er. »Die verstehen ihr Geschäft. Sie vertrauen keinem, und wem sie nicht vertrauen, den bringen sie um.«

»Danke für die aufmunternden Worte, Frank.« Shaw saß ihm gegenüber und rieb sich bedächtig die Hände, ohne seinem Kollegen in die Augen zu schauen.

Frank bemerkte es und schlug mit der Faust auf den Tisch.  
»Bist du nervös, verdammt noch mal?«

Shaw blickte ihn an. »Was glaubst du denn?«

»Ich glaube, dass ich den alten Shaw brauche. Den Mann, der nie ins Schwitzen kommt. Wenn diese Kerle deinen Gestank riechen, jagen sie dir eine Kugel in den Balg, bevor du Piep sagen kannst. Und dann schneiden sie dich in Stücke, während sie fröhlich über das Wetter und Frauen plaudern.«

»Mir wird schon nichts passieren.«

»Es ist die Frau, nicht wahr? Du willst heiraten - und damit hast du nun etwas zu verlieren. Das ist ein Grund, dass du am Leben hängst.« Frank lehnte sich zurück und schüttelte den Kopf. Ein gönnerhafter Ausdruck legte sich auf sein Gesicht.  
»Aber vergiss nicht, Süßholzraspeler: Wenn du morgen Mist baust, gibt es auch keine Hochzeit für dich, nur vier Beerdigungen - eine für jeden deiner Teile, nachdem die Kerle dich gevierteilt haben.«

»Ich mache den Scheiß jetzt schon eine halbe Ewigkeit«, entgegnete Shaw, »und bin jedes Mal mit heiler Haut davongekommen.«

»Es gibt für alles ein erstes und ein letztes Mal. Sorg nur dafür, dass es nicht *das hier* ist. Ich bin noch nicht fertig mit dir.«

Shaw packte Frank am Arm. »Verrate mir eins: Warum bist du wirklich zu Anna gegangen?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt. Ich wollte fair sein. Und *du* hättest derjenige sein sollen, der es ihr sagt, nicht ich. Sie hat das Recht zu wissen, auf was sie sich einlässt.«

»Sie ist kein kleines Mädchen mehr, Frank.«

»Hast du ihr gesagt, dass du *nicht* in Ruhestand gehen wirst? Dass du jeden Tag ins Gras beißen könntest?«

»Was kümmert dich das eigentlich, verdammt?«

Frank schaute verlegen drein und zuckte mit den Schultern.

»Sie scheint mir ganz nett zu sein. Hast du je darüber nachgedacht, was es für sie bedeuten würde, wenn du bei einer Mission ins Gras beißt? Oder wenn einer von den Irren, mit denen du es täglich zu tun hast, Wind von ihr bekommt?«

»Ich würde nie zulassen, dass Anna etwas passiert.«

»Aber du hast keine Kontrolle darüber! Du bist kein Buchhalter, Shaw! Wenn du in deinem Job einen Fehler begehst, bist du so gut wie tot ... und Anna vielleicht auch.« Er hielt kurz inne. »Und obwohl du das alles weißt, glaubst du immer noch, sie hätte nicht das Recht gehabt, es zu erfahren?«

Shaw erwiderte nichts. Immer mehr gelangte er zu der Überzeugung, dass Frank, der verhasste Frank, recht haben könnte.



Frank stand auf, schnappte sich seinen Mantel und ging zur Tür. »Viel Glück, Shaw. Und falls ich dich nicht mehr wiedersehe ... Nun, dann werde ich mir wohl jemand anders suchen müssen, nicht wahr?«

»Du wirst keinen finden, der so gut ist wie ich.«

Frank dachte darüber nach, als er sich seinen zerknitterten Hut aufsetzte. »Vermutlich hast du recht. Aber ich würde mich auch mit *fast* so gut zufriedengeben. Und sollten sie dich erwischen, und du bist kurz davor, den Löffel abzugeben, solltest du dich fragen, ob die Frau es wirklich wert war.«

Frank warf die Tür hinter sich zu und ließ Shaw allein mit seinen Gedanken.

»Ja«, sagte Shaw ins leere Zimmer hinein. »Sie ist es wert.«

## *Kapitel 39*

Shaw war unterwegs. Das Lagerhaus befand sich in einem Teil von Paris, in den Leute, die Gewalt verabscheuten, sich nie vorwagten. Dieses kleine Stück französischen Bodens wurde nicht von der Polizei kontrolliert; es gehörte anderen, die es ihre Heimat nannten und mit Zähnen und Klauen verteidigten.

Vier Skinheads kamen aus der Dunkelheit auf Shaw zu, der an einem Ende des Lagerhauses stand. Ein paar Glühbirnen über ihm waren die einzige Beleuchtung. Die jungen Männer umstellten ihn; sie machten sich noch nicht einmal die Mühe, ihre Waffen zu verbergen. Vermutlich legten sie sie nie aus

der Hand, nicht mal beim Essen oder wenn sie mit einer Frau ins Bett stiegen.

Drei von ihnen trugen Muscleshirts, obwohl es ziemlich kalt war, sodass man ihre Tätowierungen sehen konnte. Sie waren bei jedem anders, nur ein Symbol trugen sie alle gemeinsam auf dem Trizeps: ein Hakenkreuz. Bei einem der Männer - er mochte um die 20 sein - wand sich ein Drachen-Tattoo um den gesamten Oberkörper. Der Drache war schwarz, grün und lachsfarben, und seine Fänge reichten bis zum unteren Teil des Gesichts hinauf. Der Mann hielt eine zwölfschüssige Pumpgun in der Hand, und sein Blick sagte: »Ich scheiß auf alles!«, als er Shaw mit einer überzeugenden Mischung aus Hass und Verachtung anstarrte. Er spie Shaw vor die Füße.

*Deine Mutter ist sicher mächtig stolz auf dich*, ging es Shaw durch den Kopf.

Er drehte sich zu dem anderen Mann um, der auf ihn zukam. Der Bursche trug ein Jackett, gebügelte Jeans und Mokassins anstatt Tarnhose, Muscleshirt und Kampfstiefel, doch seine Körpersprache unterschied sich nicht von der seiner Kumpagne.

Der Mann konnte nicht älter als 30 sein, doch sein vernarbtes Gesicht und sein Ausdruck verrieten eine weit größere Erfahrung, als man für gewöhnlich in drei Jahrzehnten sammeln konnte.

Er schüttelte Shaw die Hand und winkte ihn zu einem kleinen Tisch in der Ecke. Erst nachdem der Mann sich gesetzt hatte, folgte Shaw ihm. Die Skins umstellten den Tisch. Sie waren Rudeltiere, die nur auf den Befehl warteten zu töten.

»*Je suis* Adolf, Monsieur. Und Sie sind?«

»Egal«, erwiderte Shaw. »Ich habe alles, was Sie brauchen.«

»Bis jetzt war nie die Rede von die Preis«, sagte Adolf. »Das ist ungewöhnlich, *oui?*«

Shaw beugte sich leicht nach vorne. »Es gibt Dinge, die wichtiger sind als Geld.«

»Die meisten Dinge sind wichtiger als die Geld, aber Sie brauchen die Geld, um sie alle zu bekommen.« Der Mann lächelte und zündete sich eine Zigarette an. »Würde Sartre noch leben, könnte er uns geben eine philosophische Analyse *precisement*, oder vielleicht er würde schlicht sagen: ›*C'est la vie.*«

»Sie wollen Präsident Benisti töten«, begann Shaw. »Das wird Frankreich ins Chaos stürzen.«

Adolf schüttelte den Kopf. »Sie überschätzen die französische Liebe zu die Politik. Sie sagen, ich will Benisti töten? Das ist nur Ihre Meinung. Aber selbst wenn, es ist nur eine tote *presidente*. Die Leute werden wählen eine neue Idiot.«

»Frankreich ist das Land der politischen Revolution«, erwiderte Shaw.

»*^u contraire*. Es war die Land von die politische Revolution«, korrigierte ihn Adolf. »Wir sind geworden wie die Amerikaner. Meine Landsleute kümmert nur noch, ob sie haben die neueste iPhone. Aber *wir* ... Wir sind die wahren Revolutionäre, *mon ami*.«

»Und worum geht es bei Ihrer Revolution?«

»Was denken Sie?«, stieß Adolf plötzlich hervor, packte den Arm einer seiner Männer und hielt Shaw das Hakenkreuz vors Gesicht. »Anders als Hitlers Scharlatane, die es nur getragen auf ihre Uniform, wir haben es in unsere *Haut* gebrannt. Das sind wir auf ewig. Und ich habe die Name unseres Herrn angenommen.«

»Für Sie sind die Juden die Wurzel allen Übels, korrekt?«

»Juden, Muslime, Christen ... Sie tragen alle die gleiche Schuld. Benistis Mutter war Jüdin, obwohl er versucht, diese Fakt zu verschleiern. Sie haben gesagt, Sie haben Informationen und Papiere, um uns in die Hotel zu bringen, wo er sein wird, *oui?*«

»Ja, das habe ich. Allerdings habe ich nicht alles hier. Aber ich habe Ihnen eine Probe mitgebracht als Beweis, dass ich es ernst meine.« Langsam griff Shaw in seine Tasche und holte einen echt aussehenden Presseausweis sowie eine Eintrittskarte für einen Vortrag des französischen Staatspräsidenten in einem Pariser Hotel heraus.

Adolf betrachtete beides. Er war beeindruckt. »*C'est bon. Bien fait!*«

»Ich habe noch fünf weitere davon«, sagte Shaw, »und Sie werden auf der offiziellen VIP-Liste stehen.«

»Waffen?«, fragte Adolf.

»Die Franzosen sind nicht so paranoid wie die Amerikaner. VIPs müssen nicht durch die Detektoren.« Er schaute zu den zähnefletschenden Skins. »Aber Sie müssen wie VIPs aussehen und sich so benehmen.«

Adolf lachte. »Das sind meine Leibwächter. Wir sind in den Straßen von Paris gemeinsam aufgewachsen. Jeder von ihnen würde mit Freuden sein Leben für mich geben. Ich bin der Auserwählte. Sie verstehen das.«

Shaw schaute zu dem Drachenskin. Ja, dachte er, der sieht bescheuert genug aus, um für ein großewahnsinniges Arschloch zu sterben.

»Dann haben Sie andere Leute für die Aktion?«

Adolf nickte. »Wann können wir haben die Rest von die Papiere?«

»Sobald Sie meinen Preis gezahlt haben.«

»Ah, jetzt kommen wir auf den Punkt.« Adolf lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander und blies eine Rauchwolke zur Lagerhausdecke 30 Meter über ihnen. »Eines will ich Ihnen gleich sagen, Monsieur: Wir haben nicht viel Geld.«

»Ich dachte, ich hätte klargemacht, dass ich nicht an Geld interessiert bin.«

»Jeder sagt, er ist nicht interessiert an die Geld, bis er danach fragt. Wir sind keine Drogendealer oder Wüstenterroristen, die vom Öl fett geworden sind. Ich habe keine Milliarden von Euros auf eine Schweizer Konto. Ich bin eine arme Mann mit reiche Ideen.«

»Mein Vater ist vergangenes Jahr in einem französischen Gefängnis gestorben.«

Adolf richtete sich auf und schaute Shaw interessiert an. »In welche Gefängnis?«

»Sante.«

Der Mann nickte, warf die Zigarette auf den Betonfußboden und trat sie aus. »Eine von die schlimmsten. Und französische Gefängnisse sind immer beschissen. Mehrere von unsere Männer wohnen in Sante. Dabei war ihr einziges Verbrechen, die Dreck von die Straßen zu fegen. Und dafür sperrt man sie ein wie Tiere! Die Welt ist verrückt.«

Hinter Shaw stieß der Drachenskin ein lautes Gurren aus.

Shaw drehte sich zu ihm um und sah, wie erneut Rotze auf den Beton klatschte, nur wenige Zentimeter von seinem Fuß entfernt.

»Victors Bruder war eine von ihnen. Er hat vergangene Jahr in Sante Selbstmord begangen. Du hast deine Bruder sehr nahe gestanden, nicht wahr, Victor?«

Victor grunzte erneut und lud seine Pumpgun durch.

»Ich bin sicher, sie waren ein Herz und eine Seele«, sagte Shaw trocken.

»Ihr Vater ist also in die Gefängnis gestorben. Was war seine Verbrechen?«

»Mein Vater war Amerikaner, der hierher emigriert ist, um sich ein Geschäft aufzubauen. Leider waren einige Freunde Benistis in derselben Branche tätig, sodass mein Vater zu ihrem Konkurrenten wurde. Als Benisti noch Staatsanwalt war, hat er meinem Vater ein paar Verbrechen angehängt, um ihn zu ruinieren. Es waren dreckige Lügen, und Benisti wusste es. Mein Vater verbrachte zwanzig Jahre in dem Hölleloch. Am Abend vor seiner Entlassung ist er an einem Herzinfarkt gestorben. An gebrochenem Herzen. Benisti hätte ihm genauso gut selbst das Messer in die Brust rammen können.«

»Und wenn wir überprüfen Ihre Geschichte? Werden wir dann feststellen, dass sie ist die Wahrheit?«

»Ja«, antwortete Shaw mit Nachdruck, den anderen Mann fest im Blick. »Sonst wäre ich nicht hierhergekommen.«

»Dann wollen Sie also Rache, *oui*? Das ist alles?«

»Reicht das nicht? Ich gebe Ihnen die Information, und Sie bringen Benisti um.« Er hielt kurz inne. »Und noch jemanden«, fügte er hinzu.

»Wen?«, fragte Adolf verdutzt.

»Benistis Vater. Er hat mir meinen genommen, jetzt will ich seinen.«

Adolf lehnte sich zurück und dachte darüber nach. »Ich nehme an, dass Benisti senior ist ebenfalls bewacht.«

»Ich habe alles geplant. Ich habe Jahre damit verbracht.« Shaw ließ den Blick über die Skins schweifen. »Diese Männer können das. Man braucht nur Mut und eine ruhige Hand.«

»Und wie sind Sie gekommen an diese Information? Das interessiert mich sehr.«

»Warum?«

»Weil es schon vorgekommen sein soll, dass Benisti jemandem eine Falle stellt.«

Adolf winkte seinen Männern. Sie packten Shaw, rissen seine Jacke herunter und wuchteten ihn in die Höhe. Victor zog ein Messer, schlitze Shaws Hemd auf und suchte nach einem Kabel. Dann zogen sie ihm die Hose aus. Nach einer Untersuchung, die einem Urologen die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte, durfte Shaw sich wieder anziehen.

»Ich bin überrascht, dass Sie bis jetzt mit der Durchsuchung gewartet haben«, sagte Shaw, als er sein Hemd zuknöpfte.

»Was würde es schon bedeuten, wenn Sie wären eine *poseur* mit eine Kabel? Sie wären so oder so tot. Und ich wäre längst weg, bevor die Idioten hier auftauchen.«

»Sie hätten das Lagerhaus umstellen können«, erwiderte Shaw.

Adolf lächelte herablassend. »*Non, non*, Monsieur, sie wären nicht einmal auf zehn Blocks herangekommen, ohne dass ich davon erfahren hätte. Die *gendarmes* kontrollieren den Teil von Paris, wo die Touristen hingehen, aber nicht hier, Monsieur, nicht hier.«

Shaw setzte sich wieder. »Ich gehöre zu Benistis engstem Kreis. Er vertraut mir.«

»Warum das? Nach allem, was er Ihrem Papa angetan hat?«

»Er weiß nicht, dass der Mann mein Vater war«, antwortete Shaw. »Ich habe Frankreich verlassen, eine neue Identität angenommen und bin dann wieder zurückgekehrt. Ich erledige die Drecksarbeit für ihn. Oh ja, er vertraut mir wie einem Sohn. Ich genieße diese Ironie jeden Tag.«

»Ihr Hass ist inspirierend.«

»Und? Haben wir einen Deal?«

»Vive la revolution, Monsieur.«

## ***Kapitel 40***

Anna Fischer saß in ihrem Büro im Gebäude der Phoenix Group, wo sie über den Dokumenten brütete, die auf ihrem Schreibtisch lagen. Tatsächlich hatte sie inzwischen mehr Fragen als Antworten zum Thema »Rote Gefahr«. Und jeden Tag, manchmal jede Stunde, kam etwas Neues zum Vorschein wie die Nachwehen eines Tsunamis und ließ die Erde beben.

Am meisten Kopferzerbrechen bereitete es Anna, dass es kein Gesicht, keinen Namen hinter dem R.I.C. gab. Presseerklärungen wurden ausschließlich über das Internet verbreitet. Niemand war jeorgetreten und hatte gesagt: »*Ich* bin der



R.I.C.« Und nach dem Mord an Petrow und dem Angriff in Afghanistan verstand Anna auch warum. Gorschkow hatte klipp und klar gesagt, dass derjenige bestraft würde, der hinter der Kampagne steckte, und es gab nur wenige Länder auf Erden, die sich so gut auf Bestrafungen verstanden wie die Russen.

War die Kampagne für die Leute, die sie angeleiert hatten, zum Bumerang geworden? Hatten sie nun Angst und wussten nicht mehr, was sie tun sollten? Anna konnte keine dieser Fragen beantworten. Sie wusste nur, dass die Sache außergewöhnlich gut geplant war. Doch steckten gute oder schlechte Motive dahinter? Immerhin waren die Russen nicht gerade ein Musterbeispiel für die Einhaltung der Menschenrechte, und es gab eine Menge Leute, die sie gerne in die Schranken weisen würden. Aber welchem Zweck sollte es dienen, wenn Russland noch isolierter und paranoider wurde? Das wäre so, als würde man Nordkorea ein paar Atomwaffen schenken und sagen: »Macht damit, was ihr wollt.«

Anna rieb sich die Schläfen. Sie konnte unmöglich all ihre Zeit dafür aufwenden, doch sie war sicher, dass überall auf der Welt andere das Gleiche taten. Irgendjemand musste die Wahrheit finden.

Anna schaute auf die Uhr. Es war fast drei. Für heute war eine institutsinterne Konferenz angesetzt; der gesamte akademische Stab sollte daran teilnehmen. Anna freute sich nicht gerade darauf, denn solche Veranstaltungen arteten zumeist in eine lange und langweilige Diskussion aus. Außerdem hatte sie an diesem Abend noch etwas sehr viel Wichtigeres zu tun.

Sie würde sich ein Hochzeitskleid aussuchen gehen. Sie in einem Hochzeitskleid! Anna lächelte bei dem Gedanken, und sie spürte tatsächlich ein Kribbeln auf der Haut ... auch bei dem Gedanken, Shaw im Smoking zu sehen. Anna hatte keinen Zweifel, dass er toll aussehen würde.

Angesichts der weltweiten Krise wirkte es beinahe absurd, über Kleider und Hochzeiten nachzudenken, doch wenn die Welt schon kurz davor stand, in die Luft zu fliegen, wollte Anna wenigstens die Beziehung zu dem Mann legalisieren, den sie liebte.

Ein paar Minuten später war sie so sehr in ihre Arbeit vertieft, dass sie nicht hörte, was unten vorging.

Vorder- und Hintereingang des Gebäudes flogen auf, und zwölf Männer in langen Mänteln stürmten ins Innere, zogen schallgedämpfte Waffen unter den Mänteln hervor und feuerten.

Als sie ins Foyer stürmten, hatte die Empfangsdame gerade den Hörer abgehoben, doch die Leitung war tot. Einen Sekundenbruchteil später hatte die Frau eine Kugel im Kopf. Sie rutschte vom Stuhl und fiel schlaff hinter ihren Schreibtisch. Das Blut aus der Kopfwunde tränkte ihr Kleid. Unglücklicherweise hatte ein Analyst mittleren Alters genau diesen Augenblick gewählt, um das Foyer zu betreten. Eine Sekunde später lag auch er tot am Boden. Ein paar der Bewaffneten drangen in den Keller vor. Andere bewegten sich im Erdgeschoss von Raum zu Raum, traten Türen auf und töteten jeden, der ihnen vor den Lauf kam. Wieder andere stürmten in den ersten Stock hinauf. Insgesamt hielten sich an diesem Tag achtunzwanzig Personen im Institut auf. Kein Einziger würde an diesem Abend nach Hause gehen.

Als die Schreie bis zu Anna drangen, glaubte sie zuerst, jemand habe sich verletzt. Sie sprang auf und eilte zur Tür. Als sie ein gedämpftes Geräusch vernahm, erkannte sie zuerst nicht, was es war. Dann hörte sie es erneut - und da wusste sie, was es war.

Ein Schuss.

Anna hörte Rufe, dann weitere Schüsse.

Sie warf die Tür zu, schloss ab, rannte zu ihrem Schreibtisch und riss den Hörer vom Telefon. Die Leitung war tot. Sie schnappte sich ihre Handtasche vom Regal und wühlte das Handy hervor. Irgendwo im Gebäude erklang das Geräusch von Schritten. Wieder hörte Anna Schüsse, Schreie und dumpfe Aufschläge, als Leichen zu Boden fielen. Sie versuchte, Ruhe zu bewahren, doch ihre Hände zitterten so heftig, dass sie das verdammte Handy kaum halten konnte.

Mit fliegenden Fingern wühlte sie die Notrufnummer und beobachtete ungläubig, wie das Handy erfolglos eine Verbindung herzustellen versuchte. Dabei rief sie mit dem Handy doch ständig aus diesem Gebäude an! Was war los? Sie schaute auf das winzige Display und sah, dass die Verbindungsstärke gleich null war. Anna versuchte es erneut, wieder ohne Erfolg. Schließlich warf sie ihr Handy weg und rannte zum Fenster. Sie befand sich im dritten Stock, doch ihr blieb keine Wahl. Sie hörte Schritte die Treppe hinaufkommen. Ihr Büro war das letzte im Gang. Trotzdem blieb ihr höchstens eine Minute, wenn überhaupt.

Anna versuchte mit aller Kraft, das Fenster aufzuschieben. Die Fassade war vor Kurzem gestrichen worden, und Anna sah entsetzt, dass die Rahmen mit Farbe verklebt waren. Sie grub die Fingernägel in den Holzrahmen und bot das letzte bisschen Kraft auf, jedoch vergebens.

Die Schritte waren jetzt auf dem Flur. Anna hörte, wie eine Tür aufgetreten wurde, gefolgt von einem Schrei. Dann schlug ein weiterer Leichnam auf dem Boden auf.

Trotz ihrer Panik kam Anna eine Idee. Sie schnappte sich ein Buch vom Schreibtisch, zerschlug damit die Fensterscheibe und stieß die Splitter aus dem Rahmen. Dann lehnte sie sich aus dem Fenster und schrie.

»Hilfe! Ruft die Polizei!«

Unglücklicherweise war es eine sehr ruhige Straße, und die Nachbarhäuser standen derzeit leer. Niemand war unten, der Anna hätte hören können. Sie sah einen Van, der am Straßenrand parkte. Sie wollte gerade etwas danach werfen, als sie die kleine Antennenschüssel auf dem Dach des Fahrzeugs bemerkte. Die Schüssel war genau auf das Gebäude gerichtet. *Deshalb* bekam sie kein Netz für ihr Handy! Was immer in dem Van war, blockierte die Verbindung. Anna schaute die Sackgasse hinauf und hinunter und sah eine Straßensperre an einem Ende.

Zum Teufel, was war hier los?

Anna zog die Pumps aus, kletterte auf den Fenstersims und schaute nach unten. Da war ein Vordach über einem Fenster im ersten Stock. *Wenn ich darauf lande und mich auf die Straße herunterlasse ...*

Anna hatte keine Ahnung, ob jemand im Van war. Sie wusste nur, dass sie so gut wie tot war, wenn sie hier blieb. Sie bereitete sich auf den Sprung vor. Tränen liefen ihr übers Gesicht, als sie hörte, wie eine weitere Bürotür krachend aufflog. Ein Schrei, ein gedämpfter Schuss, ein Aufprall. Das war der arme Avery. Tot.

Gott, wenn doch nur Shaw hier wäre!

Anna sprach ein stummes Gebet und drückte die Beine durch zum Sprung. Sobald sie in Sicherheit war, würde sie rennen wie noch nie im Leben und Hilfe holen. Doch sie bezweifelte, dass dann noch jemand leben würde. Außer ihr.

Die beiden Kugeln, die durch die Tür gefeuert wurden, trafen Anna in den Rücken, traten an der Brust wieder aus und sirrten durch die frische Londoner Nachmittagsluft. Wie erstarrt hockte Anna auf dem Fenstersims, scheinbar ohne zu merken, dass sie gerade erschossen worden war. Ihr Blut strömte auf den Boden, spritzte gegen den Fensterrahmen und über ihren

ganzen Körper. Als ihr Blick sich trübte, wurde der blaue Himmel braun und der kleine Rasen auf der anderen Straßenseite gelb. Anna hörte den Gesang der Vögel nicht mehr und auch nicht die Autos auf der Parallelstraße. Sie packte den Fensterrahmen, doch binnen Sekunden war mit dem Blut auch alle Kraft aus ihrem Körper gewichen.

Anna fiel nicht nach vorne aus dem Fenster, sondern nach hinten ins Büro. Ausgestreckt lag sie da und starrte mit leeren Augen an die Decke.

Die Tür wurde aufgetreten. Zwei Männer kamen herein. Einer von ihnen streifte seine Maske ab, blickte auf Anna und schüttelte den Kopf.

»Das nenne ich einen verdammt Glückstreffer«, sagte er.  
»Ich wollte eigentlich nur das Schloss aufschließen.«

Der andere Mann nahm ebenfalls seine Maske ab und schaute sich Anna an. »Du meine Güte«, sagte Caesar. »Zwei Schüsse mitten in die Brust, und sie atmet noch ...«

Der andere Mann sagte: »Die hat's gleich hinter sich.«

»Sieh dir das Fenster an. Sie hat versucht zu fliehen.«

Der andere Mann folgte Caesars Blick zu dem zersplitterten Glas.

Caesar zielte sorgfältig auf Anna, deren Brust sich in dem verzweiferten Versuch, sich ans Leben zu klammern, zitternd hob und senkte.

Der Schuss traf sie mitten in die Stirn.

Ihr letzter Atemzug klang wie ein Name. »Shaw.«

Caesar stieß sie mit dem Stiefel an. Es war offensichtlich, dass sie nie mehr als Zeugin würde aussagen können.

Der zweite Mann sprach in ein Funkgerät, hörte kurz zu und nickte dann.

»Alle tot«, meldete er Caesar.

»Alle tot«, wiederholte Caesar. »Die Hacker?«

»Fast fertig.«

»Sag ihnen, sie haben zwei Minuten. Und schick jemanden auf die Straße. Er soll überprüfen, ob jemand die Frau am Fenster bemerkt hat. Falls ja, wissen sie, was zu tun ist. Der Flieger wartet. Wenn sie nicht rechtzeitig da sind, sind sie nicht rechtzeitig da. Los jetzt.«

Caesar und der andere Mann öffneten ihre Rucksäcke und holten Papiere, Charts, Graphen und andere Dokumente heraus und drückten Annas Fingerspitzen darauf, ehe sie alles auf Annas Schreibtisch verteilten.

»Verdammt.« Cesar blickte auf die Papiere, die bereits dort lagen.

»Was ist?«, fragte der andere Mann.

Caesar deutete auf einen von Annas Ausdrucken, der ihr Interesse an der Roten Gefahr dokumentierte.

»Die Frau war anscheinend sehr neugierig«, sagte er. »Aber das passt ja gut.«

Er holte eine Kamera hervor und machte Fotos vom Büro.

Schließlich erhielten die Männer die Meldung, dass niemand Anna am Fenster gesehen habe - auch nicht ihr Blut, das in

den kleinen Vorgarten links vom Haupteingang auf die orangefarbenen Lilien getropft war.

Kurz darauf erschien ein dritter Mann. Er setzte sich an Annas Computer und schob eine CD ins Laufwerk. Der Mann tippte so schnell, dass seine behandschuhten Finger kaum zu sehen waren, und die Tastatur ratterte wie ein Zug auf den Gleisen.

Sechzig Sekunden später holte der Mann die CD wieder heraus. »Download beendet«, sagte er, stand auf und verließ das Büro.

Weitere dreißig Sekunden später gab es im Gebäude der Phoenix Group keinen lebenden Menschen mehr.

## *Kapitel 41*

Als Staatspräsident Benisti nach einem Vortrag das Ritz in Paris verließ, wurden sechs Männer wegen eines Attentatsversuchs auf ihn verhaftet. In den Nachrichten sprach man von wundersamer Polizeiarbeit, denn die Möchtegernmeuchelmörder, die mit geschickt gefälschten Dokumenten Zugang zu der Veranstaltung erhalten hatten, waren im letzten Moment verhaftet worden, ehe sie Benisti hatten erreichen können. Außerdem war ein Mordanschlag auf Benistis Vater verübt worden, doch man hatte die Attentäter bereits gestellt, bevor sie in die Wohnung des Mannes hatten eindringen können. Zwei von ihnen waren von den Beamten erschossen worden.

Die Männer schienen einer bekannten Neonazigruppe anzugehören, die in den Vorstädten von Paris operierte. Weitere Verhaftungen standen zu erwarten. Die Behörden ließen ver-

lauten, nun einen tödlichen Schlag gegen die ultragewalttätige Organisation führen zu wollen.

Shaw hörte sich die Berichte im Fernsehen an, während er in seinem Hotelzimmer den Koffer packte. Sein Handy vibrierte, und er nahm das Gespräch entgegen.

»Glückwunsch«, sagte Frank. »Dann hast du deinen Schweißgestank also doch in den Griff bekommen.«

»Blödmann.«

»Bereit für einen neuen Auftrag?«

»Nein, ich fahre gleich.«

»Lass mich raten. Nach London?«

»Vor dir kann ich einfach nichts geheim halten, was?«

»Zwei Tage, dann brauche ich dich wieder.«

»Drei. Und dann kannst du dich noch glücklich schätzen.«

Shaw legte auf, nahm seinen Koffer und ging zur Tür.

Sie öffnete sich, ehe er die Klinke berührt hatte. Die Pistole des Mannes, der draußen stand, war auf Shaws Brust gerichtet. Den Koffer noch immer in der Hand, wich Shaw langsam zurück.

Victor spie ihn an und traf ihn mitten ins Gesicht.

Ein weiterer Mann, der einen kleinen Rucksack trug, schlüpfte hinter Victor ins Zimmer und verriegelte die Tür.

In Shaws Tasche begann das Handy zu vibrieren. Vermutlich war es Frank, der ihn warnen wollte, jedoch zu spät.



Adolf grinste. »Nein, nein, *mon ami*, Sie dürfen Paris noch nicht verlassen. Die Show ist noch nicht zu Ende.«

Shaw wich einen weiteren Schritt zurück, bis er an der Wand stand. Sein Blick huschte von der Pistole zu Adolf, während ihm Victors Speichel über die Wange rann.

Adolf holte eine Bügelsäge und eine kleine Axt aus dem Rucksack, während Victor einen Schalldämpfer auf die Pistole schraubte.

Shaw sagte: »Ihr müsst die beiden Letzten sein, die von eurem Verein noch auf freiem Fuß sind.«

»Ich kann jederzeit neue Männer rekrutieren«, erwiderte Adolf. »Für jeden, den ich verliere, bekomme ich fünf als Ersatz.«

»Die Franzosen müssen wirklich etwas gegen ihre Arbeitslosigkeit tun.«

Adolf hob die Axt. »Sind Sie Jude?«

Shaw beäugte das Werkzeug. »Warum? Wollen Sie mich kosher schlachten?«

»Ich will wissen, warum Sie mich haben hereingelegt. Ich will es wissen, ehe Sie sterben. Das wird Ihre Seele reinigen. Beichten Sie. Beichten Sie Papa Adolf.«

»Ich will Ihnen was sagen: Ich gebe Ihnen noch eine Chance, hier zu verschwinden. Dann vergessen wir das Ganze.«

Adolf schaute zu Victor und lachte. »Wir haben Waffen, und Sie haben nichts. Was bedeutet, Sie labern Scheiße!« Er fuchtelte mit der Säge und grinste böse. »Und da Sie nun einmal so voller Scheiße sind, werden wir die jetzt herausholen.«

Shaw drückte einen Knopf neben dem Kofferschloss. Eine Sekunde später ertönte überall um sie her Sirenengeheul.

Erschrocken schauten Adolf und Victor zum Fenster. Zweifellos glaubten sie, die Polizei wäre unterwegs.

Im nächsten Augenblick stürzte Shaw sich auf die beiden, wobei er den Koffer wie einen Schild vor sich hielt. Victor zielte und schoss auf den Koffer. Vermutlich glaubte er, die Kugel würde durch den Stoff durchschlagen und Shaw in den Kopf treffen. Er dachte falsch.

Die Kugeln trafen zwar den Koffer, prallten aber an der Kompositfaser im Innern ab und schlugen in die Decke. Die Wucht der Schüsse brachte Shaw ins Wanken, doch er blieb in der Vorwärtsbewegung. Als er auf Victor traf, war der Aufprall so wuchtig, dass dem Mann die Waffe aus der Hand flog und ihm dabei sogar noch der Abzugsfinger abgerissen wurde.

Victor schrie vor Schmerz und hielt sich den blutenden Stumpf. Er hörte erst zu schreien auf, als Shaws Koffer ihn am Kopf traf und auf die kleine Couch warf. Ehe Shaw sich zu Adolf umdrehen konnte, traf der ihn mit der Säge am Arm und riss eine tiefe Wunde. Shaw taumelte zurück. Adolf hob die Axt, doch es gelang Shaw, dem Nazi die Beine wegzutreten. Adolf schlug hart auf dem Boden auf. Die Axt glitt ihm aus der Hand. Er rutschte auf die Waffe zu, schnappte sie sich und warf sie nach Shaw. Zum Glück traf nicht die Klinge, sondern der Stiel Shaws Bein, doch es tat trotzdem höllisch weh.

Erneut vibrierte das Handy in Shaws Tasche, doch er spürte es nicht, denn Adolf stürzte sich nun mit der Säge auf ihn. Auch Victor, dessen eine Gesichtshälfte nur noch eine blutige Masse war, hatte sich inzwischen wieder aufgerappelt und suchte benommen nach seiner Waffe.

Shaw stürzte sich auf Adolf, rammte ihm die Schulter in den Magen und schleuderte ihn über das Bett hinweg. Hart schlug er auf dem Boden auf. Shaw warf sich auf ihn. Adolf krallte nach Shaws Gesicht und versuchte, ihm die Augen einzudrücken. Halb blind, außer Atem und mit einem verletzten Arm und pochendem Bein gelang es Shaw trotzdem, den Arm auf Adolfs Kehle zu drücken. Doch als er versuchte, den Mann zu erledigen, fehlte ihm seine gewohnte Kraft. Shaw schaute auf seinen Arm. Das Blut quoll in Strömen hervor.

*Verdammt.* Die Klinge musste eine Arterie getroffen haben. Shaw spürte, wie seine Finger langsam taub wurden.

Er stieß sich von Adolf ab. Es gelang ihm, sich aufzurichten, doch der Blutverlust schwächte ihn immer mehr, und seine Beine gaben nach. Als er sich nach einem Ausweg umsah, erstarrte er.

Victor hatte die Pistole genau auf seinen Kopf gerichtet, den Finger am Abzug.

Das böartige Grinsen des Skinheads sollte offenbar Shaws letzte bewusste Erinnerung sein. *Was für ein beschissener Abgang.*

Die Tür flog auf, und Frank und sechs seiner Männer stürmten herein. Frank erfasste die Situation sofort und feuerte zweimal. Beide Kugeln trafen Victor in den Kopf, und er fiel zu Boden.

Mit einem Schrei stürzte Adolf sich auf Shaw und krallte die Hände um dessen Hals.

»Verdammt, packt ihn!«, brüllte Frank. Vier seiner Männer stürzten sich auf Adolf und rissen ihn von dem Schwerverwundeten weg.

»Schafft dieses Stück Dreck hier raus!«, befahl Frank. Adolf wurde aus dem Zimmer geschleift.

Als Frank sich wieder Shaw zuwandte, war dessen Gesicht kalkweiß. Einen Augenblick später sank er zu Boden.

»Shaw!« Frank lief zu ihm und kniete sich neben ihn. »Holt einen Sanitäter«, brüllte er seinen Leuten zu. »Sofort!«

Frank hielt Shaws Kopf. »Shaw? Kannst du mich hören? Shaw!«

Shaws Kopf kippte in Franks Griff haltlos hin und her. Frank blickte auf die tiefe Wunde in Shaws Arm, riss sich die Krawatte herunter und band damit die Ader ab.

»Halt durch, Shaw. Halt durch. Der Sanitäter ist gleich da.«

Dann fuhr er seine Männer an: »Wie haben diese Bastarde ihn gefunden? Er hätte vom Radarschirm verschwunden sein müssen!«

»Frank?«, sagte eine schwache Stimme.

Frank schaute zu Shaw hinunter, der inzwischen die Augen geöffnet hatte.

»Es wird alles gut, Shaw. Ich kann die Sanitäter schon auf der Treppe hören.«

»Ruf Anna an«, sagte Shaw. Sein Atem wurde immer flacher.  
»Ruf Anna für mich an.«

Die Sanitäter stürmten ins Zimmer und umringten Frank und Shaw. Als Frank versuchte, sich von Shaw zurückzuziehen, krallte der sich mit dem letzten Rest Kraft an Franks Arm fest.

»Ruf Anna an. Bitte.«

»Mach ich. Mache ich sofort«, erwiderte Frank rasch.

Shaw verlor das Bewusstsein, und sein Arm sank schlaff herab. Ein paar Minuten später wurde er auf einer Trage die Treppe hinuntergebracht.

Victor, der Skinhead mit dem Drachentattoo, trat seine letzte Reise in einem Leichensack an.

Frank beobachtete vom Fenster aus, wie der Krankenwagen davonjagte, und ließ den Blick dann durchs Zimmer schweifen. Man würde hier alles so herrichten, dass sich keine noch so winzige Spur mehr finden ließ. Man würde sich um die Polizei kümmern, und der Vorfall würde nie in den französischen Nachrichten erscheinen. Im Geiste ging Frank bereits die notwendigen Schritte durch.

»Wer ist Anna?«, fragte einer seiner Männern.

Frank holte sein BlackBerry heraus und las die E-Mail zum vierten Mal. »Dringend: Angriff auf die Phoenix Group in London. Keine Überlebenden.« Deshalb hatte Frank versucht, Shaw im Hotel zu erreichen. Als niemand abnahm, hatte er beschlossen, Shaw persönlich aufzusuchen, und hatte dann das Notsignal gehört.

Frank atmete tief durch. »Sie war eine Frau, der er sehr nahegestanden hat«, beantwortete er dann die Frage seines Mitarbeiters.

## ***Kapitel 42***

Katie James saß in ihrem kleinen Apartment in der Upper West Side in New York und starrte auf eine Flasche Gin, die sie vorsichtig auf den Küchentresen gestellt hatte. Daneben

stand ein leeres Glas. Katie gab fünf Eiswürfel und zwei Fingerbreit Tonic in das Glas. Dann lehnte sie sich zurück und rührte in dem Tonic herum. Das Eis klimperte verführerisch am Glas. Katie starrte auf die Ginflasche. Nur ein Drink, mehr nicht. Hatte sie sich den nicht verdient?

Zuerst wäre sie beinahe getötet worden - um dann nach ihrer Rückkehr nach New York feststellen zu müssen, dass man sie aus Budgetgründen gefeuert hatte. Ihren Job als Nachrufschreiber hatte nun ein Freiberufler übernommen, der auf die achtzig zuging.

Außerdem hatten sie ihr ein herzliches »Viel Glück, Katie« mit auf den Weg gegeben, als die Security sie aus dem Gebäude eskortiert hatte. Katie wäre am liebsten zurückgerannt, hätte sich ihre Pulitzertrophäen geschnappt und sie ihrem Chef in den Hals gerammt.

Stattdessen war sie nach Hause gegangen, und nun starrte sie den Gin an.

Nur ein Einziger. Nach einem hörst du auf.

Katie wusste, sie konnte das. Sie fühlte, dass sie die Kraft dazu besaß. Sie schraubte den Verschluss ab und roch an dem köstlichen Gin. Dann ließ sie ein Stück Limone ins Glas fallen und wirbelte es herum. Nur noch ein Schritt fehlte: die Hinzugabe von Bombay Sapphire. Damit wollte sie auf ihre neue Karriere trinken ... wie auch immer die aussah.

Aber das war nicht die ganze Geschichte. Tatsache war, im nüchternen Zustand sah sie Behnam in ihren Träumen. Der kleine afghanische Junge, der hatte sterben müssen, damit sie ihren zweiten Pulitzerpreis gewann, kam des Nachts im Schlaf zu ihr. Er wirkte dann stets sehr lebendig, und sein lockiges Haar wurde vom Wüstenwind zerzaust. Das Lächeln auf seinem Gesicht konnte das härteste Herz zum Schmelzen und

Licht in die dunkelste Nacht bringen. Aber der Traum endete stets damit, dass Behnam tot in Katies Armen lag ...

Nur wenn sie trank, sah sie Behnam nicht mehr. Und wenn sie völlig betrunken war, blieb er ihr sogar ganz fern. Doch weil Katie in den vergangenen sechs Monaten keinen Tropfen mehr angerührt hatte, hatte sie Behnam fast jede Nacht gesehen. Hunderte Male war er in ihren Armen gestorben, nachdem er jede Nacht drei, vier Mal wiederauferstanden war. Katie war es leid. Sie wollte einen Drink. Nein, sie wollte sich *zuschütten*. Sie wollte Behnam nicht lebend sehen, und erst recht nicht tot.

Katie kauerte sich auf ihre nackten Fersen, nur mit einem zerlumpten Sweatshirt bekleidet, und starrte zum Fenster hinaus. Im Central Park fand heute eine Demo statt. Der Protest galt der russischen Regierung. Zehntausende Menschen marschierten dort und schwenkten Fahnen mit der Aufschrift: »Vergesst nicht Konstantin!« Katie konnte natürlich nicht wissen, dass die Fahnen und Banner den Organisatoren der Demonstration von einer Briefkastenfirma zur Verfügung gestellt worden waren, die eine Verbindung zu Pender & Associates besaß - eine Verbindung, die man nicht zurückverfolgen konnte. Insgesamt waren 20 Millionen dieser Flaggen für Demonstrationen überall auf der Welt produziert worden.

Katie hatte beschlossen, nicht an der Demo teilzunehmen. Sie hatte andere Dinge im Kopf.

Sie wandte sich vom Fenster ab, und ihr Blick schweifte ganz zufällig über die blaue Ginflasche zu dem Fernseher dahinter.

Sonderbericht. Jaja. Es gab immer einen Grund für einen Sonderbericht. Die nächste große Story. In gar nicht so ferner Vergangenheit hätte Katie längst in einem Flugzeug gesessen und wäre mit 900 Stundenkilometern ins Auge des Sturms gerast. Und es hätte ihr gefallen. Sie hätte jede Sekunde ge-

nossen, bis die nächste große Story kam. Es war ein psychotisches, adrenalintreibendes Rennen ohne Ziellinie gewesen.

Der Bericht kam aus London. Nun, in London geschah des Öfteren etwas, das einen Sonderbericht wert war. Allerdings war nichts Schlimmeres passiert, als Katie sich dort aufgehalten hatte. Das war mal wieder typisch: kein Glück. Katie seufzte und schaute sich das Gebäude an, das von Polizeiabsperrband gesichert wurde. Es kam ihr irgendwie bekannt vor.

Katie richtete sich auf und vergaß den Gin.

Was sagte die Frau im Fernseher? Westminster? *Phoenix*?

Katie sprang auf und drehte die Lautstärke hoch.

Die Reporterin stand im Regen, während Polizisten und Leute in weißen Uniformen geschäftig hin und her liefen. Neugierige wurden von tragbaren Absperrgittern zurückgehalten. Fernsehteams hatten sich entlang der gesamten Straße positioniert, und ihre Antennen verbreiteten die Geschichte Byte um Byte sekundenschnell in der ganzen Welt.

»Das Gebäude der Phoenix Group hätte man wohl am wenigsten als Ort für einen solchen Anschlag vermutet«, sagte die Reporterin soeben. »In diesem Think-Tank, in einer Londoner Seitenstraße gelegen, beschäftigte man sich mit den verschiedensten weltpolitischen Themen. Fast jeder, der hier gearbeitet hat, war Wissenschaftler - sicher nicht die Art von Person, die man als Ziel eines mörderischen Blutbads vermuten würde. Eine offizielle Liste der Toten wurde noch nicht veröffentlicht, da man zunächst die Familien verständigen will. Aber auch wenn man sich mit Einzelheiten noch zurückhält, hat es auf jeden Fall den Anschein, als wäre das Massaker ...«

Massaker? Hat die Frau Massaker gesagt?



Katie ließ sich auf den Teppich fallen. Ihr Herz pochte wild, und ihre Gliedmaßen fühlten sich wie tot an.

Die Reporterin fuhr fort: »Die Behörden haben bisher lediglich bekannt gegeben, dass sich fast dreißig Opfer im Gebäude befinden. Nichts deutet auf Überlebende hin.«

Nichts deutet auf Überlebende hin?

Katie schaute auf die Uhr und rechnete den Zeitunterschied aus, während trotz der wachsenden Panik die Reporterin in ihrer Kontrolle übernahm. In London war es jetzt Abend. Normalerweise dauerte es ein paar Stunden, bis die Leichen entdeckt werden und die Polizei gerufen wurde. Kamerateams und Gaffer ließen dann nicht lange auf sich warten. Es musste also gegen drei, vier Uhr nachmittags passiert sein. Katies Panik kehrte zurück.

Keine Überlebenden.

Sie sprang auf, rannte zum Telefon, schnappte sich die Visitenkarte, die Anna ihr gegeben hatte, und rief an. Sofort meldete sich die Mailbox. Katie schluckte ein Schluchzen herunter, als Annas präzise Stimme sie bat, eine Nachricht zu hinterlassen.

Sie legte auf, ohne ein Wort zu sagen.

Der nächste Gedanke traf sie wie ein Blitz. »Shaw!«, rief sie.

Katie rief die Nummer an, die er ihr gegeben hatte. Es klingelte vier Mal. Sie glaubte schon, auch hier würde sich die Mailbox melden, als jemand abhob.

»Allo?«, sagte eine Stimme auf Französisch.

Für einen Augenblick verwirrt, erwiderte Katie: »Ich ... äh, könnte ich Shaw sprechen?«

Die Frau am anderen Ende sagte erneut etwas auf Französisch.

Katie versuchte, sich die Reste ihres Schulfranzösisch und das wenige, was sie während ihrer Auslandsaufenthalte gelernt hatte, ins Gedächtnis zu rufen. Sie fragte die Frau, ob sie Englisch spreche. Das tat sie, allerdings nicht allzu gut. Katie fragte sie, wo Shaw sei.

Die Frau kannte den Namen nicht.

»Sie haben sein Telefon.«

Nun klang die Frau verwirrt. Sie fragte Katie, ob sie zur Familie gehöre.

Das klingt gar nicht gut, dachte Katie. Einen surrealen Augenblick lang fragte sie sich, ob Shaw wohl bei Anna in der Phoenix Group gewesen und ebenfalls getötet worden war. Aber warum sollte eine Französin dann sein Telefon haben, wenn das Massaker doch in London stattgefunden hatte?

»Ja«, antwortete sie der Frau. »Ich gehöre zur Familie. Ich bin seine Schwester. Wer sind Sie?«

Die Frau sagte, sie sei Krankenschwester, und ihr Name sei Marguerite.

»Eine Krankenschwester? Ich verstehe nicht ...«

»Dieser Mann, dieser Shaw, ist in die Hospital«, erklärte Marguerite.

»Was fehlt ihm denn?«

»Er ist verletzt worden. Er ist bei die Operation.«

»Wo?«

»In Paris.«

»Welches Krankenhaus?«

Die Frau sagte es ihr.

»Wird er wieder gesund?«

Marguerite antwortete, das könne sie nicht sagen.

Katie sprang auf, um ihre Sachen zu packen. Sie nutzte ein paar ihrer zigmillionen Vielfliegermeilen und buchte einen Platz in einer Maschine der Air France, die noch diese Nacht von JFK nach Paris flog.

Katie versuchte, während des Fluges zu schlafen, doch es gelang ihr nicht. Während alle anderen Passagiere um sie herum dösten, klebte ihr Blick an den Nachrichten auf ihrem persönlichen Bildschirm. Es gab ein paar neue Informationen über das Londonmassaker, wie die Medien es inzwischen nannten, aber nichts wirklich Erhellendes. Katie hatte versucht, Anna anzurufen, bevor sie in den Flieger gestiegen war, doch immer noch meldete sich nur der Anrufbeantworter.

Während der Jet über den Atlantik jagte, fragte Katie sich, warum sie das alles eigentlich tat. Sie kannte Anna und Shaw kaum. Und wie Shaw ihr mehr als deutlich gemacht hatte, stand es ihr nicht zu, sich in ihrer beider Leben einzumischen.

Warum tust du es dann, Katie?

Vielleicht lautete die Antwort: *Weil du nichts anderes im Leben hast*. Außerdem kannte sie Anna und Shaw zwar wirklich nicht gut, aber die dramatischen Umstände, unter denen sie die beiden kennengelernt hatte, machte sie zu mehr als einer flüchtigen Bekannten. Die beiden lagen ihr am Herzen. Sie wollte, dass sie glücklich waren. Und jetzt? Und jetzt fühlte sich Katie, als wäre gerade ein enger Freund gestorben.

Ihre Maschine landete um sieben Uhr morgens mitteleuropäischer Zeit. Katie ging durch den Zoll und nahm sich ein Taxi zum Krankenhaus, das nicht weit vom Stadtzentrum entfernt lag.

Katie bezahlte den Taxifahrer und eilte zum Haupteingang. Mithilfe ihres gebrochenen Französisch fand sie rasch jemanden, der Englisch sprach, und fragte nach Shaws Zimmer. Hier liege niemand dieses Namens, sagte man ihr.

*Verdammt!* Katie trat sich im Geiste selbst in den Hintern, weil sie die Krankenschwester nicht gefragt hatte, unter welchem Namen Shaw eingeliefert worden war.

»Er war schwer verletzt und ist gestern operiert worden. Er ist ein großer Mann, mindestens einsfüfundneunzig, dunkles Haar und blaue Augen.«

Die Frau schaute sie ausdruckslos an. »Dies hier ist ein großes Krankenhaus, Madame.«

»Ich habe mit einer Krankenschwester über ihn gesprochen. Ihr Name war Marguerite.«

»Ah, Marguerite, *bon*, das hilft«, sagte die Frau. Sie rief jemanden an und nickte Katie dann zu. »Monsieur Ramsey liegt in Zimmer achthundertfünf.«

Als Katie zu den Aufzügen lief, ihren kleinen Rollkoffer im Schlepptau, sprach die Frau erneut in ihr Telefon und schaute Katie dabei besorgt hinterher.

## *Kapitel 43*

Eine Stunde, nachdem Anna Fischer ermordet worden war, summtе Creels BlackBerry. Er wälzte sich im Bett herum, nahm das Gerät und drückte eine Taste. Vier Worte erschienen auf dem Display: »Ende gut, alles gut.« Das kam von Caesar. Wer hätte gedacht, dass so ein Typ ein Fan des großen Dichters war! Creel schaute auf die Uhr. In London war es Nachmittag, alles genau nach Plan. Er drehte sich wieder um und schlief weiter.

Später an diesem Abend strich Creel seinen Smoking glatt, zupfte seine Manschetten zurecht und erhob sich von seinem Stuhl, begleitet von donnerndem Applaus. Auf dem Weg zum Rednerpult schüttelte er dem Gouverneur die Hand, der ihn einer elitären Zuhörerschaft vorgestellt hatte - Leuten, die 5000 Dollar pro Kopf für das Privileg bezahlt hatten, Nicolas Creel als Philanthrop des Jahres geehrt zu sehen. Die Tat, die ihm diese Ehre eingebracht hatte, war eine Spende von 80 Millionen Dollar für eine hochmoderne Kinderkrebstation in einem großen Krankenhaus gewesen. Tatsächlich handelte es sich dabei sogar um einen ganzen Flügel, der jedoch nicht nach Creel benannt worden war. Es gab schon genug Gebäude, die seinen Namen trugen; deshalb hatte er ihn nach seiner verstorbenen Mutter benennen lassen.

Der Gouverneur von Kalifornien war bei seiner Einleitung geradezu überschwänglich gewesen und hatte den milliarden-schweren Rüstungsproduzenten eine Jahrhundertgestalt von unvergleichlicher visionärer Kraft und ausgeprägtem Mitgefühl genannt. Hätte Creels Mutter noch gelebt, sie hätte ob dieser Worte zweifellos ein Meer von Glückstränen vergossen. Doch Creels Augen wurden niemals feucht. Das war einfach nicht seine Art. Seine Taten waren stets von den unter-

schiedlichsten Motiven bestimmt. Das heutige Ereignis war keine Ausnahme. Die Krebsstation war gut angelegtes Geld. Natürlich hatte Creel keinerlei Probleme damit, kranken Kindern zu helfen. Tatsächlich hätte er seinen ältesten Sohn beinahe an Leukämie verloren, was sein Interesse an der Krebsbehandlung erst geweckt hatte. Creel mochte gieriger und ehrgeiziger sein als die allermeisten Menschen, aber er war auch erfolgreicher.

Außerdem *war* er großzügig und hatte das nötige Geld, große Sprünge zu machen. Im Laufe der Jahrzehnte hatte Creel Milliarden für wohltätige Zwecke gespendet, weit mehr als andere Superreiche. Seinen Reichtum zu verteilen machte ihn froh, und er tat auch noch Gutes damit. Außerdem war es eine ehrenvolle Art und Weise, seine Mutter zu ehren und ihr die Unsterblichkeit zu verleihen, die sie verdiente. Doch mit guten Taten erreichte man auch noch etwas anderes: Man schuf sich hochgestellte Freunde, auf die man später zurückgreifen konnte. Creel hatte so ein Gefühl, als hätte er sich den Gouverneur von Kalifornien, ja sogar den ganzen Staat zu Freunden fürs Leben gemacht. Das war eine typische Win-Win-Situation, ein klassischer No-Brainer. Dafür waren 80 Millionen sogar noch ziemlich günstig.

Creel zog seine Rede aus der Tasche und ließ den Blick über die ihn verehrende Zuhörerschaft schweifen. Plötzlich fragte er sich, ob da draußen vielleicht eine brandneue Miss Hottie war. Er hatte seine Gründe gehabt, seine Frau zu Hause zu lassen. Was das betraf, war definitiv die Zeit für Veränderungen gekommen. Creels derzeitige Miss Hottie war von ihm gelangweilt, und ihre einzige Eigenschaft, die ihn interessierte, hatte schon lange ihre Anziehungskraft verloren. Creel beschloss, diesmal nach ein wenig mehr Hirn zu suchen, natürlich verbunden mit einem außergewöhnlichen Äußeren. Er liebte es, sich mit schönen Dingen zu umgeben.

Creel begann seine Rede mit einem Hinweis auf das Londonmassaker, wie die Medien es inzwischen so gefühllos nannten. Dann bat er um ein paar Augenblicke des Schweigens aus Respekt vor den Toten. Creel hielt es für eine nette Geste. Er senkte den Kopf und dachte sogar tatsächlich an die Toten und ihre Familien. Und dabei wurden wirklich und wahrhaftig seine Augen feucht. Es war schrecklich. Creel tat es leid, dass er dazu gezwungen gewesen war. Hätte es einen anderen Weg gegeben ... was für eine Tragödie. Die Welt war so verdammt kompliziert geworden, und Gut und Böse waren manchmal nur schwer auseinanderzuhalten.

Schließlich hob Creel wieder den Kopf und schaute in von Tränen schimmernde Augen. Es war ein magischer Augenblick. In diesen paar Sekunden war ein Band zwischen ihm und seinen Zuhörern entstanden. Sie waren nun enger zusammen. Wie nach jeder Katastrophe war die Welt auch nach dem Londonmassaker ein Stück mehr zusammengewachsen. Es war kein Zufall, dass die größten amerikanischen Präsidenten ihr Amt in Kriegszeiten ausgeübt hatten. Bewaffnete Konflikte hatten nun mal diese Wirkung. Entweder flog man in ungeahnte Höhen, oder man stürzte ab. Dazwischen gab es nichts, und nirgends konnte man sich verstecken. Es war der perfekte Ansporn, den die Geschichte zu bieten hatte. Nur durch Verlust, so glaubte Creel, erkannten die Menschen das wahre Potenzial des Lebens.

Als er gut zehn Minuten später seine Dankesrede beendete und an seinen Platz zurückkehrte, während er dankbar die stehenden Ovationen entgegennahm, dachte er kurz über Caesars Nachricht nach.

Es war wirklich ein bemerkenswerter Abend gewesen, selbst für ihn.

Caesar und Pender glaubten ohne Zweifel, dass es hier nur ums Geld gehe und dass die wirtschaftliche Rettung von Ares

das einzige Ziel der ganzen Sache sei. Sicher war das einer der Gründe, aber nicht der einzige, nicht einmal der wichtigste. Nur er, Nicolas Creel, wusste, warum er tat, was er tat. Hätten die Leute seine Motive gekannt, hätten sie ihm noch mehr applaudiert; dessen war er sicher. Manchmal heiligte der Zweck tatsächlich die Mittel. Dieses alte Klischee mochte heutzutage abgenutzt sein, aber es enthielt einen wahren Kern, von dem Creel glaubte, dass die meisten Menschen ihn bald erkennen würden.

*Ja, der Zweck heiligt die Mittel, aber nur, wenn der Zweck es auch wert ist.* Das aber war nur selten der Fall. Jede Unternehmung der Menschheit musste für sich bewertet werden. Egal ob es sich um die teure medizinische Behandlung eines Neunzigjährigen handelte, der ohnehin nur noch kurze Zeit zu leben hatte, oder um die Frage, ob ein Ölfeld nicht ausgebeutet werden durfte, um eine seltene Eulenart vor dem Aussterben zu bewahren. Auch der Einsatz von Billionen Dollar und das Opfer Hunderttausender Menschenleben, um in muslimischen Ländern einen Brückenkopf der Demokratie zu errichten, fielen in diese Kategorie. Solche Entscheidungen wurden jeden Tag gefällt. Und egal, wie diese Entscheidungen ausfielen - irgendjemand wurde in Mitleidenschaft gezogen. Oft starben Menschen, sehr viele Menschen, und Existenzen wurden zerstört, doch die Entscheidungen mussten nun einmal getroffen werden. Und genau das hatte Creel getan. Tatsächlich hatte er sogar mit mehr Umsicht und Verstand gehandelt als die meisten Regierungen, wenn sie ähnlich monumentale Projekte in Angriff nahmen. Vor allem hatte Creel eine Rückzugsstrategie für den Fall, dass sein Plan fehlschlug.

Auf dem Empfang, der der Preisverleihung folgte, lernte Creel mehrere Frauen kennen, die sich als zukünftige Geliebte eignen würden, nicht jedoch als Ehefrau - was das betraf, stand seine Entscheidung fest. Diese Frauen waren stets bei solchen Ereignissen anzutreffen, auch solche mit Abschlüssen



von Elite-Unis, und Creel war schlichtweg zu reich und hatte viel zu gute gesellschaftliche Kontakte, als dass man ihn einfach hätte ignorieren können.

Später, als die große, elegante Frau, die er für einen Drink erwählt hatte, in seine Limousine stieg, hatte Creel das Gefühl, dass in seinem Leben nie wieder etwas schiefgehen würde.

Er beschloss, dieses Gefühl so lange wie möglich zu genießen, denn er wusste sehr wohl, dass morgen schon alles anders sein könnte.

Ein kluger Mann wusste, dass der Sieg nie feststand, und ein noch klügerer Mann wusste auch, dass eine Niederlage nie total war, wenn man die Nachwirkungen in die richtige Richtung manipulieren konnte.

Und der klügste Mann von allen hatte sogar gewonnen, wenn er eigentlich verloren hatte.

Nicolas Creel hatte sich stets für solch einen Mann gehalten.

## ***Kapitel 44***

Als Katie im achten Stock aus dem Aufzug trat, legte sich eine große Hand auf ihre Schulter. Ihre erste Reaktion war, die Hand wegzuschlagen, doch als sie den Blick hob und in die Augen des breitschultrigen Mannes mit dem ernstesten Gesichtsausdruck sah, besann sie sich eines Besseren.

»Kommen Sie bitte mit«, sagte der Mann mit britischem Akzent.

»Warum?«

Der Griff des Mannes wurde stärker. Gleichzeitig gesellte sich ein weiterer Mann im Anzug zu ihnen, der noch größer und kräftiger war als der erste. Er hielt eine Dienstmarke in die Höhe, jedoch nur so kurz, dass Katie nicht erkennen konnte, was darauf stand.

»Wir haben ein paar Fragen an Sie«, sagte der zweite Mann.

»Gut, ich habe nämlich auch ein paar Fragen an Sie.«

Die beiden Männer nahmen Katie in die Mitte und führten sie den Gang hinunter. Eine Tür öffnete sich, und Katie wurde in ein kleines Zimmer geführt und aufgefordert, sich zu setzen. Doch sie blieb stehen und verschränkte trotzig die Arme vor der Brust. Einer der Männer seufzte.

»Wir sind in einer Minute wieder da.«

Sechzig Sekunden später kehrten sie mit einem weiteren Mann zurück. Der Neuankömmling war älter, kahl und trug einen zerknitterten Anzug, der dringend in die Reinigung gemusst hätte.

Der Mann setzte sich und winkte Katie, es ihm gleichzutun. »Wollen Sie etwas zu trinken?«, fragte er dabei.

»Nein«, antwortete Katie und setzte sich dem Mann gegenüber. »Ich will Shaw sehen, sonst nichts.«

Frank lehnte sich zurück und musterte sie. »Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, wenn ich Sie frage, woher Sie ihn kennen.«

»Doch, das macht mir was aus.«

Frank nickte einem seiner Männer zu, der Katie daraufhin die Handtasche entriss. Sie versuchte, die Tasche festzuhalten, doch der andere Mann hielt sie zurück. Börse und Pass wurden herausgeholt und an Frank weitergereicht.

Er schaute sich alles an. »Katie James ... Bei dem Namen klingelt etwas. Sie sind Reporterin, nicht wahr? Arbeiten Sie an einer Story über Shaw?«

»Nein, er ist ein Freund.«

»Seltsam. Ich kenne alle Freunde von Shaw, und Sie gehören nicht dazu.«

»Ich bin erst seit Kurzem mit ihm befreundet. Kann ich jetzt Ihre Marke oder einen Ausweis sehen? Schließlich will ich in dem Expose ja alles richtig haben.«

»Was für ein Expose?«, fragte Frank.

»Das ich erstellen werde, *wenn Sie mich nicht sofort gehen lassen!*«

»Was genau heißt seit Kurzem?«, fragte Frank ruhig.

Katie zögerte. »Seit Edinburgh.«

»Das hat er nie erwähnt.« Frank schaute sich den Pass genauer an. »Sie sind also den ganzen weiten Weg hierhergefliegen, um einen Freund zu sehen, den Sie erst *vor Kurzem* kennengelernt haben? Warum?«

»Wer zum Teufel sind Sie?«

»Warum sind Sie hier?«, wiederholte Frank.

»Lebt er, oder ist er tot?«

»Er lebt ... so gerade. Und nun beantworten Sie meine Frage.«

»Ich habe ihn gestern angerufen. Eine Frau hat sich gemeldet. Sie sagte, er sei ins Krankenhaus eingeliefert worden und werde operiert. Daraufhin bin ich hergekommen.«

»Ich verstehe. Und warum haben Sie ihn angerufen?«

»Könnte ich auch mal eine Frage beantwortet kriegen?«

»Nein. Warum haben Sie ihn angerufen?«

Katie blickte sich nervös um. Die beiden anderen Männer schauten sie ausdruckslos an. »Weil ich das von der Phoenix Group gehört habe.«

Das schien Frank gar nicht zu gefallen. »Was ist damit?«

»Jetzt kommen Sie aber!«, explodierte Katie. »Ich bezweifle, dass Sie noch nichts vom Londonmassaker gehört haben.«

»Was hat das mit Shaw zu tun?«

»Die Verbindung zu Shaw heißt Anna Fischer. Und ich sehe Ihnen an, dass Sie ebenfalls davon wissen. Also ziehen Sie keine Show ab.«

»Woher kennen Sie Miss Fischer?«

»Ist sie tot?«

»Woher kennen Sie die Frau, Miss James?«

Katie überlegte, ob sie dem Mann die ganze Wahrheit sagen sollte oder nicht. Sie entschied sich für etwas Erfundenes, das jedoch plausibel klang. »Ich habe eine Story über die Phoenix Group geschrieben. Dabei habe ich Anna kennengelernt und durch sie dann Shaw. Wir sind Freunde geworden.«

»Sie haben gesagt, Sie hätten Shaw in Edinburgh getroffen. Woher wussten Sie, dass er dort war?«

»Anna hat es mir erzählt.«

»Nein, hat sie nicht. Ich kann so gut wie Sie erkennen, wann jemand Blödsinn redet und wann nicht. Sie haben zwei Möglichkeiten: Entweder sagen Sie mir jetzt die Wahrheit, oder Sie können Ihr Temperament als Untersuchungshäftling in einem französischen Knast abkühlen. Da könnten Sie dann allerdings mehrere Jahre verbringen, ehe jemand sich daran erinnert, dass man Sie ja noch vor Gericht stellen muss. Und die französischen Gefängnisse sind nicht gerade für Sauberkeit bekannt.«

»Ich weiß. Vor fünf Jahren habe ich eine Story über die Müllhalden geschrieben, die sie hier Gefängnisse nennen. Das hat mir sogar einen Preis eingebracht. Aber sagen Sie mal ... was wollen Sie mir eigentlich vorwerfen? Die Franzosen fragen nämlich danach, bevor sie jemanden einbuchten.«

»Wie wäre es mit Dummheit und mangelnder Kooperationsbereitschaft?«

»Wie wäre es, mich zur amerikanischen Botschaft zu bringen? Ich kenne die Adresse auswendig.«

»Offenbar haben wir jetzt ein Patt.« Frank trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Werden Sie mir die Wahrheit sagen, wenn ich Sie Shaw besuchen lasse?«

Katie lehnte sich zurück. Mit einem Mal fühlte sie sich gar nicht mehr so trotzig und selbstsicher. Diesmal entschied sie sich für die Wahrheit. »Okay, ich war auf Urlaub in Edinburgh. Ich habe Shaw und einen anderen Mann in der Kapelle oben in der Burg gesehen. Sie verhielten sich irgendwie verdächtig.« Sie berichtete, was bei Gilmerton's Cove geschehen war, und erzählte, wie Shaw ihr das Leben gerettet hatte und wie sie der Spur gefolgt war, die Shaw im Hotel hinterlassen hatte. So sei sie dann auch auf Anna gekommen.

»Seltsam, dass er mir nichts davon erzählt hat.«

»Er hat diese Nacht nur knapp überlebt, und bis vor Kurzem wusste er nicht, dass ich Anna ausfindig gemacht hatte. Er war nicht gerade erfreut darüber. Genau genommen war er sogar ziemlich sauer.«

»Da bin ich sicher.«

»So, jetzt wissen Sie alles.« Katie zögerte. »Und? Wurde Anna ermordet?«

»Ja. Zusammen mit allen anderen in dem Gebäude.«

Katie schaute auf ihre Hände. »Warum? Das war doch nur ein Think-Tank. Anna hat gesagt, niemand schenke ihrer Arbeit auch nur die geringste Aufmerksamkeit.«

»Irgendjemand offenbar schon.«

»Weiß Shaw es schon?« Katie schaute Frank in die Augen.

»Nein«, antwortete Frank leise und mied ihren Blick.

»Wird er wieder gesund?«

»Er hat viel Blut verloren, aber die Ärzte sagen, die Operation sei gut verlaufen. Er ist außer Gefahr. Er ist ein zäher Bursche.«

Katie atmete tief durch. »Gott sei Dank.«

»Aber wenn er das mit Anna herausfindet ...«

»Jemand muss es ihm sagen.«

»Ja. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob das allzu bald sein sollte«, erwiderte Frank.

»Und wenn er im Fernsehen davon erfährt? Aus der Zeitung? Am Telefon?«

Frank schüttelte den Kopf. »Darum haben wir uns schon gekümmert.«

»Wird er sich denn nicht wundern, dass Anna nicht bei ihm im Krankenhaus ist?«

»Ich werde ihm sagen, ich hätte sie davon abgehalten.«

»Aber er wird mit ihr sprechen wollen, wenigstens am Telefon.« Katie hielt kurz inne. »Da fällt mir ein ... Ich kenne Ihren Namen noch gar nicht.«

Er zögerte. »Frank.«

»Vor- oder Nachname?«

»Einfach nur Frank.«

»Okay, Einfach-nur-Frank, die beiden sind verlobt. Shaw wird Ihnen keine Sekunde lang abkaufen, dass er Anna weder sehen noch sprechen kann.«

»Ich habe ja auch nicht behauptet, der Plan sei perfekt!«, explodierte Frank unvermittelt. »Er hat mich gebeten, Anna anzurufen, als er glaubte, sterben zu müssen. Und ich habe ihm versprochen, ihm den Gefallen zu tun, obwohl ich zu dem Zeitpunkt bereits wusste, dass Anna tot ist.« Er sprang auf und ging in dem kleinen Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, den Blick auf den Boden gerichtet.

»Kann ich jetzt zu ihm?«, fragte Katie. »Sie haben gesagt, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage, dürfte ich ihn sehen.«

Frank blieb stehen. Ohne einen Blick auf Katie zu werfen, nickte er seinen Männern knapp zu.

Als sie Katie hinausgeleiteten, rief Frank ihr hinterher: »Sagen Sie es ihm.«

Katie drehte sich um. »Was soll ich ihm sagen?«

»Sie hatten recht. Erzählen Sie ihm von Anna.«

Katie starrte ihn wie benommen an. »Ich? Ich ... kann nicht ...«

»Sie haben gesagt, er habe Ihnen das Leben gerettet. Und dass Sie seine Freundin seien. Also verhalten Sie sich auch so.«

Eine entsetzte Katie wollte etwas darauf erwidern, doch Frank warf ihr die Tür vor der Nase zu. Einen Augenblick später ging sie zu Shaws Zimmer.

Es kam ihr vor wie der lange, einsame Marsch zur eigenen Hinrichtung.

## *Kapitel 45*

Ein Nachtflug in seinem Privatjet hatte Nicolas Creel von Los Angeles nach Italien geführt, und nun spielte er Kapitän auf seinem riesigen Schiff, der *Shiloh*. Die Superjacht war länger als ein Fußballfeld, gut zwanzig Meter breit, und verfügte über neun opulent ausgestattete Decks. Allein Creels Suite bot deutlich mehr Platz als ein Durchschnittshaus. Die Jacht konnte bis zu 30 Gäste in schwelgerischem Luxus beherbergen. Es gab ein Schwimmbad, ein Kino, eine Disco, ein Fitnessstudio, einen Weinkeller, ein Basketballfeld, jedes erdenkbare Wasserspielzeug, zwei Helikopterlandeplätze und sogar ein U-Boot mit einer Kapazität von 40 Passagieren. Das U-Boot lag im Rumpf, sodass Creel unbemerkt kommen und



gehen konnte. Die Besatzung der *Shiloh* bestand aus mehreren Dutzend hervorragend ausgebildeten Profis.

Außerdem war die *Shiloh* ein extrem sicheres Schiff. Es gab Bewegungssensoren und sogar ein spezielles Raketenortungssystem. Und wenn sie in italienischen Gewässern ankerte, stellte die Regierung stets noch ein paar Polizeiboote zum Schutz zur Verfügung. Auch in Rom war man sich Creels Prestige und seiner politischen Kontakte bewusst.

Trotz ihrer Größe brachte die *Shiloh* es auf eine Höchstgeschwindigkeit von 25 Knoten, was es ihr ermöglichte, jedem Sturm zu entkommen.

Zog man das alles in Betracht, war der Preis von 300 Millionen Dollar geradezu ein Schnäppchen gewesen. Von allen seinen Wohnsitzen überall auf der Welt liebte Creel die *Shiloh* am meisten. Als junger Mann hatte er sich insgeheim stets nach dem Meer gesehnt und davon geträumt, die Welt als Seemann der Handelsmarine zu sehen.

Der maritimen Umgebung angepasst trug er an diesem Tag eine dunkelblaue Kapitänsjacke, eine cremefarbene Seemannshose und eine weiße Mütze. Er beobachtete, wie der Helikopter auf das Schiff zuhielt. Mit gut 100 Knoten schoss er im Tiefflug übers Wasser. Schließlich wurde er langsamer, ging in die Schwebe und landete punktgenau. Die Rotoren wurden langsamer. Dick Pender stieg aus dem Hubschrauber. Er trug einen breitrempigen Hut, eine große Sonnenbrille und einen langen Ledermantel. In der Hand hielt er einen schmalen Aktenkoffer, der vom Wind der Rotoren immer wieder gegen sein Bein geschlagen wurde.

Creel empfing ihn auf dem Achterdeck und führte ihn eine breite Treppe aus Teakholz hinunter in einen mit Walnussholz verkleideten Raum mittschiffs. Durch die großen Bullaugenfenster konnte man die italienische Küste sehen.

»Ist die Missus bei Ihnen?«, fragte Pender, zog Hut und Mantel aus und warf beides über einen Stuhl.

»Nein. Die Crew genießt ein wenig zu sehr ihre Angewohnheit, *nackt* zu baden. Sie ist in der Schweiz auf irgendeiner Wellnessfarm, um sich zu erholen. *Wovon* sie sich erholen will, weiß ich allerdings nicht.«

Pender schaute auf den Flatscreen an der Wand, wo gerade Szenen des Londonmassakers wiederholt wurden.

»Ziemliche Sauerei da drüben«, bemerkte Pender. »Sie waren offenbar fleißig.«

Creel verfügte über ausreichend Informationen, um Pender gleich mehrere Male fertigzumachen - und Pender wusste es. Deshalb sorgte Creel sich auch nicht, dass der Mann sich gegen ihn wenden könnte. Außerdem wusste niemand, dass Pender hier war. Er kam im Geheimen, und er würde im Geheimen wieder gehen. So arbeitete Creel nun mal.

»Fangen wir an.«

Pender breitete den Inhalt seines Aktenkoffers aus. »Ich nehme an, entsprechendes Material ist in der Phoenix Group zurückgelassen worden, korrekt?«

»Korrekt.«

»Gibt es Hinweise darauf, dass die Polizei sie sich angeschaut hat?«

»Um das sagen zu können, ist es noch ein bisschen früh, aber sie sind leicht zu finden. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

»Haben Sie einen Insider?«

Creel nickte.

»Als Sie mich angerufen und mir erzählt haben, was Sie über die Phoenix Group herausgefunden haben, kam mir das schon zu perfekt vor«, sagte Pender.

»Das habe ich auch gedacht«, gab Creel zu. »Aber es hat sich als richtig erwiesen, sonst hätte ich es nicht getan. Und jetzt erzählen Sie mir, was Sie geplant haben, um unsere nächste ›Wahrheit‹ an die Öffentlichkeit zu bringen.«

Pender griff nach einem Blatt Papier. »Um die Situation bestmöglich zu nutzen und eine optimale Verbreitung zu erreichen, empfehlen wir, zuerst ins Web zu gehen und die Story auf den Mainstreamseiten zu publizieren. Die großen Networks geben es zwar nicht gerne zu, aber sie trollen ständig durch die Blogs und suchen nach den besten Storys und Trends. Auf diese Weise kommt die Geschichte bodenständiger und amateurhafter rüber. Das verleiht ihr zusätzliche Glaubwürdigkeit und erregt keinen Verdacht.«

Creel nickte. »So profitieren wir bestmöglich von dem Clou, wem die Phoenix Group wirklich gehört - und das wiederum passt hervorragend zu dem, was über die Entdeckungen in London durchsickern wird.«

»Genau so habe ich mir das gedacht. Wir haben die Enthüllung der Besitzverhältnisse *und* die sensationellen Erkenntnisse über die Aktivitäten, die sich dort abgespielt haben. Natürlich wird man das dementieren«, fügte Pender hinzu.

»Natürlich«, sagte Creel. »Aber das wird die Glaubwürdigkeit nur umso größer machen. Wer dementiert, verliert.«

»Ihre Aktionen sind perfekt.«

»Sie sind noch nicht abgeschlossen«, erwiderte Creel geheimnisvoll.

»Wann kommt Ihre undichte Stelle ins Spiel?«

»Sie ist bereit. Wenn ich die Zeit für reif halte, werde ich den Abzug betätigen.«

»Kann man ihr vertrauen?«

»Das ist keine Frage des Vertrauens.«

»Und nachdem sie ihre Arbeit getan hat?«

»Werde ich entscheiden, was zu tun ist, Dick.«

»Nach meiner Erfahrung ...«, begann Pender, doch Creel schnitt ihm das Wort ab, indem er sich eine Zigarre entzündete, sich von ihm abwandte und zu einer Karaffe ging.

»Darf ich Ihnen ein Glas Port anbieten? Ich habe Portwein schon immer als äußerst hilfreich beim Pläneschmieden empfunden.«

»Ich bin sicher, Ihr Port ist besser als der jedes anderen«, erwiderte Pender und lächelte.

Ein Schiffshorn ertönte.

Pender schaute aus dem Steuerbordbullauge und sah eine Barkasse anlegen. Gut ein Dutzend aufgeregte Kinder in schäbigen Kleidern stürmte an Bord.

Creel erwiderte das Lächeln nicht. Er stand auf, strich seine Kapitänsjacke glatt und zog die Mütze zurecht. Wegen dieser Kinder hatte er heute die Uniform angelegt.

»Das sind italienische *bambini* aus einem hiesigen Waisenhaus«, erklärte er. »Ihr Leben ist eintönig. Deshalb lade ich sie jedes Mal ein, wenn wir hier vor Anker liegen. Dann gibt es gutes Essen, neue Kleidung, Spielzeug und Spaß. Kinder haben ein Recht auf ein bisschen Spaß.«

»Sehr großzügig von Ihnen.«

»Deshalb habe ich meine Frau nicht mitgebracht. Es ist ihr auf diesem Boot unmöglich, die Kleider anzubehalten, selbst wenn Kinder in der Nähe sind. Ich meine, Erwachsene sind eine Sache ... Meinetwegen kann die Crew sie begafften, aber Kinder? Das ist einer der verabscheuungswürdigeren Aspekte ihrer Persönlichkeit. Hätte ich das vor der Hochzeit gewusst ... nun ja.«

»Ja, auch Allwissenheit hat ihre Grenzen.« Pender konnte sein Grinsen nicht verbergen.

Creel starrte ihn an. »In letzter Zeit nehmen Sie sich mir gegenüber Freiheiten heraus, auf die Sie kein Anrecht haben, Dick.«

Pender schaute ihn überrascht an. »Tut mir leid, Mr. Creel. Ich hatte nicht die Absicht ...«

Creel stellte ein Glas Port vor ihn hin. »Übrigens, das *ist* der beste Port, den man für Geld kaufen kann.«

Pender wurde bleich und hob das Glas.

Creel sagte: »Auf eine bessere Welt.«

»Auf eine bessere Welt«, murmelte Pender nervös.

»Schauen Sie nicht so finster drein, Dick. *Sooo* ernst habe ich es nun auch wieder nicht gemeint.«

Dieser Kommentar schien Pender ganz und gar nicht zu beruhigen.

»Ich bin in ein paar Minuten zurück, sobald die Kinder beim Essen sind«, sagte Creel. »Anschließend nehme ich die Kleinen auf eine U-Bootfahrt mit.«

»Sie haben ein *U-Boot*?«

»Ich habe alles, Dick. Ich dachte, das wüssten Sie.«

»Ja, aber italienische Waisenkinder auf einem privaten U-Boot?«

»Wenn man alles hat, muss man teilen«, fügte Creel im Brustton der Überzeugung hinzu.

Während Creel nach oben ging, um seine jungen Gäste zu begrüßen, machte Pender sich wieder an die Arbeit. Doch ein Teil seines Verstandes beschäftigte sich mit der Merkwürdigkeit der Menschheit im Allgemeinen und der Eigentümlichkeit eines superreichen Mannes im Besonderen. Außerdem beschloss er, sich nie, *nie* wieder als gleichgestellt mit einem Milliardär zu betrachten. Das könnte tödlich enden.

Natürlich stimmte es, dass nur sehr wenige Menschen auf der Welt tun konnten, was Pender zu tun imstande war. Aber es gab nur *einen* Nicolas Creel.

## ***Kapitel 46***

Shaw schlug langsam die Augen auf. Das Erste, was er sah, war eine kleine Kommode an der Wand gegenüber. Als er den Kopf nach rechts drehte, fiel sein Blick auf ein Paar wohlgeformter Beine neben der Tür.

Shaw lächelte, obwohl die Wirkung der Schmerzmittel allmählich nachließ und er das Gefühl hatte, als hätte man ihm den linken Arm amputiert.

»Anna?«, sagte er und versuchte, den gesunden Arm nach ihr auszustrecken.

Die Beine bewegten sich vorwärts, sodass er sie nun deutlicher sehen konnte.

»Ich bin es. Katie. Katie James. Erinnern Sie sich an mich?«, fragte sie verlegen. Ihr drohte tatsächlich die Stimme zu versagen.

O Gott, er hat mich für Anna gehalten!

Katie blieb neben dem Bett stehen. Langsam drehte Shaw den Kopf, sodass er sie ansehen konnte.

Mit stockender Stimme und von Medikamenten vernebeltem Verstand fragte er: »Was machen Sie denn hier?«

Katie war für einen Moment wie gelähmt. An die Frage hatte sie gar nicht gedacht. Ja, weshalb war sie eigentlich hier? Außer wegen Anna? Sie riss sich zusammen.

»Ich habe auf Ihrem Handy angerufen, und eine Krankenschwester hat sich gemeldet. Sie hat gesagt, Sie seien verletzt worden. Also bin ich gekommen, um ... äh, nach Ihnen zu sehen. Ich wollte mich vergewissern, dass es Ihnen gut geht.«

»Deshalb sind Sie extra nach Paris gekommen?«

»Ich war ohnehin gerade in London«, log Katie. »Da ging es schnell.«

Katie zog sich einen Stuhl heran, legte ihre Handtasche auf den Nachttisch und setzte sich neben Shaw. Sie schob die Hände durch das Gitter an seinem Bett und nahm seine kräftigen Finger. Sie sah den großen, an den Rändern blutigen Verband an seinem linken Arm und die blauen Flecken und Kratzer auf seinem Gesicht und am Hals.

»Mein lieber Mann, Sie sehen ja wirklich fertig aus! Aber die Ärzte sagen, Sie werden wieder gesund.«

»Wo ist Anna?«, fragte Shaw benommen.

Katie setzte an, es ihm zu sagen, doch sie konnte nicht. Es wollte ihr einfach nicht über die Lippen kommen. Die Nachricht würde ihn umbringen. »Ich weiß es nicht genau. Wurde sie denn kontaktiert?«

Shaw nickte geistesabwesend. »Ich habe es Frank gesagt. Er hat sich darum gekümmert.«

Dann zuckte er plötzlich zusammen und umklammerte seinen linken Arm. Offenbar hatte er heftige Schmerzen.

Katie schaute sich verzweifelt um, sah den Rufknopf und drückte ihn. Eine Krankenschwester meldete sich. Katie sprach mit ihr, und eine Minute später erschien die Frau. Starke Schmerzmittel wurden in die Infusion gespritzt, und Shaw schlummerte ein.

Katie hielt ihm weiter die Hand, trat ihre Schuhe von den Füßen, lehnte sich gegen das Gitter und beobachtete, wie Shaws Brust sich hob und senkte.

Sie saß einfach nur da, ohne zu bemerken, wie die Zeit verstrich. Erschöpft von ihrer Reise und vom Schlafmangel fielen ihr schließlich die Augen zu. Noch mehr Zeit verging, während Katie und Shaw fest schliefen. Dann schlug Katie wieder die Augen auf und sah, dass Shaw sie anschaute. Zögernd ließ sie seine Hand los und lehnte sich zurück.

»Wie fühlst du dich? Ich darf doch Du sagen?«, fragte sie leise.

»Sicher. Warum bist du hierhergekommen?« Sein Tonfall war hart und traf sie wie ein Schlag. Der von den Schmerzmitteln hervorgerufene Nebel hatte sich eindeutig aufgelöst.



»Das habe ich dir doch gesagt. Du hast mir das Leben gerettet, da bin ich es dir schuldig«, erwiderte sie lahm und wünschte sich im selben Augenblick, sie hätte nicht so dumm dahergeredet. Shaw schien mitten in sie hineinzuschauen, bis tief in ihre Seele an einen Ort, an den auch sie selbst sich nur selten vorwagte. Das war nervenzermürend.

»Hast du Hunger? Durst?«, fragte Katie rasch und in der Hoffnung, mit solch alltäglichen Dingen dem bohrenden Blick entkommen zu können.

»Wo ist Frank? Du musstest an ihm vorbei, um zu mir zu kommen.«

»Er ist hier irgendwo.«

Shaw versuchte aufzustehen, doch Katie drückte ihn sanft wieder nach unten.

»Überall stecken Schläuche in dir«, warnte sie ihn. »Bleib still liegen, bevor du etwas kaputt machst.«

»Ich will Frank sehen!«, rief Shaw. »Ich will wissen, wo Anna ist!«

»Ich gehe ihn suchen.«

Katies Mund war ausgetrocknet. Shaw funkelte sie vorwurfsvoll an, als hätte sie ein Verbrechen begangen, und tatsächlich fühlte Katie sich auch so. Sie hatte ihn angelogen, und sie wusste, dass er es spürte.

Beinahe wäre sie gerannt, als sie das Zimmer verließ.

»Und? Haben Sie es ihm gesagt?«, fragte Frank im gleichen vorwurfsvollen Tonfall wie Shaw.

»Er ist so schon verletzt und deprimiert genug«, sagte Katie.  
»Es wäre nicht richtig, es ihm jetzt zu sagen.«

Frank schien nicht überzeugt, widersprach ihr aber nicht.

»Er möchte Sie sehen«, sagte Katie.

»Da bin ich sicher. Aber ich kann ihm nicht sagen, was er hören will.«

»Was sollen wir jetzt tun?«

Frank schaute sie ungläubig an. »Was denn? Wollen Sie jetzt eine Manöverkritik von mir?«

»Wenn er weiter für Sie arbeitet, wird er früher oder später draufgehen. Das wissen Sie doch, oder?«

»Es ist ein gefährlicher Beruf. Wir versuchen allerdings, so vorsichtig zu sein, wie wir können.«

»Gehört zu Ihrer Vorsicht auch, dass Ihre eigenen Männer auf ihn schießen? Das scheint mir doch ein wenig übertrieben, selbst in Ihrem sogenannten Beruf.«

Frank funkelte sie an. Er wollte gerade etwas sagen, als draußen auf dem Gang Tumult entstand. Katie und Frank eilten hinaus und in Richtung von Shaws Zimmer. Schreie gellten, und ein Krachen verriet, dass ein Tisch umgestoßen worden war. Eine Tür flog auf, und mehrere Paar Füße rannten über den Fliesenboden.

Ein weiterer Schrei übertönte alle anderen.

»Das ist Shaw!«, rief Frank. »Was zum Teufel ist da los?«

Katie starrte auf ihre Hände. »O Gott!«

»Was?«, brüllte Frank.

»Meine Handtasche. Ich habe meine Handtasche in seinem Zimmer gelassen. Mein Handy war da drin. Es ist internetfähig.« Katie wurde kreidebleich.

»Verdammter Mist!« Frank rannte los.

Sie bogen um die Ecke und blieben stehen.

Shaw stand am anderen Ende des Gangs. Er hatte sich das Krankenhaushemd fast heruntergerissen; Blut lief seinen Arm hinunter, und die Schläuche hingen an ihm herab. Katie sah ihr Handy in seiner blutigen Hand.

Dann schaute sie in sein Gesicht. In Shaws Augen lag eine Qual, wie Katie sie noch nie bei einem Menschen gesehen hatte.

»Shaw!«, rief sie und rannte zu ihm.

Als sie ihn erreichte, war Shaw auf die Knie gesunken. Sie schlang die Arme um ihn, und Tränen rannen ihr übers Gesicht.

»Anna!«, rief Shaw. »Anna!« Er schien Katie nicht einmal zu bemerken.

»Es tut mir leid. Es tut mir ja so leid«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »O Gott, es tut mir leid.«

Hände versuchten, Katie von ihm wegzuziehen. Leute schrien sie auf Französisch an, doch sie wollte nicht loslassen. Sie konnte nicht.

Dann brüllte eine Stimme sie auf Englisch an: »Er wird verbluten! Lassen Sie ihn los! Sie bringen ihn ja um!«

Sofort löste Katie ihren Griff und wich zurück, starrte Shaw aber weiterhin an, während Krankenpfleger ihn auf eine Trage hoben und wegführten.

Frank starrte Katie düster an, bückte sich, hob das Handy auf, das Shaw hatte fallen lassen, und warf es ihr zu.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe, Miss James!«, knurrte er. »Warum bringen Sie beim nächsten Mal nicht gleich eine Knarre mit und jagen ihm eine Kugel durch den Kopf? Das geht schneller.« Damit stapfte er davon.

Katie schaute ihm hinterher und blickte dann ängstlich auf das Handydisplay. In großen Lettern prangte dort das Schlagwort »Londonmassaker«. Katie schleuderte das Nokia den Gang hinunter und ließ sich auf den Boden sinken, während ihr wieder Tränen übers Gesicht rannen.

## ***Kapitel 47***

Langsam zog Shaw sein Hemd an, wobei er vor allem auf den dicken Verband um seinen linken Arm achtete. Die Wunde war so tief und breit, dass der Chirurg die Haut hatte zusammentackern müssen. Auch eine plastische Chirurgin hatte man hinzugezogen, und sie hatte ihr Bestes getan. Trotzdem würden Narben zurückbleiben, hatte sie Shaw gesagt, aber das kümmerte ihn nicht im Mindesten.

»Später können wir noch einmal operieren, nachdem wir die Klammern entfernt haben. Dann lässt sich das noch verbessern«, erklärte die Frau.

»Nein«, erwiderte Shaw, ohne zu zögern. Er konnte noch immer eine Waffe abfeuern, und im Augenblick zählte nichts anderes für ihn.

Zum Glück hatte das Sägeblatt seine Sehnen verfehlt, und auch Nerven waren nicht verletzt worden. Trotzdem hatte der Arzt zu Shaw gesagt: »Hätte das Blatt Sie einen Zentimeter weiter links oder rechts erwischt, würden wir dieses Gespräch jetzt nicht führen.«

Es würde eine Weile dauern, bis Shaw wieder ganz bei Kräften war, aber der Arzt versicherte ihm, er werde vollständig genesen.

»Ich möchte nach London, heute noch«, sagte Shaw zu Frank, als er im Krankenzimmer die Tasche packte.

Frank setzte sich. »Lass mich raten warum.«

»Wie schnell komme ich dorthin?«

»Dank des Tunnels ist man heutzutage mit dem Zug schneller als mit dem Flugzeug. Mit der Bahn bist du schon in London, bevor du in De Gaulle auch nur durch die Passkontrolle bist.«

»Was ist mit einem Privatflieger?«

»Tut mir leid, im Augenblick habe ich keinen zur Verfügung.«

»Dann besorg mir eine Bahnfahrkarte. Möglichst früh, noch heute Nachmittag.«

»Willst du das wirklich tun?«

»Besorg mir die Fahrkarte, Frank.«

»Okay, und was dann?«

»Wo ist Katie James?«

Frank schaute ihn überrascht an. »Warum?«

»Ich möchte mich bei ihr bedanken.«

»Hast du den Verstand verloren? Nach allem, was sie getan hat?«

»Sie ist um die halbe Welt geflogen, um sich zu vergewissern, dass es mir gut geht. Wo ist sie?«

»Woher soll ich das wissen? Ich bin doch nicht ihr Wachhund. Ich habe mit dir schon genug zu tun.«

»Sag mir einfach, wo sie ist«, blieb Shaw beharrlich.

»Bin nicht *ich* derjenige, der hier Befehle geben sollte, während du sie befolgst?«, erwiderte Frank gehässig.

»Damit war es in dem Moment vorbei, als Anna gestorben ist. Das kümmert mich jetzt einen Scheißdreck. Wo ist Katie?«

»Ich habe dir doch schon gesagt, ich ...«

Shaw unterbrach ihn: »Du lässt niemanden einfach so gehen. *Wo ist sie?*«

Frank schaute zum Fenster hinaus. »Sie ist in der Wohnung eines Freundes an der Rue de Rivoli, nicht weit vom Rathaus. Sie wohnt dort, während der Kerl auf dem Land ist.«

»Ich brauche die Adresse. Kannst du mir einen Wagen besorgen?«

»Kannst du mit deinem kaputten Flügel denn fahren?«

»Solange der Wagen Automatik hat.«

Frank half Shaw in die Jacke, und Shaw nahm sich die Tasche.

Frank sagte: »Hör mal, das mit Anna tut mir wirklich leid, Shaw. Und ob du's glaubst oder nicht, ich wollte dich heiraten lassen. Jetzt kannst du dir erst einmal freinehmen, so lange du willst.«

Ein Schatten huschte über Shaws Gesicht. »Warum erzählst du mir das jetzt? Und warum bist du auf einmal so nachsichtig?«

Frank trat ans Fenster und drehte sich dann wieder um. »Ich wollte nur mal nach Skinheads schauen«, bemerkte er lächelnd.

»Warum, Frank? Du hasst mich, und ich hasse dich. Das ist zwar keine sonderlich tolle Arbeitsbeziehung, aber wenigstens sind die Regeln klar.«

Frank ließ sich wieder auf den Stuhl sinken und starrte an die Wand. »Wie bin ich eigentlich bei diesem tollen Verein gelandet?«

»Sag du's mir.«

Er schaute zu Shaw. »Ich hatte die gleiche Wahl wie du, und ich bin immer noch hier.«

Shaw sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Du bist auch gezwungen worden? Hast du mir das deshalb reingewürgt? Damit ein anderer genauso leidet wie du?«

»Ja! Und nur der Vollständigkeit halber ... Ich hasse dich noch immer.«

»Danke, Frank. Und ich dachte schon, mein Leben könnte besser nicht mehr werden.«

Frank starrte auf seine fleischigen Hände. »Sie muss dich wirklich geliebt haben. Ich hatte nie so jemanden.«

»Tja, jetzt habe ich auch niemanden mehr.« An der Tür blieb Shaw noch einmal kurz stehen. »Ist Annas Leiche noch in der Gerichtsmedizin?«

Frank nickte. »Sie haben noch keinen der Toten freigegeben. Laufende Ermittlungen und so«, fügte er unnötigerweise hinzu.

»Sie hätte sich gewünscht, zu Hause in Deutschland beerdigt zu werden. Ich bin sicher, ihre Eltern arrangieren bereits alles.« Ein Teil von Shaw konnte nicht verstehen, dass er so ruhig blieb und so sachlich über Annas Beerdigung sprach. Plötzlich hatte er das Gefühl, dass seine Haut Feuer fing, wenn er nicht sofort an die frische Luft kam.

Frank folgte ihm hinaus. »Wirst du jetzt zu Katie James fahren?«

»Ja.«

»Möchtest du, dass ich mitkomme?«

»Nein.« Shaw blieb stehen und hielt sich den verletzten Arm. Offenbar litt er Schmerzen.

Frank legte ihm die Hand auf die Schulter. »Tut mir leid, dass das mit den Nazis so schiefgelaufen ist«, sagte er, und sein Tonfall legte nahe, dass er es ernst meinte. »Das wird nicht noch einmal passieren.«

»Jaja.«

Frank tätigte einen Anruf, als sie zu dem Wagen gingen, der unten an der Straße auf Shaw wartete. Er schrieb etwas auf



ein Stück Papier und reichte es Shaw. »Katie James' Adresse.«

»Danke.«

Shaw setzte sich auf den Fahrersitz; dann steckte er noch einmal den Kopf zum Fenster heraus. »Ruf mich an, wenn du weißt, wann der Zug geht.«

Frank nickte mürrisch. »Du willst dir nur Annas Leiche ansehen, ja? Dem Tatort wirst du dich nicht nähern, oder?«

»Bis später.«

»Verdammt, Shaw, du darfst nicht mal in die Nähe der Phoenix Group! Hast du verstanden?«

»Ich habe einen Vorschlag für dich, Frank. Einen Vorschlag, der so gut ist, dass du nicht ablehnen kannst. Willst du ihn hören?«

Frank beäugte ihn misstrauisch. »Ich weiß nicht ... will ich?«

»Du lässt mich ein bisschen bei der Phoenix Group herum-schnüffeln ...«

»Shaw ...«, begann Frank, doch Shaw redete einfach weiter.

»... und ich werde für diesen Royce vom MI5 an der Russensache arbeiten.«

»Ich glaube nicht, dass ...«

Shaw unterbrach ihn erneut: »Ich lege sogar noch einen drauf. Du lässt mich das tun, und ich arbeite für dich, bis ich tot umfalle.«

Frank schwieg einen langen Augenblick. »Und was ist mit deinen Ruhestandsplänen?«, fragte er dann.

Shaws Blick war hilflos und drohend zugleich. »Was soll ich denn jetzt noch im Ruhestand? Sind wir im Geschäft?«

Frank zögerte. »Ja.«

Er wollte noch etwas sagen, doch die Reifen des Wagens kreischten, und Shaw war weg.

Frank drehte sich um und ging auf der Suche nach einer Kneipe die Straße hinunter. Er brauchte etwas zu trinken.

## *Kapitel 48*

Ein Hauch vom Licht der aufgehenden Sonne mogelte sich durch die Jalousien, schlich über den Boden und legte sich kurz auf den nackten Schenkel, der unter dem Laken hervorlugte. Anschließend wanderte das Licht übers Bett und wieder auf den Boden, wo es kurz die leere blaue Ginflasche streifte, die dort lag. Tropfen brachen das Licht und ließen bunte Flecken über die Decke tanzen.

Die Dämonen hatten Katie James schließlich doch noch eingeholt. Die letzten paar Tage waren in einem Saufgelage gigantischen Ausmaßes untergegangen, sodass sie sich später nur an das Gefühl der Scham erinnern konnte. Und an den übelsten Kater, den sie je gehabt hatte.

Während ein Albtraum sie plagte, sodass sie sich hin und her warf, trat Katie das Laken weg und lag nur noch in einem langärmeligen T-Shirt und weiter Turnhose da. Schweiß stieg aus ihren Poren und durchnässte den Stoff. Schließlich normalisierte ihre Atmung sich wieder und wurde schließlich so

langsam und flach, dass nur das kaum merkliche Heben und Senken ihrer Brust verriet, dass sie noch lebte.

Katie hörte die Türklingel nicht und auch nicht das anschließende Klopfen, das zu einem lauten Hämmern wurde. Jemand rief ihren Namen, doch sie hörte es ebenso wenig wie das Geräusch der sich öffnenden Tür oder die Schritte, die ihr kleines Wohnzimmer in Richtung Schlafzimmer durchquerten. Sie fühlte nicht die Gegenwart des Eindringlings, und sie spürte auch nicht, wie er das Laken aufhob und sie damit zudeckte.

Das Knarren der Bettfedern, als der Besucher sich setzte, weckte sie ebenfalls nicht. Das leise Rufen ihres Namens? Fehlanzeige. Das sanfte Schütteln ihrer Schulter? Keine Reaktion.

Aber das Glas Wasser, das ihr ins Gesicht geschüttet wurde ... ja, *das* erregte die Aufmerksamkeit der jungen Dame.

Prustend setzte sie sich auf und rieb sich Augen und Nase.

»Was ...«, begann sie wütend, bis sie Shaw erkannte, der noch immer das leere Glas in der Hand hielt.

Katie hustete und würgte, denn ein Teil des Wassers hatte seinen Weg in ihre Luftröhre gefunden. »Wie ... bist du hier reingekommen?«

»Ich habe geklingelt, an die Tür geklopft und deinen Namen gerufen. Du hast keinen Mucks von dir gegeben. Ich dachte schon, dass keiner hier ist, bis ich dich auf dem Bett habe liegen sehen.«

Katie rieb sich die pochenden Schläfen. »Ich habe ... einen guten Schlaf.«

Shaw hob die leere Ginflasche auf. »Ja. Und ich glaube, ich weiß warum.« Er fand eine zweite Flasche, eine dritte und eine vierte.

»Du mischst Gin, Bourbon und Scotch?«

»Wenn man in Schottland ist ... Du weißt schon.«

»Wir sind aber in *Frankreich*.« Shaw runzelte die Stirn.

Katie fuhr sich mit der Hand durch die zerzausten blonden Haare und gähnte. »Ach so, ja ... Paris«, sagte sie geistesabwesend. Dann drang irgendwas in ihren von Alkohol vernebelten Geist. »O Gott ... *richtig!*« Rasch richtete sie sich auf. »Shaw, es tut mir leid. Alles tut mir schrecklich leid. Das dumme Handy, und dass ich dich angelogen habe ...« Sie hielt kurz inne. »Und Anna.«

Shaw nahm sich die Zeit, die leeren Flaschen in Reih und Glied auf den Schreibtisch zu stellen. »Eigentlich wollte ich mich bei dir bedanken, dass du extra gekommen bist, um zu sehen, wie es mir geht.«

Das überraschte Katie. »Du brauchst dich nicht zu bedanken, besonders nicht nach gestern im Krankenhaus. Das war doch gestern, oder?«

»Nein, vor fünf Tagen.«

Katie riss die Augen auf. »Fünf Tage! Ist das ein Scherz?«

Shaw ließ seinen Blick über die leeren Flaschen schweifen. »Fühlt dein Kopf sich an, als würde ich scherzen?«

Katie blickte ihn an; dann starrte sie auf die Flaschen und ließ sich wieder aufs Bett sinken. »Ich habe sechs Monate lang keinen Tropfen mehr getrunken. Ist das zu glauben?«

Auch Shaw schaute wieder auf die Flaschen. »Nein.«

Katie stöhnte. »Es ist aber wahr. Ich ... Ich kann's nicht fassen, dass ich das getan habe. Ich kann einfach nicht glauben, dass ich schon wieder vom Wagen gefallen bin.«

Shaw schaute sich die Flaschen zum dritten Mal an. »Das war kein Wagen, das war eine *Klippe*. Ich warte nebenan. Dusch dich und zieh dich an. Dann werde ich uns ein Frühstück besorgen.« Er ging zur Tür.

»Warte! Müsstest du nicht im Krankenhaus sein?«

»Mit Krankenhäusern bin ich fertig.«

»Meinst du wirklich?«, erwiderte Katie zweifelnd und beäugte die dicke Wölbung unter seinem linken Jackenärmel.

»Ich fahre später durch den Eurotunnel nach London. Aber zuerst wollte ich mit dir über Anna reden.«

»Was willst du wissen?«

»Warum jemand sie töten wollte.«

Katie schaute ihn mit leerem Blick an. »Darüber weiß ich nichts.«

»Das glaubst du vielleicht. Aber als du sie besucht hast, hast du womöglich etwas gesehen oder gehört, was mir weiterhelfen könnte.«

»Meinst du wirklich, du bist schon wieder fit genug, so eine Aufgabe anzugehen?«

Shaw drehte sich um und schaute sie fest an. Seine Augen waren so blau und ausdrucksvoll, dass Katie unwillkürlich den Atem anhielt und sich die Fingernägel in die Handflächen

grub wie ein nervöses Schulmädchen, das tierisch Mist gebaut hatte und vor den Direktor zitiert worden war.

Mit ruhiger Stimme sagte Shaw: »Mein Leben ist vorbei, Katie. Aber wer immer Anna das angetan hat, wird sterben. Und zwar bald.«

Katie sträubten sich die Nackenhaare, und zum ersten Mal seit Jahren bekam sie doch tatsächlich eine Gänsehaut. Plötzlich dröhnte ihr der Schädel, und ihr Magen drehte sich.

»Und jetzt zieh dich an«, sagte Shaw. »Bitte.«

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, rannte Katie ins Bad und kotzte sich die Seele aus dem Leib.

## *Kapitel 49*

Sie aßen draußen in einer kleinen Brasserie, von der aus man über die Seine zum Quai de Gesvres blicken konnte. Hätte Katie ihren Hals ein wenig gereckt, hätte sie die Türme von Notre Dame inmitten des berühmten Flusses sehen können. Der Louvre lag knapp einen Kilometer westlich von ihnen, und der Ort, wo einst die Bastille gestanden hatte, befand sich nur ein kleines Stück in östlicher Richtung.

Der Kaffee war stark, das Brot warm und das einfache Eiergericht so geschmackvoll, wie nur die Franzosen es hinkommen.

»Du hast sie in London kennengelernt«, sagte Shaw. »In ihrem Büro? Ihrer Wohnung?«

»Zum ersten Mal haben wir uns in einem Cafe getroffen und sind dann in ihr Büro gegangen.«

»Ist dir irgendwas ungewöhnlich vorgekommen?«

Katie zuckte mit den Schultern und nahm vorsichtig eine Gabel Ei, während ihr Magen Purzelbäume schlug. »Der Laden sah gewöhnlich und ungewöhnlich zugleich aus. Ein schönes altes Reihenhause in einer ruhigen Straße im Herzen Londons, voller Gelehrter, die Dinge schreiben, die niemand liest ... zumindest war das Teil von Annas Beschreibung.« Sie schaute zu Shaw. »Warst du jemals dort?«

Shaw nickte. »Vor ungefähr einem Jahr habe ich sogar mal im Grundbuch nachgeschaut, was das Haus wert ist. Willst du raten?« Katie schüttelte den Kopf, biss in ein Stück Toast und schaute Shaw neugierig an. »Sechzehn Millionen Pfund«, erklärte Shaw.

Katie wäre fast der Toast aus dem Mund gefallen. »Das sind ja über dreißig Millionen Dollar!«

»Stimmt. Und das war nur der Kaufpreis vor zehn Jahren. Inzwischen ist es mit Sicherheit deutlich mehr wert.«

»Wie lange hat Anna da gearbeitet?«

»Fünf Jahre. Sie war eine der Chefanalystikerinnen. Eine der besten, die sie hatten.«

»Da bin ich sicher. Sie hat mir in Umrissen erklärt, was sie da machen. Aber wem gehört die Phoenix Group?«

»Irgendeinem reichen Amerikaner, hat Anna mir gesagt, der zurückgezogen in Arizona lebt - daher der Name. Allerdings hat sie immer geglaubt, es hätte etwas mit dem mythischen Vogel zu tun.«

»Dem, der niemals stirbt«, sagte Katie und errötete, als sie bemerkte, wie Shaw sie anschaute.

»Was das betrifft, hat der Name sich nicht gerade als passend erwiesen, nicht wahr?«, bemerkte er.

Rasch sagte Katie: »Aber es muss mehr hinter der Phoenix Group stecken, als bekannt ist. Wir müssen herausfinden, wer oder was genau das ist.«

»Nein, *ich* muss es herausfinden.«

»Ich dachte, wir würden zusammenarbeiten.«

»Da hast du falsch gedacht.«

»Ich will aber auch wissen, was genau mit Anna passiert ist.«

Shaw schüttelte den Kopf. »Was kannst du mir sonst noch sagen?«

»Warum sollte ich dir jetzt *überhaupt* noch etwas sagen?«

»Weil ich dich höflich darum gebeten habe.«

Erneut schaute Shaw ihr in die Augen, und Katie spürte, wie sie zu zittern begann.

»Na ja ...«, sagte sie nach kurzem Zögern. »Als ich gehen wollte, habe ich all das Forschungsmaterial auf ihrem Schreibtisch gesehen.«

»Das lag immer da rum. Das war ihr Job.«

»Nein, das meine ich nicht. Es drehte sich alles um ein einziges Thema: die Rote Gefahr.«

Shaw beugte sich vor. »Hast du sie danach gefragt? Hat sie für die Phoenix Group an dieser Sache gearbeitet?«



Katie schüttelte den Kopf. »Anna sagte, sie sei bloß neugierig. Es sei eine Art Freizeitprojekt.«

»Als wir in Dublin gewesen sind, war sie sehr an dieser Organisation interessiert, dem R.I.C. Sie hat online danach gesucht, aber nicht viel gefunden.«

»Offenbar war sie immer noch sehr neugierig, was das betraf.« Einen Moment lang schaute Katie nachdenklich drein. »Du glaubst nicht, dass ihr Arbeitgeber etwas damit zu tun hatte, oder? Dass Anna herauszufinden versucht hat, wer hinter der Kampagne steckt? Denn wenn sie im Auftrag der Phoenix Group daran gearbeitet hat ... Könnte das die Schieberei erklären?«

Shaw holte eine Visitenkarte aus seiner Tasche und schaute sie sich an. Edward Royce, MI5. Der Mann, mit dem er auf Franks Wunsch beim Thema Rote Gefahr zusammenarbeiten sollte. Royce war in London stationiert. Shaw glaubte keine Sekunde daran, dass die Phoenix Group die Rote Gefahr untersucht hatte und dass dies der Grund für das Massaker war. Doch Royce hatte wahrscheinlich die notwendigen Beziehungen, um Shaw in das Gebäude zu bekommen, wenn er ihm versprach, ihm bei der Roten Gefahr zu helfen.

»Anna hätte es mir gesagt, wenn sie für Phoenix an der Sache gearbeitet hätte«, erklärte Shaw.

Katie leckte sich die Lippen und sagte nervös: »Bitte, versteh mich nicht falsch, wenn ich das jetzt sage ...«

Shaw hob den Blick. »Was?«

»Könnte Anna dir etwas verheimlicht haben? In Bezug auf das, was sie wirklich gemacht hat?« Shaws Gesicht verdüsterte sich, und Katie fügte rasch hinzu: »Nur so ein Gedanke. Du warst ja auch nicht ganz ehrlich zu ihr.«

»Ja, ein *Gedanke*. Ich werde ihn im Hinterkopf behalten.«

»Wann brichst du auf?«

»Bald.«

Shaws BlackBerry vibrierte. Er hatte Probleme, es aus der Tasche zu kommen, und Katie half ihm. Er schaute aufs Display. Ein Erster-Klasse-Ticket für den Eurostar vom Gare du Nord nach St. Pancras lag für ihn bereit. In London würde er dann im vor Kurzem wiedereröffneten Savoy wohnen. Wenigstens war Frank kein Pfennigfuchser. Zum Teil war diese Großzügigkeit auch ein Ausgleich für einen Job, bei dem man jeden Augenblick auf gewaltsame Art ums Leben kommen konnte.

»Wirst du wenigstens anrufen und mir sagen, was du herausgefunden hast?«, fragte Katie.

Shaw legte ein paar Euro als Bezahlung für das Frühstück auf den Tisch und stand auf. »Tut mir leid, das geht nicht.«

»Warum?«

»Weil ich es nicht will. Reicht dir das als Erklärung?«

»Nein, aber ich nehme an, mir bleibt keine Wahl.«

»Danke für deine Hilfe«, sagte Shaw. »Jetzt fahr nach Hause und leb dein Leben weiter.«

»Na toll!«, rief Katie in spöttischer Freude. »Super! Wie ich gehört habe, sucht die *New York Times* einen neuen geschäftsführenden Redakteur. Vielleicht könnte ich auch Christina Amanpours Job bei CNN übernehmen. Ich wollte immer schon zum Fernsehen. Da kann man Millionen machen. Keine Ahnung, warum ich nicht schon vor Jahren auf die Idee gekommen bin.«

»Pass auf dich auf, Katie. Und hör mit dem Trinken auf.«

Allein und mit pochendem Schädel ließ er sie am Tisch zurück. Fünf Minuten vergingen, und Katie hatte sich nicht bewegt. Sie saß einfach nur da und starrte ins Nichts, denn das war das Einzige, was ihr geblieben war: nichts. Als ihr Handy klingelte, erschrak sie. Es war eine amerikanische Nummer, die sie nicht erkannte.

»Hallo?«

»Katie James?«

»Ja.«

»Mein Name ist Kevin Gallagher, Kulturredakteur bei *Scribe*. Wir sind eine noch recht neue Tageszeitung in den Vereinigten Staaten.«

»Ich habe schon Artikel von Ihnen gelesen. Sie haben ein paar gute Reporter.«

»Aus dem Munde einer zweifachen Pulitzerpreisträgerin ist das ein beachtliches Kompliment. Sie sind sicher sehr beschäftigt, aber ein Freund bei der *Tribune* hat mir Ihre Nummer gegeben. Wenn ich richtig verstanden habe, sind Sie nicht mehr dort angestellt.«

»Das stimmt«, bestätigte Katie und fügte rasch hinzu: »Unüberbrückbare Differenzen. Warum rufen Sie an?«

»Nun, man muss kein Genie sein, um zu wissen, dass eine Reporterin von Ihrem Kaliber nicht allzu oft frei wird. Ich würde Sie gerne anheuern, die Story für unser Blatt zu schreiben.«

»Die Story?«

Gallagher lachte. »Sagen wir so: die einzige Story, die im Augenblick interessiert.«

»Die Rote Gefahr?«

»Nein«, erwiderte Gallagher. »Da haben wir bereits ein Team drauf angesetzt. Ich spreche vom Londonmassaker.«

Katies Herz schlug schneller.

»Katie? Sind Sie noch da?«

»Jaja. Wie soll der Deal aussehen?«

»Wir können Ihnen nicht das Gleiche zahlen wie die *Tribune*; aber wir zahlen Ihnen den üblichen Satz pro Story für jemanden in Ihrer Klasse zuzüglich Spesen - in vernünftigem Rahmen, versteht sich. Sollten Sie auf etwas Großes stoßen, können wir noch einmal über die Bezahlung reden. Sie haben freie Hand, was die Story betrifft. Wie hört sich das an?«

»Genau danach habe ich gesucht. Tatsächlich bin ich im Augenblick sogar in Europa.«

»Na, das nenne ich doch mal einen netten Zufall.«

Ich nicht.

»Den Vertrag und alle weiteren Einzelheiten kann ich Ihnen per Mail zukommen lassen.«

Sie sprachen noch ein paar Minuten; dann legte Katie auf. Sie konnte einfach nicht glauben, welche Wendung die Ereignisse mit einem Mal genommen hatten. Sie schaute auf die Uhr. Ihr blieb noch gerade genug Zeit, um um ein Uhr den Eurostar nach London zu erwischen.

## *Kapitel 50*

Der gelb-blaue Eurostar fuhr pünktlich ab, und einmal an den Vorstädten von Paris vorbei, beschleunigte er auf fast 300 Stundenkilometer. Die Gleise waren speziell für Hochgeschwindigkeitszüge gebaut, und so verlief die Fahrt ruhig, sodass man sogar ein Nickerchen halten konnte, wenn man wollte.

Shaw saß in der ersten Klasse, wo er einen breiten, bequemen Sitz genoss sowie ein Drei-Gänge-Menü mit Wein, professionell präsentiert von einem elegant uniformierten Steward, der Englisch und Französisch sprach. Doch Shaw aß und trank nichts, starrte nur mürrisch aus dem Fenster.

Shaw dachte nur selten an die Vergangenheit, doch auf dieser Fahrt tat er es, wenn auch nur, weil er keine Zukunft mehr hatte, über die sich nachzudenken lohnte. Für ihn hatte sich der Kreis des Lebens geschlossen. Abgegeben in einem Waisenhaus von einer Frau, die zwar seine leibliche Mutter war, an die er sich jedoch nicht mehr erinnern konnte, und dann von einer Pflegefamilie zur nächsten abgeschoben, hatte er sich ein Erwachsenenleben als Einzelgänger aufgebaut. Bevor er sich unfreiwillig Franks Gruppe angeschlossen hatte, war er jahrelang von einem Land zum anderen gereist und hatte für Geld die Arbeit anderer erledigt. Dabei hatten ihn weder das persönliche Risiko noch die moralischen Folgen seiner Taten gekümmert. Er hatte Menschen Schmerzen zugefügt und sie ihm. Einiges von dem, was er getan hatte, hatte die Welt zu einem sichereren Ort gemacht; anderes hatte die Gefahr für die sechs Milliarden Menschen auf diesem Planeten nur noch vergrößert. Doch alles, was er getan hatte, war von Regierungen oder Organisationen, die im Namen dieser Regierungen handelten, abgesegnet gewesen.

Das war sein Leben gewesen ...

... bis Anna gekommen war.

Bevor er sie kennen gelernt hatte, war Shaw der festen Überzeugung gewesen, sein Leben würde in dem Augenblick enden, da eine von Franks Missionen so richtig schiefging. Und damit hatte er nie ein Problem gehabt. Bevor er Anna kennenlernte, hatte Shaw keinen Grund gehabt, sein Leben über das unmittelbare Verlangen nach Selbsterhaltung hinaus zu verlängern. Doch wenn man nur ein halbes Leben lebt, lässt selbst dieser Instinkt im Laufe der Jahre nach. Dank Anna hatte er plötzlich einen wahren, einen *guten* Grund zum Leben gehabt. Infolgedessen hatte Shaw sich immer besser auf seine Jobs vorbereitet, denn er wollte zurückkommen. Zu Anna.

Und dann hatte er seine Flucht vor Frank geplant. Und seine Zukunft mit Anna. Trotz Frank wäre eine solche Zukunft möglich gewesen. Er war so nah dran gewesen ...

Die bittere Ironie zehrte an ihm.

Shaw war nie auch nur der Gedanke gekommen, dass Anna eines gewaltsamen Todes sterben könnte. *Nie*.

Er starrte aus dem Fenster auf die atemberaubend schöne Landschaft, die an ihm vorüberflog. Diese Schönheit bedeutete ihm nichts mehr - und sie würde ihm nie mehr etwas bedeuten. Das einzig Schöne, das ihn je gekümmert hatte, lag gut gekühlt in einer Londoner Leichenhalle. Annas Schönheit existierte nun nur noch in Shaws Geist, in seinen Erinnerungen. Das hätte ein Trost für ihn sein sollen, war es aber nicht. Egal, ob mit offenen oder geschlossenen Augen, er sah ständig den einzigen Menschen, dem er je erlaubt hatte, ihn zu lieben. Von nun an würde dieses Bild ihn für immer verfolgen ... Vielleicht als Buße dafür, dass er zu hoffen gewagt hatte, ein normales Leben führen zu können.

Nun hatte Shaw nur noch ein Ziel: töten. Danach würde er sein Leben so beenden, wie er es begonnen hatte. Allein.

Katie saß einen Waggon hinter Shaw, obwohl sie es nicht wusste. Während die malerische französische Landschaft an ihr vorbeihuschte, war sie trotz ihres neuen Auftrags auf den trauernden Shaw konzentriert und das, was in London passieren würde, sobald er dort eintraf. Natürlich würde er zum Gebäude der Phoenix Group gehen, und mit seinen Verbindungen würde er vermutlich auch hineingelangen. Und dann würde er zu Annas Wohnung gehen. Er *musste* einfach dorthin, überlegte Katie; er kam nicht darum herum.

Katie war so tief in Gedanken versunken, dass sie noch nicht einmal bemerkte, wie der Zug durch Calais und dann in den Tunnel fuhr, um durch die Felssohle des Kanals zu rasen. Sie starrte auf die gut beleuchteten Tunnelwände, ohne sich darum zu sorgen, dass die Milliarden Tonnen Wasser über ihr einbrechen und den Zug zerquetschen könnten.

25 Minuten später schoss der Eurostar wieder hinaus in den strahlenden Sonnenschein. Sie waren in England. Die ganze Fahrt dauerte 140 äußerst angenehme Minuten, und Katie hatte Strom für ihren Laptop und konnte auch ihr Handy benutzen - selbst im Tunnel -, obwohl sie nicht wusste, wen sie hätte anrufen sollen. Nach dem Vorfall im Krankenhaus verspürte sie allerdings auch nicht mehr den Wunsch, ihr Handy je wieder zu benutzen.

Sie dachte an Shaws Worte: *Mein Leben ist vorbei. Aber wer immer Anna das angetan hat, wird sterben.* Katie hegte keinen Zweifel daran, dass Shaw es ernst meinte. Trotz seiner Verletzung würde er versuchen, den oder die Täter mit bloßen Händen umzubringen.

Aber danach? Was würde er danach tun? Oder was, wenn er bei dem Versuch starb? Jemand, der das gleichzeitige Abschachten von 30 Menschen organisieren konnte, war mit Sicherheit nicht leicht zu töten.

Noch während Katie darüber nachdachte, bemerkte sie eine kleine Flasche Rotwein, die man ihr zusammen mit dem Mittagessen auf einem Tablett serviert hatte. Sie behielt die Flasche, als der Steward das Tablett abräumte, und starrte sie an. 20 Minuten später, als der Zug die Außenbezirke von London mit ihren typischen Ziegelkaminen erreichte, schaute sie noch immer auf den Wein. Schließlich schraubte sie den Verschluss ab, roch daran, trank einen Schluck und empfand sofort Befriedigung, jedoch rasch gefolgt von einem niederschmetternden Gefühl der Scham. Trotzdem trank sie noch einen zweiten Schluck, und ihre Schuldgefühle wuchsen um das Tausendfache. Katie schraubte die Flasche zu, stellte sie auf ihren Klappstisch und sagte: »Scheiße.«

Der Mann neben ihr hörte sie. Er schaute erst sie und dann den Wein an. »Mieser Jahrgang?«, fragte er mit einem Lächeln.

Katie funkelte ihn an. »Mieses Leben!«

Rasch wandte der Mann sich wieder seiner Zeitung zu.

Katie wusste, dass sie ihren Job nicht erledigen konnte, wenn sie sich nicht unter Kontrolle behielt. Sie durfte nicht wieder zur Säuferin werden. Und sie durfte sich nicht in Selbstmitleid suhlen, egal, wie verlockend ihr es im Augenblick auch erschien.

Als ein Steward vorbeikam, bat sie ihn, die Flasche wegzuräumen.



Ein paar Minuten später fuhren sie in den Bahnhof von St. Pancras ein. Katie stieg aus und ging rasch zum Taxistand.

Wie Shaw würde auch sie am Strand im West End wohnen, allerdings nicht in einem so schmucken Laden wie dem Savoy. London war nicht billig, aber es gab auch Schnäppchen, und Katie kannte sie alle. Sollte sie länger in London bleiben müssen, hoffte sie bei einer Freundin unterkommen zu können, einer Auslandskorrespondentin, die häufiger unterwegs war als zu Hause.

Doch erst einmal checkte Katie in einem günstigen Hotel ein, brachte ihre Reisetasche aufs Zimmer und nahm ein Taxi zur Phoenix Group. Früher oder später würde sie vermutlich Shaw über den Weg laufen, und für diesen Fall hatte sie großes Vertrauen in ihren Aktionsplan.

Dann renne ich wie der Teufel.

## ***Kapitel 51***

Auf der Fahrt zu Annas einstigem Büro holte Shaw die Visitenkarte heraus, die man ihm gegeben hatte, und rief Edward Royce beim MI5 an. Der Mann hob beim zweiten Klingeln ab, und Shaw erklärte, dass er in London sei und noch einmal darüber nachgedacht habe, Royce bei den Ermittlungen über die Rote Gefahr zu helfen.

Als Royce sich nach dem Grund für diesen Gesinnungswandel erkundigte, antwortete Shaw: »Das ist eine lange Geschichte, die es nicht wert ist, sie groß und breit zu erzählen, aber ich muss Sie um einen Gefallen bitten. Mit Frank habe ich bereits alles abgeklärt.«

»Er hat mich angerufen.«

»Wirklich? Was hat er gesagt?«

»Ich soll Ihnen helfen, so gut ich kann. Er hat mir von Ihrer persönlichen Verbindung zu den Morden in London erzählt.«

»Können Sie mir Zugang zu dem Gebäude verschaffen?«

»Nun, vielleicht können wir ja zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Wie hört sich das für Sie an?«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Shaw neugierig.

»Das werden Sie schon sehen, wenn Sie hier sind.«

»Hier? Wo ist ›hier‹?«

»Im Gebäude der Phoenix Group.«

Shaw klappte die Kinnlade herunter. »Was machen Sie denn da?«

»Ich sehe Sie dann, sobald Sie hier sind«, erwiderte Royce.

Shaw steckte sein Handy weg, lehnte sich zurück und rieb sich den verletzten Arm.

Was geht hier vor?

Nachdem er Katies Handy in die Finger bekommen und herausgefunden hatte, dass Anna ermordet worden war, waren die nächsten zwei Tage im Krankenhaus schlimmer gewesen als jede Mission, die er je unternommen hatte, und schlimmer als jeder Albtraum, der aus seinem Unterbewusstsein an die Oberfläche gekrochen war. Er erinnerte sich daran, mehrmals ruhiggestellt worden zu sein, nachdem er sein Krankenzimmer zertrümmert und sogar jemanden gegen die Wand geschleudert hatte. Diese Tobsuchtsanfälle hatten ihm sowieso nicht geholfen, seiner Trauer und seiner Wut Luft zu machen. Stattdessen hatten seine Gefühle sich immer mehr in ihm auf-

gestaut - bis zum körperlichen Zusammenbruch. Shaw hatte sogar geglaubt, er würde sterben.

Der größere Teil von ihm wünschte sich auch jetzt noch, es wäre so gewesen.

24 Stunden lang hatte er sich weder bewegt noch gesprochen. Er hatte einfach nur die weiße Krankenhauswand angestarrt - genauso wie damals, als er noch ein kleiner Junge im Waisenhaus gewesen war - und versucht, irgendetwas Positives aus dem schrecklichen Zusammenbruch seines Lebens zu ziehen. Doch als er schließlich aus dem Bett aufstand, war Anna immer noch tot, und sie würde tot bleiben.

Nur eines ließ Shaw jetzt noch weitermachen: Der Gedanke, die Schuldigen zu finden und zur Rechenschaft zu ziehen. Es war das Einzige, was ihn noch antrieb. Es war keineswegs melodramatisch gewesen, als er Katie gesagt hatte, sein Leben sei vorbei. Es *war* vorbei.

Nun musste er es nur noch ordentlich zu Ende bringen, indem er Anna rächte.

Shaw nahm sich ein Taxi und fuhr zu dem Ort, an dem sie ihr Leben ausgehaucht hatte. Dabei wäre er am liebsten in die entgegengesetzte Richtung gerannt.

## ***Kapitel 52***

Royce holte Shaw an der Eingangstür ab, die von der Polizei noch immer mit Absperrband gesichert war. Im Innern des Gebäudes ging es ausgesprochen geschäftig zu. Polizei und Kriminaltechniker suchten jeden Quadratzentimeter des Hau-

ses ab. Als Shaw vorsichtig um die Beamten herumging, sah er getrocknete Blutlachen und Kreideumrisse, die markierten, wo eine Leiche gelegen hatte.

Royce schaute auf Shaws verletzten Arm. »Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Mein Hund hat mich gebissen. Was haben Sie damit gemeint, ›zwei Fliegen mit einer Klappe‹? Und was haben Sie überhaupt mitten in einer Morduntersuchung zu tun?«

»Ich möchte, dass Sie sich zuerst einmal etwas anschauen«, entgegnete Royce.

Er führte Shaw in ein Zimmer im ersten Stock, von wo aus die Untersuchungen koordiniert wurden. Auf einem Tisch stand ein Computer. Royce setzte sich davor und begann zu tippen.

»Wir haben ein Videofeed von einer Überwachungskamera auf der Straße, die eigentlich Nummernschilder für die Stauabgabe registriert. Das hier hat die Kamera am Tag der Morde aufgezeichnet.«

Shaw schaute Royce über die Schulter, als der Bildschirm zum Leben erwachte. Da die Kamera hoch an einem Mast montiert war, konnte man die komplette Front des Gebäudes sehen. Ein Van mit einer Satellitenschüssel auf dem Dach hielt vor dem Haus, und zwei Männer stiegen aus.

Royce erklärte: »Das ist die Uniform der Londoner Stadtwerke.«

Die Männer holten ein paar Absperrkegel aus dem Van und sperrten damit die Straße und beide Bürgersteige ab. Shaw fiel auf, wie sich im selben Augenblick die Satellitenschüssel bewegte.

»Mit der Schüssel stören sie den Handyempfang, nicht wahr?«, sagte er.

Royce nickte. »Und vorher haben sie bereits die Festnetz kabel unterbrochen.«

Shaw versteifte sich, als auf dem nächsten Frame gut ein halbes Dutzend Männer aus dem Van ins Gebäude stürmten. Alles geschah so schnell, dass man ihren Bewegungen kaum folgen konnte. Selbst jemandem, der zufällig aus einem Fenster schaute oder gerade vorbeikam, wäre nichts Ungewöhnliches aufgefallen.

»Spielen Sie das noch mal in Zeitlupe ab«, bat Shaw.

Augenblicke später wurde die Szene noch einmal mit halber Geschwindigkeit gezeigt und der Ausschnitt vergrößert. Die Männer waren allesamt kräftig und durchtrainiert. Lebensgroße Masken verhüllten ihre Gesichter. Falls sie Waffen dabei hatten, waren sie unter den langen Mänteln verborgen. Shaw schaute sich jede einzelne Gestalt genau an. Er suchte nach eindeutigen Unterscheidungsmerkmalen, einem Stück enthüllter Haut, auf dem vielleicht eine Narbe oder eine Tätowierung zu sehen war, doch er wurde enttäuscht.

Royce, der ihn beobachtet hatte, nickte mitfühlend. »Ich weiß. Wir haben uns das mindestens ein Dutzend Mal angesehen, aber uns ist auch nichts aufgefallen. Diese Kerle waren offensichtlich Profis. Sie wussten, dass die Kamera dort war, und verhielten sich entsprechend.«

»Ich nehme an, das Feed wird nicht in Echtzeit überwacht?«

»Leider nicht, sonst hätte diese Aktion eine ziemlich heftige Reaktion der Polizei ausgelöst, das kann ich Ihnen versichern. Auch das müssen diese Kerle gewusst haben.«

»Ich brauche wahrscheinlich gar nicht zu fragen, aber was ist mit dem Van?«, erkundigte sich Shaw.

»Nummernschild und Fahrzeug führen zu nichts«, erklärte Royce. »Der Van wurde vor gut einer Woche von einem Schrottplatz in Sussex gestohlen, und die Nummernschilder stammen von einem Wrack in einer Werkstatt hier in London. Die Hintertür des Gebäudes ist eingetreten worden; also kam vermutlich ein weiteres Angriffsteam von dort.«

»Ich glaube, damit treffen Sie den Nagel auf den Kopf: ein *Angriffsteam*. Vorne, hinten, jedes Stockwerk systematisch durchkämmen. Sie hatten vermutlich eine Liste mit sämtlichen Personen, die dort arbeiteten, und einen Gebäudeplan.« Shaw sprach mehr zu sich selbst als zu Royce. »Okay, zeigen Sie mir den Rest des Feeds.«

Shaw versteifte sich noch einmal, als Glassplitter auf die Straße regneten. Er sah einen Kopf im Fenster auftauchen. Die Person schrie. Shaw konnte sie allerdings nicht hören, denn zu dem Feed gab es keine Tonspur. Aber das war auch nicht nötig.

»Das ist Anna!«

»Das habe ich mir schon gedacht«, sagte Royce.

Shaw schaute ihn hart an. »Wie viel hat Frank Ihnen über Anna und mich erzählt?«

»Nicht allzu viel, aber genug. Und ich war in Miss Fischers Büro. Ich habe die Fotos von Ihnen beiden gesehen. Es tut mir leid. Waren Sie schon lange zusammen?«

»Nicht lange genug.«

»Ich kann mir denken, wie Sie sich fühlen.«

»Versuchen Sie das gar nicht erst«, gab Shaw zurück.

Royce räusperte sich und drehte sich wieder zum Bildschirm um. »Die Fenster sind bei Malerarbeiten dummerweise verklebt worden; deswegen musste sie die Scheibe einschlagen.«

»Dummerweise? Sind Sie sicher?«

»Wir haben die Malerwerkstatt überprüft. Die Firma ist echt. Sie kümmern sich schon seit Jahrzehnten um die Gebäude in dieser Gegend. Sämtliche Angestellte haben ein Alibi. Offenbar sind solche Schlampereien nicht selten. Ich habe meine Wohnung auch vor drei Jahren streichen lassen, und ich kann die verdammten Fenster noch immer nicht richtig öffnen.«

Shaw hörte ihm gar nicht mehr zu. Er schaute sich das Bild von Anna an, wie sie aus dem Fenster rief, offenbar um Hilfe, die nie kommen würde. Dann, einen Augenblick später, sah er, wie sie auf den Fenstersims kletterte.

»Wollte Sie etwa springen?«, fragte er fassungslos.

»Ja. Wir nehmen an, auf das Vordach da unten.«

»Aber sie hat es nicht geschafft«, sagte Shaw. »Warum?«

»Ich muss Sie warnen. Die nächsten Frames sind ... Nun ja, Sie sind nicht leicht zu ertragen.« Royce schaute ihn an. »Sind Sie sicher, dass Sie weitermachen wollen?«

»Ich muss es sehen.«

Die nächsten Szenen folgten rasch aufeinander. Anna hockte in Strümpfen auf dem Fenstersims und hielt sich am Rahmen fest.

Im Geiste rief Shaw ihr zu: Spring! Spring, ehe es zu spät ist, obwohl er bereits wusste, dass es zu spät war. Es war ein quä-

lender Anblick für ihn. Er konnte sich nicht einmal *vorstellen*, wie schrecklich es für Anna gewesen sein musste. Das nächste Bild hob seine Qualen jedoch auf eine ganz neue Stufe.

Shaw sah, wie die erste Kugel durch Annas Brust schlug und Blut und Gewebe in die Luft spritzten. Den Bruchteil einer Sekunde später wurde ein weiteres Stück aus Anna gerissen und in die Londoner Luft geschleudert. Als sie ins Büro zurückfiel, wandte Shaw sich ab.

»Wir können das später beenden«, schlug Royce vor.

»Machen Sie weiter. Alles okay.«

Mehrere Minuten später verließen die Männer das Haus durch den Vordereingang, und nach ein paar Sekunden war auch der Van verschwunden.

»Und niemand hat etwas gesehen oder gehört?«, fragte Shaw.  
»Nicht einmal eine Frau, die aus dem Fenster schreit? Schüsse? Ihr Blut, das auf die Straße fällt?«

»Die Gebäude rechts und links sollen renoviert werden und stehen deshalb leer. Die Gebäude gegenüber wiederum *sind* bewohnt; aber man hat die Bewohner darüber informiert, dass die Stadtwerke an den Gasleitungen arbeiten müssten. Deshalb sollten sie die Gebäude verlassen. Zuwiderhandlungen würden mit einem deftigen Bußgeld bestraft.«

»Und niemand hat bei den Stadtwerken angerufen, um sich zu vergewissern, ob das stimmt?«

»Auf dem Schreiben stand eine Telefonnummer, und mehrere Anwohner haben dort angerufen. Sie haben eine entsprechende Bestätigung erhalten.«

»Nur dass die Nummer falsch war.«



»Ja. Und die Absperrkegel haben den normalen Fahrzeug- und Fußgängerverkehr zurückgehalten. Außerdem ist das eine Sackgasse. Da fahren ohnehin nur wenige Autos.«

»Und damit war die Phoenix Group nahezu isoliert. Das war hervorragend geplant«, gestand Shaw widerwillig ein. »Ich würde jetzt gerne Annas Büro sehen.«

»Zuerst würde ich Sie gerne einem der Eigentümer der Phoenix Group vorstellen.«

»Die sind hier?«, fragte Shaw verwundert.

»Einer von ihnen ist sofort gekommen, als wir das Unternehmen über die Geschehnisse hier informiert haben.«

»Und woher ist er gekommen?«

»Was wissen Sie über den Phönix? Als Symbol, meine ich.«

»Der Phönix stirbt nie. Er erhebt sich stets von Neuem aus seiner Asche. Der Ursprung der Legende liegt in Ägypten.«

»Das ist weitgehend korrekt. Allerdings hat der Phönix als Symbol mehrere Ursprünge. Ägyptisch, arabisch, japanisch und mindestens einen weiteren.«

»Und der wäre?«, fragte Shaw ungeduldig.

Ein kleiner Mann erschien in der Tür. Er trug einen schwarzen Anzug, zu dem seine Miene passte. Royce stand auf, um ihn zu begrüßen.

»Shaw, ich möchte Ihnen Mr. Feng Hai vorstellen ... aus China.«

## *Kapitel 53*

Während Shaw im Gebäude war, war Katie draußen beschäftigt gewesen. Sie war sogar vor ihm dort eingetroffen und hatte sich hinter einer Gebäudeecke versteckt, als sie ihn im Taxi hatte kommen sehen. Sie wedelte mit ihrem ungültigen Presseausweis vor dem Wachtmeister an der Absperrung herum und bombardierte den Mann in Blau mit einer Flut von Fragen, auf die er ihr keine einzige Antwort gab.

»Weitergehen«, sagte er bloß, und seine Verärgerung war ihm deutlich anzusehen.

»Sie halten wohl nicht viel von einer freien und unabhängigen Presse, Wachtmeister?«, fragte Katie.

»Wissen Sie, was ich begrüßen würde? Wenn ihr Pressefutzis uns unser Arbeit machen lassen würdet, statt ständig eure Nasen in Dinge zu stecken, die euch nichts angehen.«

»Ihr Name wird nicht gedruckt, ehrlich. Im Text würde nur ›anonyme Quelle‹ stehen.«

»Da haben Sie verdammt recht, dass mein Name nirgends gedruckt wird. Und jetzt machen Sie, dass Sie weiterkommen!«

Katie ging langsam ein Stück die Straße hinunter und schaute dabei zu den Fenstern des Gebäudes hinauf. Shaw war irgendwo da drin und bekam die ganze Geschichte aufgetischt, und sie war hier draußen und hatte einen Dreck.

Wenn ich nur wieder ganz oben wäre! Der dritte Pulitzerpreis.

Katie war so tief in Gedanken, dass sie unwillkürlich zusammenzuckte, als jemand ihren Arm berührte. Sie fuhr herum

und sah einen Fremden vor sich stehen, eine Fellkappe in der Hand. Seine großen, nervösen Augen waren auf sie gerichtet.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Katie misstrauisch.

»Sie sind Journalistin, ja?« Die Stimme des Mannes klang seltsam hoch und strotzte nicht gerade vor Selbstbewusstsein. Katie fiel es nicht schwer zu erraten, dass Englisch nicht die Muttersprache dieses Mannes war. Er war klein und spindeldürr, seine Zähne schief und gelb, seine Kleidung zerschlissenen.

»Wer will das wissen?« Katie schaute dem Mann über die Schulter, als rechnete sie damit, dort noch jemand anderen zu sehen.

Der Mann drehte sich wieder zum Gebäude der Phoenix Group um. »Ich bin jeden Tag hierhergekommen, um es mir anzuschauen. Diesen Ort, meine ich.« Er schauderte.

»Ja, es ist verstörend«, sagte Katie, die dem Mann noch immer misstraute.

Der Mann schien ihr Unbehagen zu spüren. »Mein Name ist Aron Lesnik. Ich bin aus Krakau. Das liegt in Polen«, fügte er hinzu.

»Ich weiß, wo Krakau liegt«, erwiderte Katie. »Ich war schon dort. Was wollen Sie von mir?«

»Ich habe Sie mit dem Polizisten reden sehen. Ich habe Sie sagen hören, dass Sie Journalist sind. Stimmt das? Sind Sie Journalistin?«

»Ja. Und?«

Lesnik schaute noch einmal zum Gebäude. Als er sich wieder zu Katie umdrehte, standen ihm Tränen in den Augen. »Es tut

mir schrecklich leid um die Leute. Es waren gute Menschen, und nun sind sie tot.« Er wischte sich mit dem Ärmel über die Augen und schaute Katie betrübt an.

»Ja, es ist eine Tragödie. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden.« Katie fragte sich, warum ausgerechnet sie immer die Irren am Hals hatte. Doch die nächsten Worte des Mannes verscheuchten diesen Gedanken.

»Ich war da drin. An dem Tag.« Er sprach mit heiserer Stimme.

»Was?« Katie glaubte sich verhört zu haben. »Wo drin?«

Lesnik deutete auf das Gebäude der Phoenix Group. »Da drin«, wiederholte er, und seine Stimme bekam einen gequälten Unterton.

»Wo die Morde passiert sind?«

Lesnik nickte so heftig wie ein Kind, das ein Geständnis machte.

»Was haben Sie da drin gemacht?«

»Ich habe nach Arbeit gesucht. Nach einem Job. Mein Englisch ist nicht so gut, aber

ich bin gut mit Computern. Ich hatte einen Termin an dem Tag ... dem schlimmen Tag.«

»Nur damit ich das richtig verstehe«, sagte Katie und bemühte sich vergeblich, sich ihre Aufregung nicht anmerken zu lassen. »Sie waren zu einem Bewerbungsgespräch in dem Gebäude, als die Leute ermordet wurden?«

Lesnik nickte. »Ja.« Wieder traten ihm Tränen in die Augen.

»Wie kommt es dann, dass Sie davongekommen sind?«, fragte Katie misstrauisch.

»Ich habe die Schüsse gehört. Ich kenne das Geräusch von Schüssen. Ich war ein Junge damals in Krakau, als die Sowjets mit Gewehren kamen. Also habe ich mich versteckt.«

Katies Misstrauen schwand ein wenig. Auch sie hatte sich bei Auslandseinsätzen schon vor Bewaffneten verstecken müssen. »Und wo im Gebäude haben Sie sich versteckt?«

»In einem kleinen Raum im zweiten Stock ist eine Kopiermaschine. Die hat Türen, hinter denen ein winziger Stauraum ist. Ich bin nicht groß, also bin ich reingeklettert und bin dort geblieben, bis das Schießen aufgehört hat. Dann bin ich wieder rausgeklettert. Ich glaube, die Männer hätten mich ebenfalls erschossen, wenn sie mich entdeckt hätten. Aber sie haben mich nicht gefunden. Ich hatte Glück.«

Katie konnte vor Aufregung kaum noch an sich halten. »Ich glaube, wir sollten nicht hier darüber reden. Warum gehen wir nicht woandershin?«

Lesnik wich sofort zurück. »Nein. Ich habe genug gesagt. Ich komme jeden Tag hierher. Ich komme, weil ich nicht wegbleiben kann. Diese Leute sind alle tot. Alle außer mir. Ich sollte auch tot sein.«

»Sagen Sie das nicht. Es ist offensichtlich, dass für Sie die Zeit noch nicht gekommen war. Wie Sie gesagt haben: Sie hatten Glück. Außerdem wird es Ihnen guttun, sich die Sache von der Seele zu reden«, drängte Katie.

»Nein. Nein! Ich bin nur zu Ihnen gekommen, weil ich gehört habe, dass Sie Journalistin sind. In Polen haben wir Journalisten, die Helden sind. Sie haben sich gegen die Sowjets ge-

stellt. Mein Vater war einer von ihnen. Sie haben ihn getötet, aber er ist noch immer ein Held«, fügte er stolz hinzu.

»Aber Sie können das nicht einfach für sich behalten! Sie müssen zur Polizei gehen!«

Lesnik wich einen weiteren Schritt zurück. »Nein, keine Polizei. Ich mag keine Polizei.«

Katie schaute ihn argwöhnisch an. »Sind Sie in Schwierigkeiten?«

Lesnik wandte sich ab. »Keine Polizei. Ich muss jetzt gehen.«

Katie packte ihn am Arm. »Warten Sie ...« Sie dachte fieberhaft nach. »Wenn ich Ihnen verspreche, meine Quelle nicht zu enthüllen, können Sie mir dann wenigstens sagen, was Sie gesehen haben? Ich schwöre Ihnen auf einen ganzen Stapel Bibeln, dass ich Sie nicht verraten werde. Schließlich sind Sie ja zu mir gekommen. Also wollen Sie ja offensichtlich, dass ich irgendwie helfe.«

Lesnik schaute verunsichert drein. »Ich weiß nicht, warum ich zu Ihnen gekommen bin.« Er hielt kurz inne. »Sie ... Sie können das tun? Nicht verraten, wer Ihnen das gesagt hat?«

»Natürlich.« Katie schaute in das gequälte Gesicht, auf den kleinen, beinahe kindlichen Körper und die schäbige Kleidung. Sie konnte sich gut vorstellen, wie dieser Mann sich verängstigt in einem Kopierer versteckt hatte, als die Schießerei losging. »Wie wäre es, wenn ich Ihnen etwas zu essen kaufe? Dann können wir reden. Nur reden. Wenn es Ihnen dann immer noch unangenehm ist, können Sie jederzeit gehen.« Sie streckte die Hand aus. »Abgemacht?«

Er nahm ihre Hand nicht.

»Ich bin sicher, Ihr Vater würde die Wahrheit ans Licht bringen wollen«, versuchte Katie es noch einmal. »Damit die Mörder bestraft werden.«

Langsam legte Lesnik seine Finger um Katies. »Also gut. Ich komme mit Ihnen.«

Als sie die Straße hinuntergingen, stellte Katie die Frage, die ihr schon die ganze Zeit auf den Nägeln gebrannt hatte: »Haben Sie gesehen, wer es getan hat?«

Sie hielt den Atem an und wartete auf die Antwort.

Lesnik nickte. »Und ich habe sie auch gehört. Ich habe sie gut gehört. Ich kenne die Sprache, die sie gesprochen haben.«

»Die Sprache? Dann waren es Ausländer?«

Lesnik blieb stehen und schaute sie an. »Sie waren Russen.«

»Sind Sie sicher? Ganz sicher?«

Zum ersten Mal nahm sein Gesicht einen selbstbewussten Ausdruck an. »Ich bin Pole. Aus Krakau. Ich erkenne Russisch, wenn ich es höre.«

## ***Kapitel 54***

Wir haben das Institut nach dem chinesischen Phönix benannt, dem *Feng Huang*«, erklärte Feng Hai. Sie saßen in einem Büro am Foyer. »In der chinesischen Mythologie steht der Phönix für Tugend, Macht und Wohlstand. Auch heißt es, der Vogel repräsentiere die Macht der Himmelskaiserin. Sie

wissen vielleicht, dass *Feng* den männlichen Phönix bezeichnet.«

»Und Feng ist auch Ihr Nachname«, bemerkte Shaw. Anders als im Westen üblich, stellten Chinesen den Familiennamen dem Vornamen voraus. Hai war demnach der Vorname des Mannes.

Feng nickte. »Da habe ich diese Idee her, ja.«

»Und welche Verbindung hat die Phoenix Group zu China?«, fragte Royce.

»Sie ist lediglich ein chinesisches Unternehmen, das wie viele andere auch Geschäfte in London macht.«

»Ihre Angestellten haben offenbar geglaubt, dass die Firma - beziehungsweise das Institut - einem wohlhabenden Amerikaner aus Arizona gehört«, sagte Shaw.

Feng zuckte mit den Schultern. »Gerüchte.«

»Ich denke, es ist mehr als nur das«, widersprach Shaw. »Ich denke, es war eine Tarnung.«

Royce beugte sich vor, während Feng Shaw mit zornigen Blicken musterte. »Ihnen und Ihren Partnern gehörte also ein Think-Tank, der weltpolitische Fragen studiert hat. Das war Ihr Geschäftsmodell?«

Feng nickte.

»Und aus welchem Grund haben Sie das gemacht?«

»Um Antworten auf komplizierte Fragen zu finden«, erklärte Feng. »Auch wir Chinesen haben ein Interesse an solchen Problemen und den Lösungen dafür. Wir sind nicht allesamt rücksichtslose Umweltverschmutzer oder Leute, die mit Blei



vergiftete Kinderspielzeuge herstellen, Gentlemen.« Er versuchte sich an einem Lächeln.

»Hat die Phoenix Group Ihnen Gewinn eingebracht?«, wollte Shaw wissen.

»Profit war nicht unser Ziel.«

Shaw schaute sich in dem elegant eingerichteten Büro um.  
»Dieses Gebäude ist mit Sicherheit dreißig Millionen Pfund oder mehr wert.«

»Es war eine gute Investition, aber wie ich bereits sagte: Geld war nicht unser Hauptmotiv. Wir, also meine Partner und ich, sind gute Geschäftsleute. Wir verdienen mit anderen Dingen sehr viel. Die Phoenix Group war sozusagen unser Instrument, Gutes zu tun ... der Gesellschaft etwas zurückzugeben, wie Sie es wohl ausdrücken würden.«

»Und Sie haben keine Ahnung, warum jemand das Institut angegriffen und alle Mitarbeiter ermordet hat?«, fragte Royce. Seine Skepsis war ihm deutlich anzuhören.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Ich war zutiefst erschüttert, als ich davon hörte. Ich konnte es nicht glauben. Die Leute hier waren Intellektuelle. Sie arbeiteten an Fragen wie Wassernutzungsrechte, Globalisierung, Erderwärmung, Energieverbrauch, Entwicklungshilfe und politischer Dynamik. Die Leute hier waren Gelehrte, die wohlwollende Wissenschaft betrieben haben, zum Nutzen aller.«

»Anna Fischer hat ein Buch über Polizeistaaten geschrieben«, bemerkte Shaw. »Was Ihr Heimatland angeht, kann man wohl kaum von ›wohlwollender Wissenschaft reden, die hier betrieben wurde.«

»Miss Fischer war hervorragend in ihrem Job.«

»Sie haben sie gekannt?«

»Ich habe viel von ihr gehört.«

»Hat irgendjemand hier Sie schon einmal getroffen?«, hakte Shaw nach.

»Meine Partner und ich ziehen es vor, uns bedeckt zu halten. Aber wir haben regelmäßig Berichte erhalten.«

*Da bin ich mir sicher*, dachte Shaw.

»Haben Sie irgendeinen Hinweis gefunden, der zu den Leuten führen könnte, die das getan haben?«, fragte Feng beklommen.

Royce schüttelte den Kopf. »Keine Fingerabdrücke, keine Patronenhülsen, überhaupt keine Spuren.« Das Video erwähnte er nicht.

»Das ist äußerst entmutigend.«

»Eine Sache von Interesse *haben* wir allerdings gefunden, Mr. Feng«, sagte Royce. »Würden Sie es gerne sehen? Das ist ein richtiger Augenöffner.«

## ***Kapitel 55***

Aron Lesnik schlang das Sandwich hinunter und schüttete sich den Kaffee in den Hals. Katie war von seinen Essgewohnheiten angewidert, zugleich hatte sie Mitgefühl. Der Mann musste schreckliche Angst haben. Hinzu kam, dass er vermutlich pleite war. Und er war definitiv hungrig.

Lesnik wischte sich den Mund ab und seufzte leise. Dann sah er, dass Katie ihn anschaute, und blickte verlegen drein.

»Danke für das Essen«, sagte er.

»Gern geschehen. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich das hier benutze?« Katie holte ein Diktiergerät hervor.

»Ich werde es Ihnen erzählen, aber ich will nicht, dass Leute mich hören.« Er schaute sich nervös um. »Ich habe Angst.«

Katie steckte das Diktiergerät wieder weg. »Okay. Dann werde ich einfach mitschreiben.«

Lesnik entspannte sich und lehnte sich zurück.

»Jetzt erzählen Sie mir alles, was Sie gesehen und gehört haben«, forderte Katie ihn auf.

Lesniks Geschichte dauerte nur ein paar Minuten. Er hatte ein Bewerbungsgespräch bei einem älteren Mann mit Namen Bill Harris im zweiten Stock geführt.

»Warum haben die Angreifer Sie dann nicht in dem Büro erwischt?«, fragte Katie.

»Ich bin auf die Toilette gegangen«, erklärte Lesnik. Als er zurückgekommen sei, fuhr er fort, habe er die Schüsse und Schreie gehört. Daraufhin habe er sich in einen leer stehenden Raum geflüchtet, habe den Kopierer entdeckt und sei hineingeklettert. Dann habe er weitere Schreie und Schüsse gehört und die Schritte von Leuten, die in der Nähe vorüberannten. Er habe damit gerechnet, entdeckt zu werden, und sei sicher gewesen, sterben zu müssen.

Mehrmals musste Lesnik Pausen einlegen, um einen Schluck Wasser zu trinken und sich wieder zu beruhigen. Katies Stift huschte über das Papier. Sie schrieb alles mit.

»Was ist dann geschehen?«, fragte sie.

»Ich dachte, alle sind weg ... die Männer mit den Waffen, meine ich. Aber dann habe ich etwas gehört.«

»Und was?«

»Ich habe zwei Männer reden gehört. Sie sind in den Raum gekommen, in dem ich mich versteckt hatte. Sie sprachen Russisch. Ich kenne Russisch. Ich kann es sprechen.«

»Was haben die Männer gesagt?«

»Sie sprachen von einer Liste mit Namen und dass alle tot seien.«

»Dann wussten die Männer also, wer in dem Gebäude gearbeitet hat?«

»Ich glaube, ja.«

»Was sonst noch?«

»Sie haben über jemand anderen geredet, der ins Gebäude gekommen sein soll, aber sie haben seinen Namen nicht genannt. Und sie haben nicht geglaubt, dass der Betreffende tot ist.«

Katie verstand sofort. »Die haben über *Sie* geredet!«

Lesnik nickte. »Das glaube ich auch. Ich habe gedacht, dass sie das Gebäude noch einmal durchsuchen und mich diesmal finden. Ich saß in der Falle. Ich war sicher, sterben zu müssen.« Tränen rannen ihm übers Gesicht.

Katie schenkte ihm Kaffee nach. »Was ist dann passiert?«

»Ein Mann hat zu dem anderen gesagt, sie müssen jetzt gehen. In einem Büro war ein Fenster zerbrochen, und eine Frau

hat aus dem Fenster gerufen. Die Männer sagten, sie müssten fort sein, bevor die Polizei kommt.«

»Und dann sind sie verschwunden?«

»Ja, aber ich konnte sie noch eine Zeit lang reden hören. Ein Mann hat gesagt, Gorschkow werde zufrieden sein, wenn er hört, dass die Mission gut gelaufen ist.«

Katie hätte mit dem Stift fast ein Loch ins Papier gestochen.

»Gorschkow? Der russische Präsident?«

Lesnik nickte. »Als ich seinen Namen hörte, habe ich große Angst gehabt. Jeder weiß, dass Gorschkow vom KGB kommt, so wie Putin. Er spuckt auf die Demokratie. In Polen weiß das jeder.«

»Warum sollte Gorschkow einen Anschlag auf einen Think-Tank in London verüben lassen?«, hakte Katie verwirrt nach.

»Ich weiß es nicht.«

»Wie sind Sie entkommen?«

»Ich habe gewartet, bis die Tür sich schloss, und dann noch ein bisschen länger. Dann bin ich durch die Hintertür. Da war ich zuvor auch reingekommen.«

»Durch die Hintertür? Warum?«

»Der Mann, mit dem ich geredet habe, Mr. Harris, hat gesagt, ich soll auf dem Weg kommen, weil es einfacher für mich sei.« Ein Schatten huschte über Lesniks Gesicht. »Und ich bin nicht vorne raus, weil ... weil da zwei Tote lagen. Ein alter Mann und eine junge Frau, ins Gesicht geschossen.« Er deutete auf sein rechtes Auge. »Da hin. Ich konnte nicht an ihnen vorbei. Deshalb bin ich durch die Hintertür. Und dann bin ich

gelaufen. Ich bin den ganzen Weg bis dahin gelaufen, wo ich wohne.«

»Und bis jetzt haben Sie niemandem davon erzählt?«

Lesnik schüttelte den Kopf. »Ich habe immer noch Angst.«

»Okay«, sagte Katie und legte Lesnik beruhigend die Hand auf die schmale Schulter. »Das war ein erster großer Schritt.«

»Schreiben Sie jetzt die Geschichte? Und Sie nennen nicht meinen Namen?«, fragte Lesnik besorgt.

»Das habe ich Ihnen doch versprochen. Wo kann ich Sie erreichen, falls ich noch Fragen habe?«

»Ich wohne in einer Pension am Fluss.« Er schrieb die Adresse auf eine Papierserviette. »Für mehr habe ich kein Geld.«

Katie ließ den Blick erneut über die alten, geflickten Kleider und den ausgemergelten Leib des Mannes schweifen. Sie griff in ihre Tasche und gab Lesnik ein paar Pfund. »Das ist nicht viel, aber ich werde versuchen, Ihnen noch mehr zu besorgen.«

»*Dziękuję*. Danke.«

»Gern geschehen.«

Lesnik stand auf.

»Haben Sie ein Telefon, wo ich Sie erreichen könnte?«

Lesnik lächelte schwach. »Ich habe kein Telefon. Ich wohne in Pension. *Powodzenia!*«

»Das heißt ›Viel Glück‹ auf Polnisch, stimmt's?«

Sein Gesicht hellte sich auf. »Woher wissen Sie das?«

»War bloß geraten.«

Als Lesnik das Lokal verließ, ließ Katie sich im Stuhl zurück-sinken. Was sollte sie jetzt tun? Ein Teil von ihr konnte nicht glauben, dass diese Geschichte stimmte. Ein Pole, der akzeptabel Englisch sprach, ging auf der Straße einfach auf sie zu und erzählte ihr eine Geschichte, die jeder auf der Welt hören wollte. Eine Story, die zu schreiben sie gerade erst beauftragt worden war! Niemand hatte so viel Glück, und sie ganz bestimmt nicht.

Und doch ...

Wenn sie die Fakten in Betracht zog, die ihr bis jetzt bekannt waren, klang Lesniks Geschichte glaubhaft. Er kannte Einzelheiten aus dem Innern des Gebäudes, und er schien ehrlich Angst zu haben. Sollte seine Geschichte stimmen, hatte er auch allen Grund dazu. Und warum sollte er sie anlügen? Weil er ein Irrer war, der seine fünfzehn Minuten Ruhm haben wollte? Aber der Mann wollte nicht, dass sein Name genannt wurde. Er *wollte* keinen Ruhm. Was, wenn er tatsächlich die Wahrheit sagte?

Katie sprang auf und lief zum Gebäude der Phoenix Group zurück. Es gab einen Mann, der ihr helfen konnte, Lesniks Geschichte auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen, und dieser Mann war Shaw. Katie freute sich nicht gerade auf diese Begegnung, doch ihr Journalisteninstinkt war geweckt und trieb sie zur Jagd auf die schwierigste Beute, die es gab: die Wahrheit.

## *Kapitel 56*

Die Gegenstände lagen sorgfältig aufgereiht auf dem Tisch. Daneben stand ein Computer. Royce hatte Shaw und Feng gerade ein paar Dinge auf dem Bildschirm gezeigt. Feng saß auf einem Stuhl und schaute verwirrt drein, während Shaw Papiere durchging.

»Sie behaupten also, nichts davon gewusst zu haben, ja?«, fragte Royce. Die Skepsis in seiner Stimme war nicht zu überhören.

Feng wackelte mit dem Kopf. »So ist es«, erklärte er. »Ich hatte keine Ahnung.«

»Hören Sie zu, Mr. Feng. Überall in diesem Gebäude befinden sich Dokumente, die eindeutig beweisen, dass die Phoenix Group Teil der Kampagne gegen Russland war. Und diese Unterlagen sind voller Fingerabdrücke der Angestellten. Auf den Festplatten fanden sich ebenfalls unzählige Dateien, die jeden Schritt des Propagandafeldzugs dokumentieren. Insgesamt finden sich die Namen von mehr als dreißigtausend Russen auf den Rechnern ... Jene Namen und Hintergrundgeschichten, von denen behauptet wird, sie seien die Opfer der Roten Gefahr.«

»Ich habe keine Ahnung, wo das herkommt.«

»Überwachen Sie die hier geleistete Arbeit nicht, Sir?«

Entrüstet antwortete Feng: »Wir lassen unsere Leute erforschen, was sie erforschen wollen. Unsere Einmischung beschränkt sich auf ein Minimum. Ich war noch nie in diesem Gebäude.«



»Nun, wie es scheint, ist die *Forschung* Ihrer Angestellten ein wenig aus dem Ruder gelaufen. Ist Ihnen eigentlich klar, welche Auswirkungen die Situation hier hat?«

Feng schaute Royce fragend an. »Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Haben Sie irgendwelche Verbindungen zur chinesischen Regierung?«

»Ich verstehe nicht, was das ...«

Shaw unterbrach ihn. »Gorschkow hat erklärt, egal, wer für diese Schmutzkampagne verantwortlich ist, man werde es als kriegerischen Akt betrachten. Sollten Sie also irgendwelche Verbindungen zur chinesischen Regierung unterhalten, haben Sie vielleicht gerade einen Krieg zwischen der Volksrepublik China und der Russischen Föderation vom Zaun gebrochen.«

Feng sprang auf. »Das ist grotesk!«

Royce rief: »Der Rest der Welt wird es kaum als grotesk betrachten, Mister!«

Shaw hakte in ruhigerem Tonfall nach: »Und? *Haben* Sie Kontakte zur chinesischen Regierung? Es ist besser, Sie rücken jetzt gleich damit heraus.«

Feng wirkte plötzlich verunsichert. Er setzte sich wieder. »Man könnte einen derartigen Zusammenhang konstruieren. Das heißt ...«

Shaw beugte sich vor, um Feng in die Augen zu schauen. »Mr. Feng, ich bin sicher, Sie verstehen, dass die Wahrheit Ihre einzige Möglichkeit ist.«

Feng leckte sich die Lippen und spielte an dem Ring an seiner Hand herum. »Ein Teil unserer Gelder stammt von der Regie-

rung.« Er atmete tief durch; dann sprudelte er hervor: »Meine Partner und ich haben häufig mit der kommunistischen Partei zusammengearbeitet, um die ökonomische Entwicklung in China und anderen Ländern voranzutreiben. Wir haben die Phoenix Group ins Leben gerufen, um die globalen Fragen besser zu verstehen, die China dabei helfen werden, seine Rolle in der internationalen Politik zu verstärken. Es steht außer Frage, dass unsere Wirtschaft in absehbarer Zeit die größte der Welt sein wird. Damit geht eine Verantwortung einher, die wir sehr ernst nehmen. Deshalb haben wir beschlossen, uns eingehender mit kritischen globalen Fragen zu beschäftigen. Zu diesem Zweck haben wir einen Think-Tank erschaffen und die besten Wissenschaftler eingestellt.«

Shaw sagte: »Trotzdem haben Sie Ihre Verbindungen zur chinesischen Regierung hinter dieser lächerlichen Fassade eines verrückten Milliardärs aus Arizona verborgen?«

»Wir werden in vielen Teilen der Welt missverstanden«, erwiderte Feng und warf einen Blick zu dem MI5-Agenten. »Ihr Land eingeschlossen, Mr. Royce. Wir wollten vermeiden, dass die wichtige Arbeit der Phoenix Group durch Vorurteile behindert wird.«

»Wusste jemand hier von diesen Verbindungen?«, fragte Royce.

»Nein«, antwortete Feng. »Wir betrachteten es als nicht wichtig für die Arbeit hier. Was bedeutete es schon, wenn die Ziele, für die man hier gearbeitet hat, gut waren?«

»Sind Sie Mitglied der kommunistischen Partei?«, fragte Royce.

»Ich weiß nicht, was das ...«

»Bitte, beantworten Sie die Frage.«

»Sie müssen verstehen ...«

»*Sind Sie?*«, blaffte Royce.

»Ja! So wie viele andere meiner Landsleute auch«, erklärte Feng.

Der MI5-Agent warf die Hände in die Luft. »Das ist eine verdammte *Katastrophe!*«

Ein kreidebleicher Feng erwiderte: »Nein, Gentlemen, das ist lachhaft. Die Phoenix Group hatte nichts mit dieser Roten Gefahr zu tun. Allein der Gedanke ist absurd.«

»Da Sie, wie Sie selbst gesagt haben, noch nie hier waren, können Sie das wohl kaum beurteilen, oder?«, entgegnete Royce.

»Aber warum sollten sie so etwas tun?«, stieß Feng hervor.

»Wie viele Partner haben Sie, Mr. Feng?«

»Vier.«

»Nun, dann sollte jemand auch diese Partner befragen«, sagte Royce und blickte zu Shaw. »Für den Augenblick bleibt das erst einmal unter uns. Sollte irgendetwas davon nach außen dringen, kann ich mir die Konsequenzen für Ihr Land kaum vorstellen, Mr. Feng.«

»Sie glauben doch nicht allen Ernstes, dass Russland uns angreift?«

»Gorschkow hat seinen Ruf damit verbunden, dass er genau das tun wird. Fragen Sie mal in Afghanistan nach, was das bedeutet, wenn Sie mir nicht glauben.«

»Wer weiß sonst noch davon, Royce?«, fragte Shaw.

»Ein paar Beamte von der Tatortsicherung. Zu Beginn der Untersuchung haben wir mit so etwas nicht gerechnet. Als die Kriminaltechniker erkannten, mit was sie es hier zu tun hatten, haben sie sofort alles abgeriegelt und mich verständigt.«

»Dann bin ich überrascht, dass Sie mich hereingelassen haben«, sagte Shaw.

»Wells hat mir gesagt, Sie seien der beste Mann, den er hat. Deshalb bin ich davon ausgegangen, dass ich mich auf Ihre Diskretion verlassen kann. Und ich brauche *wirklich* Ihre Hilfe.«

»Sie werden beides bekommen.«

Royce wandte sich wieder an Feng. »Ich möchte Ihren Pass.«

Fengs Miene verdüsterte sich. »Das meinen Sie doch nicht ernst.«

»Geben Sie ihn mir.« Royce streckte die Hand aus.

»Ich habe kein Verbrechen begangen.«

»Das bleibt abzuwarten.«

»Wollen Sie wirklich einen internationalen Zwischenfall provozieren?«

»Einer mehr oder weniger macht auch nichts aus«, sagte Royce.

»Ich will zur chinesischen Botschaft. Sofort.«

»Erst der Pass, dann lasse ich Sie rüberfahren«, sagte Royce freundlich, sogar mit einem Lächeln.

Widerwillig rückte Feng den Pass heraus. »Das ist empörend!«

»Ja, das kann man wohl sagen«, erwiderte Royce. »Was wir bis jetzt hier gefunden haben, ist *in der Tat* empörend.«

Als Feng und Royce hinausgingen, sagte Shaw: »Ich gehe rauf in Annas Büro.«

»Shaw, wir haben bis jetzt nur die Leiche fortbringen lassen. Alles andere ist noch so wie zuvor. Das ist kein sonderlich schöner ...«

»Ich weiß.«

## ***Kapitel 57***

Shaw nahm zwei Stufen auf einmal und folgte dem mit Teppichboden ausgelegten Gang bis zum Ende. Die Tür links stand offen. Shaw schloss die Augen und konzentrierte sich mit einiger Mühe auf die vor ihm liegende Aufgabe: alles zu finden, was ihn auf die Spur von Annas Mördern führen konnte.

Shaw trat durch die Tür - und plötzlich wurde ihm eiskalt. Sein Blick schweifte durchs Büro, über die Bücher, den alten Schreibtisch und den Stuhl, auf dem er immer gesessen hatte, wenn er hier zu Besuch gewesen war. Mitten im Zimmer lag der kleine Orientteppich; Pflanzen standen in den Ecken, und Annas Sweater hing noch immer über dem Stuhl. Shaw berührte ihn behutsam. Seine professionelle Fassade drohte zusammenzustürzen, als er Annas Duft wahrnahm, den auch der Pulvergestank und die antiseptischen Dämpfe der Forensiker nicht hatten überlagern können.

Seine Gefühle gerieten noch mehr in Aufruhr, als sein Blick zu den Fotos von ihm und Anna wanderte, die auf dem Regal

hinter dem Schreibtisch standen. Annas Lächeln legte sich wie eine Last auf seine Seele und drohte ihn niederzudrücken.

Als Shaw den Blick schließlich auf den Boden richtete, sah er Annas Blut, das ins Holz gesickert war. Er musste sich setzen. In den dunklen Blutflecken sah er gleichsam seine Vergangenheit, seine Gegenwart und sogar seine trostlose, einsame Zukunft. Wenn man jemandem sein Herz schenkte, war man nie wieder frei. Und man sollte sich auf so etwas wie das hier lieber vorbereiten ... nur dass es unmöglich war.

Das zerbrochene Fenster war mit Tape geklebt worden. Shaw stand auf und schaute es sich an. Er sah die Kratzspuren von Annas Fingern am Fensterrahmen. Anna musste nur wenige Sekunden vom Sprung entfernt gewesen sein. Shaw schaute wieder zur Tür und den beiden Einschusslöchern dort. Mit geübtem Auge errechnete er die ungefähre Flugbahn der Geschosse. Sie mussten Anna tatsächlich mitten in die Brust getroffen haben, wie auf dem Video zu sehen war. Doch da die Tür geschlossen gewesen war, konnte der Schütze unmöglich gewusst haben, dass Anna hatte springen wollen.

Es war ein Glücksschuss gewesen, schloss Shaw gequält.

Anna war nach hinten ins Zimmer gefallen. Shaw kauerte sich hin und schaute sich die Blutflecken und die mit Tape markierten Umrisse der Ermordeten an. Von draußen hörte er die normalen Geräusche der Großstadt, hier drinnen jedoch herrschte Totenstille. Trotzdem sprachen die Toten bisweilen lauter als alle Lebenden.

Sprich mit mir, Anna. Sag mir, was passiert ist.

Shaw schaute sich den Fleck genauer an und glaubte, ganz schwach einen Teil eines Fußabdrucks zu erkennen. Er war allerdings nicht groß genug, um bei der Untersuchung von Nutzen zu sein; deshalb hatte Royce ihn vermutlich nicht erwähnt. Shaw ging zu Annas Schreibtisch und setzte sich auf

ihren Stuhl. Ihr Computer war von Royces Leuten zur Überprüfung fortgeschafft worden, doch auf ihrem Tisch lagen noch immer die Unterlagen, an denen sie gearbeitet hatte. Der einzige Unterschied zu sonst war, dass jeder einzelne Gegenstand als Beweismittel eingetütet worden war.

Shaw nahm sich solch eine Tüte. Durch das Plastik konnte er Annas Handschrift am Rand eines Ausdrucks erkennen. Shaw legte die Beweistüte weg und nahm sich eine andere.

Die darin aufbewahrten Dokumente zeigten, dass Anna damit beschäftigt gewesen war, die Propagandaelemente der Rote-Gefahr-Kampagne zusammenzustellen. Auch wenn ihre Fingerabdrücke überall auf dem Papier zu finden waren - Shaw wusste, dass allein der Gedanke lächerlich war, Anna könne sich an solch einer Kampagne beteiligt haben. Und selbst wenn er noch Zweifel gehabt hätte, wären sie nun zerstreut worden, denn auf den Papieren fand sich keine einzige Anmerkung. Jedem, der Anna gekannt hatte, wäre dies sofort aufgefallen; doch Shaw wusste auch, dass der Rest der Welt das schwerlich als Beweis akzeptieren würde.

Sie müssen Annas Finger auf die Papiere gedrückt haben, nachdem sie sie erschossen haben ... wie bei allen anderen. Und sie haben Anna auch noch in den Kopf geschossen, obwohl die Schüsse durch die Brust allein schon tödlich gewesen wären. Es wird mir großes Vergnügen bereiten, jeden einzelnen dieser herzlosen Bastarde umzubringen.

Shaw vermutete, dass man auch kompromittierende Daten auf den Computer geladen hatte. Prüfte man alles sorgfältig, würde man vielleicht feststellen, dass diese Daten erst am Tag der Morde abgespeichert worden waren; aber wenn jemand wirklich wusste, was er tat, würde man das nicht beweisen können.

Shaw beschloss, Royce nichts von seinen Zweifeln an den Beweisen zu erzählen; schließlich wusste er nicht, wie die Sache sich entwickeln würde. Auch wenn er jetzt so tat, als würde er bereitwillig mit Royce zusammenarbeiten, so wusste

er doch, dass seine Interessen und die des MI5 sich irgendwann voneinander entfernen würden.

Royce wollte die Täter verhaften.

Shaw wollte sie töten.

Feng hatte zugegeben, dass die chinesische Regierung Verbindungen zur Phoenix Group besaß. Versuchte jemand, es so aussehen zu lassen, als steckten die Chinesen hinter der anti-russischen Kampagne? Aber wer? Und warum? Russland gegen China? Was für ein Irrer würde solch ein Szenario wollen?

Und Anna war mitten in diese Sache hineingeraten ...

Aber warum hatte man sich ausgerechnet die Phoenix Group als Ziel ausgesucht? War es nur Zufall, dass das Unternehmen Verbindungen zur chinesischen Regierung unterhielt? *Nein, das kann nicht sein.*

Die Killer hatten offensichtlich von dieser Verbindung erfahren, was sie einiges an Arbeit gekostet haben musste. Aber es gab mit Sicherheit Zehntausende von Organisationen auf der Welt, die Verbindungen zu China hatten. Warum hier? Warum Anna?

Shaw ging zum Regal und nahm sich eines der Fotos. Es war an dem Abend aufgenommen worden, als er Anna den Heiratsantrag gemacht hatte. Sie hatte den Kellner gebeten, das Foto zu schießen und dabei Wert darauf gelegt, dass der Verlobungsring mit aufs Bild kam. Ihr Lächeln, geprägt von der Vorfreude auf eine strahlende Zukunft, ließ Shaw den Schmerz im Arm vergessen, denn sein Herz schmerzte noch viel mehr.

Shaw konnte keine Sekunde länger hierbleiben. Er rannte die Treppe hinunter und stieß die Vordertür auf. Mit einem Mal



hatte er das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Das Bild von Anna, die tot ins Zimmer fiel, und von ihrem Mörder, der sich über sie beugte, während er, Shaw, weit weg und hilflos war ... Das war zu viel. Es drohte, ihn zu verbrennen.

Shaw stürmte am diensthabenden Polizeibeamten vorbei und auf die Straße. Den Bruchteil einer Sekunde später prallte er gegen jemanden und stieß ihn auf den Bürgersteig.

Er streckte die Hand aus, um dem Gestürzten aufzuhelfen, eine Entschuldigung auf den Lippen, die er jedoch niemals aussprach. Stattdessen starrte er mit weit aufgerissenen Augen die Frau an.

Katie rappelte sich langsam auf. »Wir müssen reden. Sofort.«

## *Kapitel 58*

Nicolas Creel hatte einen äußerst arbeitsreichen Tag hinter sich, sogar für seine Verhältnisse. Er war mit seinem Privatjet von Italien nach New York geflogen und von dort nach Houston, wo er seine Chefverkäufer an Bord genommen hatte. Sie verbrachten die beträchtliche Flugzeit damit, letzte Details der Verkaufspräsentation in Peking zu besprechen.

Nun war Creel in seiner Kabine und schaute sich das Bild eines Mannes an, das man ihm zusammen mit entsprechenden Einzelheiten soeben geschickt hatte. Der Name des Mannes war Shaw, und er beschäftigte sich mit dem Massaker im Gebäude der Phoenix Group. Shaw gehörte einer streng geheimen, internationalen Polizeiorganisation an. Allerdings war Creel darüber informiert worden, dass diese Organisation die Gesetze bisweilen missachtete, um ihre Ziele zu erreichen.

Shaw war einer ihrer besten Agenten und hatte offenbar auch ein persönliches Motiv, das Verbrechen aufzuklären. Das war besorgniserregend.

Irritierender war nur die E-Mail, die Creel von Caesar bekommen hatte: Caesar ließ das Gebäude der Phoenix Group von seinen Männern beobachten; sie hatten gemeldet, diesen Shaw und die Journalistin Katie James zusammen gesehen zu haben. Creel hatte Caesar angewiesen, die beiden zu verfolgen. Er wollte nicht, dass dieser Shaw sich in die Rolle einmischte, die Katie James unwissentlich in seinem Plan spielen sollte.

Creel kehrte wieder in den Konferenzraum des Jets zurück, wo seine Verkaufsmanager letzte Hand an die Präsentation anlegten, von der sie hofften, dass sie ihnen den größten Rüstungsauftrag einbringen würde, den China je an ein ausländisches Unternehmen vergeben hatte. Tatsächlich war dies nur die Eröffnungssalve, doch das wusste bis auf Creel niemand. Sobald die Ereignisse in London der Welt erklärt waren, würden die Chinesen begreifen, in welcher prekärer Lage sie sich befanden. Der Rote Drache würde zum Ziel für den Russischen Bären werden, und die Kommunisten würden ihre Waffenbestellungen verdreifachen, um diesen Irren, Gorskow, im Zaum zu halten. Mit ein bisschen Glück würden sie für die nächsten zwei Jahrzehnte Stammkunden der Ares Corporation sein.

Das wäre für die meisten Unternehmer schon mehr als genug, doch nicht für Nicolas Creel. Peking war nur die eine Hälfte der Gleichung.

Nach China würde Creel nach Westen weiterfliegen und Moskau besuchen. Er rechnete mit heftigem Widerstand seitens der ehemaligen Sowjets, die noch immer nicht die Notwendigkeit sahen, über die neuesten und besten Waffensysteme zu verfügen. Wie der Rest der Welt, überließen auch sie

dieses Feld den Yankees, an deren Verteidigungshaushalt niemand herankam. Aber Creel war einer der wenigen, wenn nicht gar der einzige Visionär, der erkannte, dass dies nicht immer so bleiben musste. Weltmächte kamen, und Weltmächte gingen. Die Amerikaner standen schon lange Zeit ganz oben, zumindest nach gegenwärtigen, historischen Standards. Es war längst überfällig, dass jemand sie überholte. Ob das nun die Russen sein würden, die Chinesen oder beide, kümmerte Creel nicht. Hauptsache, *er* war derjenige, der die nächste Supermacht bewaffnete.

Creel würde weder Gorschkow noch dem chinesischen Verteidigungsminister gegenüber das Problem »Russland gegen China« anschneiden oder die wachsenden Spannungen zwischen den beiden Ländern zur Sprache bringen. Stattdessen gedachte er, das Ganze von der positiven Seite aus anzugehen. *Ihre Zeit ist gekommen*, würde er den Verantwortlichen in beiden Ländern sagen. *Das ist Ihr Jahrhundert. Packen Sie diese Gelegenheit beim Schopf, sonst wird es jemand anders tun.* Was die Identität dieses »anderen« betraf würde er es der Fantasie seiner jeweiligen Gesprächspartner überlassen.

Um die konkreten Zahlen und die restlichen Einzelheiten konnten sich seine Untergebenen kümmern. Creel nahm an dieser Reise teil, um beiden Ländern klarzumachen, was für sie auf dem Spiel stand. Und für Ares standen Billionen von Dollar auf dem Spiel, denn sobald Russland und China mit der Aufrüstung begannen, würden alle anderen nachziehen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten und ihre Egos zu verteidigen. Das schloss die Yankees mit ein, die ohne Zweifel die Gefahr sehen würden, dass jemand ihnen den Rang ablief. Was machten da schon ein paar Billionen Dollar Schulden mehr? Die Amerikaner konnten ihre jetzigen Schulden ja schon nicht zurückzahlen.

Creel rechnete die Zahlen im Kopf rasch durch. Die Staatsverschuldung der USA belief sich auf zehn Billionen Dollar - die Scharade mit der Sozialversicherung einmal außen vor gelassen. Allein die Zinsen für Amerikas Kreditkartenschulden summierten sich auf 300 Milliarden Dollar pro Jahr; hinzu kamen 700 Milliarden für die Verteidigung, was insgesamt eine volle Billion *jährlich* machte, also etwa ein Drittel des Gesamthaushalts. Die Kosten für das Renten- und das Gesundheitssystem beliefen sich zusammen auf mehr als eine Billion, für Sozialhilfe und Arbeitslosengeld auf etwa 400 Milliarden. Damit blieb ein armseliger Rest, nur ein paar Hundert Milliarden, für andere Zwecke übrig. In diesem großen Spiel war das bestenfalls Wechselgeld. Und jeden Tag gingen die Yankees mit dem Hut in der Hand zu Ländern wie China, Japan und Saudi Arabien und bettelten um Geld, um ihren Konsum zu finanzieren. Creel war schon seit Längerem klar, wie dieses Lied enden würde. Das musste auch so sein, denn es lag in seinem Geschäftsinteresse. Trotz des verdienten Rufs der Amerikaner, einfallreich und belastbar zu sein, wusste der erfahrene Geschäftsmann, dass Dollars niemals lügen.

Wenn das Land keine totale Kehrtwende macht, sind die Yankees in spätestens dreißig Jahren am Ende. Deshalb kaufe ich Euros, Yen, Yuan und Rupien und versuche, meine Klientel über das Land der Freien hinaus zu erweitern. Mit so vielen Schulden ist niemand wirklich frei - nicht, wenn das Haus bis übers Dach mit Hypotheken belastet ist. Aber sollen sie es ruhig genießen und noch ein paar Jahrzehnte Spaß mit ihren Kreditkarten haben. Zukünftige Generationen werden dafür bezahlen müssen, und wenn die Rechnung auf den Tisch kommt, wird die Hölle losbrechen.

Natürlich würden auch andere große Rüstungsfirmen ihr Stück vom Kuchen bekommen, aber Creels Firma war perfekt positioniert, um sich den Löwenanteil zu sichern. Das würde die Krönung seines Lebens sein. Sein Unternehmen wäre gerettet, sein Erbe gesichert. Und vor allem würde die Welt wieder ihr natürliches Gleichgewicht finden.

Das war alles, was er sich je erträumt hatte, und sie standen kurz vor dem Ziel.

Trotzdem kehrte Creel immer wieder zu dem Foto zurück, das Caesar ihm geschickt hatte. Sein Blick brannte sich in die Augen des großgewachsenen Mannes. Creel gefielen diese Augen nicht. Er hatte sein Vermögen nicht zuletzt damit verdient, dass er einen Gesichtsausdruck richtig zu deuten verstand und sich nicht von den Pokerfaces seiner Verhandlungspartner täuschen ließ. Und dieser Mann, dieser Shaw, gefiel ihm ganz und gar nicht. Verrückterweise kamen die Augen auf dem Bild ihm zugleich sehr vertraut vor. Als Creel in den Spiegel an der Wand schaute, wusste er auch warum.

Sie erinnern mich an mich selbst.

Creel lehnte sich zurück und hörte zu, wie seine Salesmanager bei 900 Stundenkilometern weiter über Verkaufsstrategien faselten.

Und seine Gedanken kehrten schon wieder zu diesen Augen zurück. Und zu diesem Mann. Sicher, es war nur *ein* Mann, doch manchmal reichte das aus, um alles zum Einsturz zu bringen.

Das würde Creel jedoch nie zulassen. Er hatte vor kaum etwas Angst, doch wenn es etwas gab, wovor er sich fürchtete, dann war es Unsicherheit. Deshalb hatte er ja Pender angeheuert, der die Welt glauben machte, was Creel sie glauben lassen wollte. Dieses Geschäft war oft ein Zermürbungskrieg. Man erschuf eine Wahrheit und begrub die Realität unter einem Haufen Müll, so groß, dass die Welt es irgendwann leid wurde, danach zu graben, und einfach akzeptierte, was man ihr vorsetzte. Das war der einfachste Weg, und die Menschen waren genau darauf programmiert. Immerhin mussten sie ja noch Rechnungen bezahlen, shoppen gehen, Kinder großziehen und Sport schauen. Wo sollten sie da noch die Zeit für irgendetwas anderes hernehmen? Ja, man besetzte jede Base,

und doch schlüpfte immer wieder irgendjemand oder irgendetwas durch.

Aber nicht dieses Mal.

Nein, nicht diesmal!

## *Kapitel 59*

Bring mich zu diesem Kerl«, forderte Shaw Katie auf. Sie saßen in seinem Zimmer im Savoy. Katie hatte ihm gerade von ihrer Begegnung mit dem Polen erzählt.

»Das kann ich nicht. Ich habe es versprochen.«

»Es ist mir egal, was du versprochen hast. Der Mann ist Zeuge in einer Morduntersuchung.«

Katie schaute zum Fenster hinaus, wo der Big Ben, die Houses of Parliament und das eiförmige London Eye ihren Blick mit der Themse im Vordergrund erwiderten. »Meinst du, das wüsste ich nicht?«

»Okay, dann sag mir seinen Namen.«

»Na klar! Wie wär's mit seinem Bild? Und wenn ich schon dabei bin, mit seiner E-Mail-Adresse?«

»Das ist kein Scherz! Menschen sind gestorben.«

Katie wirbelte herum. »Erspar mir diesen Mist! Das mit dem Journalismus ist kein Spiel. Ich verdiene meinen Lebensunterhalt damit, kapiert? Hast du schon mal was von Quellenschutz gehört? Journalisten berufen sich jeden Tag darauf.

Manche gehen sogar ins Gefängnis dafür, was auch mir in der Vergangenheit schon passiert ist. Also spar dir das mit den Schuldgefühlen für jemand anderen.«

Shaw senkte den Blick, und Katie erkannte, dass sie zu weit gegangen war. Sie setzte sich ihm gegenüber und sagte ruhig: »Hör mal ... niemand will Annas Mörder so dringend finden wie du. Und ich will es auch. Aber ich habe auch einen Job zu erledigen. Ich bin auf diese Story angesetzt, und ich muss sie wie ein Profi angehen.«

»Du erzählst mir, was der Kerl dir alles gesagt hat, und jetzt erwartest du von mir, dass ich es dabei bewenden lasse? Warum hast du es mir überhaupt erzählt, wenn du mich nicht zu ihm bringen willst?«

Katie lehnte sich zurück und rang die Hände. »Ich wollte, ich hätte eine gute Antwort darauf, aber die habe ich nicht. Ich wollte einfach nur, dass du es weißt. Ich nehme an, ich wollte von dir hören, dass er die Wahrheit sagt.«

»Glaubst du ihm?«, fragte Shaw.

»Die Einzelheiten, die ich dir genannt habe, der Kopierer, die Toten an der Tür, dieser Bill Harris ... Kannst du das bestätigen? Du warst doch drin.«

»Was den Kopierer im zweiten Stock und die Toten am Haupteingang angeht, stimmt alles. Ich werde überprüfen, ob sich wirklich jemand im Kopierer verstecken kann. Allerdings habe ich keine vollständige Liste der Toten gesehen; deshalb kann ich dir auch nichts zu diesem Harris sagen. Aber das sollte sich leicht überprüfen lassen. Du hast gesagt, er sei zum Hintereingang rein und auch wieder raus, ja?« Katie nickte. »Deswegen haben wir ihn nicht auf dem Video gesehen. Die Kamera hatte nur den Haupteingang im Blick.«

»Dann scheint der Mann echt zu sein, oder?«, fragte Katie hoffnungsvoll.

»Er könnte das alles auch wissen, wenn er einer der Mörder gewesen ist.«

»Das habe ich mir auch schon überlegt, aber dafür ist er nicht der Typ. Er ist ein dünner kleiner Mann, der vor Angst fast den Verstand verloren hat.«

»Der dich am Tatort eines Mordes rein zufällig auf der Straße anspricht? Das ist ein wenig *zu* zufällig, meinst du nicht?«

»Unter normalen Umständen wäre es so, aber er hat mich mit einem Cop reden hören und wusste deshalb, dass ich Reporterin bin. Außerdem ist es nichts Ungewöhnliches, dass ein Überlebender an den Ort des Geschehens zurückkehrt. Von wegen Schuldgefühle und so.«

»Du hörst dich an, als wolltest du dich mit aller Gewalt selbst überzeugen.«

»Vertrau mir. Ich werde den Kerl auf jede erdenkliche Art überprüfen.«

»Was willst du dann von mir?«, fragte Shaw.

Katie atmete tief durch. »Du hast mir schon einmal bestätigt, dass er wirklich da drin war. Ich glaube ... Nun ja, ich arbeite weiter an der Story.«

Shaw stand auf und starrte auf sie hinunter. »Wovon redest du? Was für eine Story?«

Ungläubig erwiderte Katie seinen Blick. »Ein Augenzeuge des Londonmassakers! Meinst du nicht, dass das in die Nachrichten gehört?«



»Katie, er hat gesagt, die Killer hätten Russisch gesprochen.«

»Ja, und?«

Shaw blickte besorgt drein, während Katie ihn misstrauisch beäugte.

»Gibt es etwas, was du mir nicht gesagt hast?«, fragte sie.

»Das kann ich dir nur sagen, wenn du mir versprichst, die Story *nicht* zu schreiben.«

»Das kann ich nicht, Shaw. Ich kann nicht. Ich *will* nicht! Das sind Nachrichten!«

»Selbst wenn es einen Weltkrieg auslösen könnte?«

»Was für einen Weltkrieg?«, stieß Katie hervor.

»Wenn ich dir das sage, darfst du es niemals wiederholen, egal, wo und gegenüber wem, auch nicht in gedruckter Form. Das sind meine Bedingungen. Akzeptiere sie, oder lass es.«

Katie zögerte nur einen Augenblick; dann nickte sie. »Abgemacht.«

»Man hat Beweise im Gebäude gefunden, die darauf hindeuten, dass die Phoenix Group hinter der Rote-Gefahr-Kampagne gestanden hat.«

Katie sprang auf. »*Was?* Bist du sicher?«

»Sicher, dass die Beweise dort waren? Ja. Was sie allerdings wirklich bedeuten, weiß ich noch nicht.«

»Und mein Augenzeuge hat mit angehört, wie die Killer gesagt haben, Gorschkow habe sie geschickt.«

»Verdammt! Warum hast du mir das nicht schon eher gesagt?«

»Das sagst ausgerechnet du. Wer hält denn hier die ganze Zeit Dinge zurück? Ich mache es nicht anders als du. Aber wenn die Phoenix Group wirklich hinter der Kampagne steckt, würde das erklären, warum die Russen sie auf Befehl von Gorschkow angegriffen haben.«

»Aber es stimmt nicht. Der ganze Mist, der mit der Kampagne zu tun hat, ist untergeschoben!«

»Wie kannst du dir da so sicher sein? Ich habe die Materialien in Annas Büro gesehen. Vielleicht hat sie es ja nicht erforscht, sondern *erschaffen*.«

»Und dann lässt sie alles herumliegen, damit die ganze Welt es sehen kann?«, entgegnete Shaw ungläubig.

Nun war Katie doch verunsichert. »Okay, das ergibt keinen Sinn, aber was hat das Ganze mit einem Weltkrieg zu tun? Die Verbindung muss mir irgendwie entgangen sein.«

»Gorschkow hat erklärt, wer immer für die Kampagne verantwortlich ist, müsse mit einem militärischen Gegenschlag rechnen.«

»Aber die Phoenix Group wurde angegriffen, kein Land.«

Shaw atmete tief durch. »Die Phoenix Group wird von den Chinesen geführt oder hat zumindest enge Verbindungen zu ihnen.«

»Den Chinesen?« Katie riss die Augen auf. »Bist du sicher?«

»Ja. Ich habe einen der Besitzer kennengelernt. Er hat es bestätigt.«

»Glaubst du wirklich, dass Russland China angreifen würde?«

»Wer kann das sagen? Glaubst du es nicht?«

»Aber falls die russische Regierung ihre Killer als Vergeltung zur Phoenix Group geschickt *und* von den Chinesen gewusst hat, scheint das durchaus als Gegenschlag geeignet zu sein. Warum hat Gorschkow das noch nicht in die Welt hinausposaunt?«

»Das kann er nicht. Die meisten Getöteten waren britische Staatsbürger. Ein paar Taliban in den afghanischen Bergen in die Luft zu jagen ist eine Sache; aber in London schlachtet man nicht einfach dreißig Leute ab und prahlt auch noch damit. Russland hin oder her, die Briten haben ebenfalls Atomwaffen, und die Amerikaner sind ihre engsten Verbündeten. Nicht mal Gorschkow würde sich mit diesem Monster anlegen. Außerdem wissen wir nicht mit Sicherheit, ob die Russen wirklich von der China Connection wissen.«

»Aber nichts von dem, was du mir bisher gesagt hast, könnte als Argument herhalten, die Story *nicht* zu schreiben. Ein Augenzeuge sagt, ein paar von Gorschkow bezahlte Russen sind die Täter. Was diesen Kampagnenkrepel und die Chinesen betrifft, werde ich das Maul halten; das habe ich dir ja versprochen. Aber die Tatsache, dass Russen für das Massaker verantwortlich sind, stammt aus meiner Quelle, und die Welt hat ein Recht darauf, es zu erfahren.«

»Komm schon, die Leute können durchaus zwischen den Zeilen lesen. Und wenn die Chinesen glauben, dass die Russen eines ihrer Büros ausgeschaltet haben, könnten *sie* zurückschlagen.«

»Aber selbst du hast doch gesagt, das mit der Roten Gefahr sei alles nur Blödsinn. Man hat die Beweise nachträglich untergejubelt. Die Chinesen stecken nicht dahinter.«

Shaw schüttelte verzweifelt den Kopf. »Genau, Katie. Verstehst du denn nicht? Die Russen hätten das Zeug nicht untergejubelt, besonders nicht, wenn sie von den chinesischen Verbindungen gewusst hätten. Welchen Sinn hätte das gehabt? Um mit den Chinesen einen Kampf anzufangen, würden sie ihnen bestimmt nichts anhängen. Zwischen den beiden Ländern herrscht ein militärisches Gleichgewicht. Für so einen Stunt hätten sie sich ein Land ausgesucht, dass weit leichter zu erledigen ist. Fangen wir mit ›A‹ an, und machen wir Albanien fertig. So ein Krieg wäre in vierundzwanzig Stunden vorbei. Aber China? Die haben drei Mann für jeden russischen Schützenarsch. Und Kernwaffen haben sie auch.«

Katie war verwirrt. »Was genau willst du damit sagen?«

»Dass die Russen es *nicht* getan haben. Und die Phoenix Group steckt ebenso wenig hinter der Roten Gefahr wie die Chinesen.«

»Okay. Und wer *steckt* dahinter?«, hakte Katie zweifelnd nach.

»Da gibt es noch eine dritte Partei, deren Spiel ich nicht ganz verstehe; aber aus irgendeinem Grund wollen diese Leute, dass China und Russland aufeinander losgehen.«

»Damit willst du sagen, dass meine Quelle lügt, was die Russen betrifft, ja?«

»Wenn dieser Mann behauptet, er habe Leute Russisch sprechen gehört, und sie hätten gesagt, dass sie für Gorschkow arbeiten, dann glaube ich, dass der Mann lügt, denn ich denke nicht, dass die Killer für Russland gearbeitet haben. Oder - aber das ist jetzt wirklich weit hergeholt - sie wussten, dass der Mann in dem Gebäude war und haben ihn am Leben gelassen, damit er erzählen konnte, was er gehört hat beziehungsweise, was sie ihn hören lassen *wollten*.«

Katie schnippte mit den Fingern. »Er hat gesagt, er habe gehört, wie die Russen - dir zufolge die ›falschen‹ Russen - gesagt haben, sie wüssten, dass noch jemand im Gebäude ist. Wenn sie die Rückseite beobachtet haben, haben sie den Mann reingehen sehen. Aber sie haben nicht weitergesucht, weil ein Fenster zerbrochen ist und eine Frau geschrien hat. Sie hatten Angst, die Polizei würde gleich kommen.«

Ein Schatten huschte über Shaws Gesicht.

»Oh ... Ist das wirklich passiert?«, fragte Katie.

Shaw nickte. »Die Frau war Anna. Sie hat ihr Bürofenster zerschlagen und versucht, auf diesem Weg zu fliehen. Doch sie wurde vorher erschossen.«

»Woher weißt du das?«

»Eine Stauüberwachungskamera an der Straße hat es gefilmt.«

»Mein Gott! Du hast es gesehen?« Katie legte die Hand auf die seine. »Shaw, ich weiß nicht, was ich sagen soll ...«

»Sag, dass du die Story nicht schreibst.«

»Das kann ich nicht. Die Welt hat ein Recht darauf, es zu erfahren.«

»Wirklich? Selbst, wenn das alles nur erstunken und erlogen ist? Oder vielleicht glaubt Katie James ja auch nur, sie habe es sich verdient, wieder ganz oben zu stehen, egal, um welchen Preis. Sogar, wenn es das Ende der Welt bedeutet, wie wir sie kennen.«

Katie lief rot an und zog sich von Shaw zurück. »Das ist nicht der Grund!«

»Dann sag mir, warum du das tust.«

»Ich bin Journalistin. Ich habe eine Story. Die Story des Jahrzehnts! Ich kann nicht einfach darauf sitzen bleiben, nur weil du ein paar Theorien hast und behauptest, die Story bedeute das Ende der Welt.«

»Und wenn ich recht habe? Würdest du auch damit klarkommen?«

»Ja«, antwortete Katie, doch ihre Stimme zitterte leicht.

»Dann gibt es nichts mehr zu sagen.« Shaw erhob sich und hielt Katie die Tür auf.

»Shaw, bitte. Tu das nicht.«

»Es gibt nichts mehr zu sagen«, wiederholte er.

Langsam ging Katie an ihm vorbei, und Shaw warf hinter ihr die Tür ins Schloss.

## *Kapitel 60*

Nicolas Creels Reisen nach China und Russland waren ein Erfolg gewesen. Zwar waren keine verbindlichen Vereinbarungen getroffen worden, aber Creel hatte den Grundstock dafür gelegt. Wenn die »echte« Wahrheit über die Phoenix Group herauskam - und Creel rechnete damit, dass Katie James jeden Augenblick dafür sorgte -, würde sich das Verhältnis zwischen den beiden Ländern rasch von regionaler Konkurrenz in erbitterte Feindschaft wandeln, und Billionen von Dollars würden ihm zufließen.

Doch trotz des Triumphs, den er gerade errungen hatte, blieb da noch ein Problem.

Creel saß wieder auf dem Oberdeck seiner Superjacht *Shiloh*, während seine alberne Frau splitterfasernackt auf einer Liege am Vordeck lag. Creel hatte endgültig die Nase voll gehabt und verlangt, dass sie sich etwas anzog. Doch Miss Hottie hatte sich rundheraus geweigert und behauptet, selbst ein String würde ihre Haut verschandeln.

Trotzig hatte sie erklärt: »Mein Body ist perfekt. Ich will keine Bikinistreifen, Nicky! Du kannst mich nicht zwingen.«

Wie konnte man solch einer Logik widersprechen? Einem solch ernsthaften Narzissmus? Creel hätte beinahe laut gelacht, wie über ein Kind, das einen lustigen Spruch von sich gegeben hatte.

Das Schiffstelefon klingelte. Es war der Kapitän. Mrs. Creel war endlich eingeschlafen.

»Dann legen Sie eine verdammte Decke über sie, vom Kopf bis zu den Zehen«, befahl Creel und legte auf.

Die Frau, die er bei der Preisverleihung in L. A. kennen gelernt hatte, war Kuratorin an der Met in New York, Yale-Absolventin, überaus intelligent, weit gereist, gut gebaut und auch sonst attraktiv. Creel wagte zu behaupten, dass sie sich einen Dreck um Bikinistreifen an ihrem Hintern scherte. Er hatte einen wunderbaren und faszinierenden Abend mit der Frau verbracht, sogar ohne jeden Körperkontakt. Kaum war er nach Hause gekommen, hatte er seine Anwälte angewiesen, die Scheidungspapiere aufzusetzen.

Doch diese unmittelbar bevorstehende häusliche Veränderung war nicht das Problem, das Creel beunruhigte.

Er schaute auf das Foto des Mannes an der Seite von Katie James. James hatte Shaws Hotel unter Tränen verlassen, hatte man Creel berichtet. Würde dieser Mann alles in Gefahr bringen? Shaw wollte Rache. Er war extrem gut ausgebildet und erfahren. Ja, er war ein potenzielles Problem. Aber Shaws Tage waren vermutlich gezählt. Was machte da schon einer mehr oder weniger?

Creel schaute auf das ruhige Mittelmeer hinaus, wo eine heiße Sonne sich träge den Weg zum Horizont brannte. Obwohl er die besten Waffen der Welt verkaufte, war er im tiefsten Innern ein friedfertiger Mann. Er hatte noch nie jemanden im Zorn geschlagen. Ja, er hatte den Tod von Menschen befohlen, doch nie aus Boshaftigkeit.

Doch von der ersten Keule, die im Zorn erhoben worden war, bis hin zur A-Bombe, die binnen Sekunden Hunderttausende töten konnte, waren gewaltsame Konflikte ein essentieller Bestandteil des menschlichen Wesens gewesen. Creel wusste das, so wie er auch wusste, dass der Krieg viele positive Seiten hatte. Vor allem veranlasste er die Menschen dazu, näher zusammenzurücken.

Natürlich empfand Creel Schuld für das, was er getan hatte. Tatsächlich hatte er bereits zehn Millionen Dollar als Unterstützung für die Familien der Opfer des Londonmassakers gespendet. Das war seiner Meinung nach das Mindeste, was er tun konnte. Und während jenseits des Atlantiks, in England, die Menschen dem Ganzen einen Sinn zu entnehmen versuchten, war er in seinem Millionen-Dollar-Jet auf die Knie gesunken und hatte Gott gebeten, ihm zu verzeihen. Und als er sich wieder von dem dicken Teppich erhoben hatte, in sein luxuriöses Bett gegangen war und seine 10 000-Dollar-Designerlampe eingeschaltet hatte, war er sich bereits ziemlich sicher, dass Gott seiner Bitte entsprochen hatte.



Während Pender eifrig damit beschäftigt war, irgendetwas zu fabrizieren und es jedermann als Wahrheit zu verkaufen, kannte Creel die »echte« Wahrheit ganz genau.

Die Welt ist ein viel sicherer Ort, wenn die Mächtigen ihre Macht auch wirklich gebrauchen.

So könnten zum Beispiel die Vereinigten Staaten sämtliche Probleme im Nahen Osten binnen weniger Tage lösen. Natürlich würden auch Unschuldige dabei sterben. Aber war es wirklich ein Unterschied, ob Millionen Menschen binnen zehn Minuten oder in zehn Jahren starben? Sterben würden sie so oder so, und auf diese Art wäre ihnen wenigstens ein Jahrzehnt des Elends erspart geblieben. Und Creel würde mit Freuden die Waffen zur Verfügung stellen, um die Barbaren auszurotten. *Sie oder wir* - um etwas anderes ging es nicht. Und nur die Starken überlebten.

»Und die Schwachen gehen unter«, sagte Creel zur untergehenden Sonne, die das Meer und die italienische Küste burgunderrot färbte. Die Schwachen starben immer. Das war der natürliche Lauf der Dinge.

Wenn Creels Plan Erfolg hatte, hätten die großen Jungs wieder die Kontrolle. Mutual assured destruction, kurz MAD, die wechselseitig zugesicherte Zerstörung, war ein Begriff aus dem Kalten Krieg und Ursache großer Ängste gewesen, alle unbegründet. MAD war tatsächlich die stärkste stabilisierende Kraft in der Geschichte der Menschheit, auch wenn viele Leute, die nicht wussten, wie die Welt in Wahrheit funktionierte, solch eine Definition entschieden abgelehnt hätten. MAD bedeutete Sicherheit, Vorhersehbarkeit und vielleicht auch die Auslöschung bestimmter Elemente der Menschheit zum Wohle aller.

Creel ging zur Reling und schaute zu seiner schlafenden Frau hinunter. Sie war eine Idiotin ... wie die meisten Menschen. Die Leute sahen nur sich selbst, waren allem anderen gegen-

über blind. Keine Vision. Schlichte Gemüter, simpel, schwach und faul. Creel sah sich noch einmal das Bild von Shaw an. Dieser Mann sah weder simpel noch schwach oder faul aus.

Es war eine Schande, dass er sterben musste. Doch Creel würde ihn töten, wenn es notwendig war.

Er griff nach dem Schiffstelefon. Der Kapitän der *Shiloh*, ein Mann mit dreißig Jahren Hochseerfahrung unter verschiedenen reichen Schiffsbesitzern, meldete sich.

Creel sagte: »Lassen Sie alles vorbereiten, um morgen *alle* Kinder zu mir raus zu bringen. Nehmen Sie die Sechzig-Fuß-Barkasse. Und bringen Sie auch die Mutter Oberin mit. Ich will ihr einen Scheck überreichen.«

»Wie Sie wünschen, Mr. Creel. Werden Sie auch das U-Boot wieder brauchen? Beim letzten Mal hatten die Kinder großen Spaß daran.«

»Gute Idee. Lassen Sie es vorbereiten. Und machen Sie auch den Hubschrauber startklar, um Mrs. Creel zum Jet zu bringen. Sie wird morgen früh nach Südfrankreich fliegen. Ihre Zofe soll ihr angemessene Kleidung bereitlegen - je *mehr* Kleidung, desto besser.«

»Verstanden, Sir.«

Creel legte auf. Der brave Kapitän wäre vermutlich nicht so höflich zu ihm, hätte er gewusst, was sein Chef getan hatte. Der Kapitän war Brite, geboren und aufgewachsen in London.

Aber morgen würden die Kinder kommen. Creels Leben war ein einziger, steter Ausgleichsversuch. Für jede böse Tat eine gute. Ja, er freute sich wirklich auf die Kinder.

Und er würde ihnen ein brandneues Haus bauen, in dem es sich gut Waise sein ließ.

## *Kapitel 61*

Die Stahlbahre wurde mit einem lauten Klappern herausgerollt, das Shaw bis in die Zehen spürte. Es roch nach Chemikalien, Urin und anderen Dingen, über die Shaw gar nicht nachdenken wollte.

Frank stand neben ihm.

»Shaw, du musst das nicht tun«, sagte er. »Du solltest es lieber sein lassen. Warum willst du sie so in Erinnerung behalten? An diesem Ort?« Er machte eine weit ausholende Handbewegung.

»Du hast recht«, sagte Shaw. »Trotzdem muss ich es tun.«

Frank seufzte und nickte dem Bediensteten zu.

Einen Augenblick lang, als die Finger des Mannes das Laken packten, wäre Shaw am liebsten davongerannt - hinaus ins Tageslicht, ehe es zu spät war. Stattdessen stand er einfach nur da, während das Laken gehoben wurde, und starrte auf Anna hinunter ... oder auf das, was von ihr übrig war.

Shaw versuchte, nicht die Wunde mitten auf der Stirn anzustarren, die v-förmigen Einschnitte, die der Gerichtsmediziner auf der Suche nach der genauen Todesursache gemacht hatte, oder die beiden Einschusslöcher in ihrer Brust. Doch er konnte nicht anders, als hinzusehen und die vollkommene Zerstörung der schönsten Frau zu betrauern, die er je gesehen hatte. Ihm blieb nicht einmal der Trost ihrer grünen Augen, denn sie waren für immer geschlossen.

Shaw nickte dem Bediensteten zu und drehte sich um. Die Bahre wurde zurückgeschoben und die Tür der Kühlbox ge-

schlossen. Mit Franks Hilfe und zitternden Knien verließ Shaw den Raum.

»Komm. Besaufen wir uns«, sagte Frank.

Shaw schüttelte den Kopf. »Ich muss in Annas Wohnung.«

»Bitte? Bist du so eine Art Masochist oder was? Erst willst du sie in der Kühlbox sehen, und jetzt willst du dir noch ein Stück von deinem Herzen rausreißen? Was soll das, Shaw? Sie kommt nicht wieder.«

»Ich habe dich nicht gebeten mitzukommen, aber ich muss dorthin.«

Frank winkte ein Taxi herbei. »Jaja, aber ich werde dich trotzdem begleiten.«

Sie stiegen ins Taxi. Shaw nannte dem Fahrer die Adresse. Dann steckte er den Kopf aus dem Fenster und kämpfte gegen die Übelkeit an, die ihn zu überwältigen drohte.

Er hätte nicht in die Leichenhalle fahren sollen. Nicht, um sie so zu sehen. *Nicht Anna*.

Ja, er hätte nicht fahren sollen.

Aber er hatte fahren müssen.

Ein paar Minuten später öffnete Shaw die Tür zu ihrer Wohnung, trat ein und setzte sich auf den Fußboden, während Frank stehen blieb und ihn beobachtete. Shaw ließ den Blick über die vertrauten Dinge schweifen und beruhigte sich langsam wieder. Dies hier war die lebende, atmende Anna, nicht das niedergemetzelte *Ding*, das er gerade auf der Stahlplatte im Leichenschauhaus gesehen hatte. Hier war Anna nicht tot.

Shaw stand auf und nahm ein Foto vom Kaminsims. Es zeigte ihn und Anna vergangenes Jahr in der Schweiz. Sie war eine gute Skiläuferin, er weniger. Aber der Spaß, den sie gehabt hatten ... Ein weiteres Foto zeigte sie beide in Australien, und auf einem dritten Schnappschuss saßen sie auf einem Elefanten, dem Anna den Spitznamen Balzac gegeben hatte, denn er hatte Kaffee geliebt und ihn mit dem Rüssel aus dem Becher geschlürft.

Überall waren hier Dinge, die sie geliebt hatte.

Überall war *sie*.

Shaw setzte sich wieder. Ein paar Sekunden lang ertrug er die Millionen offensichtlicher Gedanken, die einem Trauernden in Zeiten wie diesen durch den Kopf gingen. Der Schmerz, den Adolfs Sägeblatt ihm zugefügt hatte, kam nicht ansatzweise an die Qual heran, die Shaw nun empfand. Eine blutige Wunde gegen einen zerschmetterten Geist, Leib, Seele ... Dagegen gab es kein Schmerzmittel.

Frank war Shaws veränderter Gesichtsausdruck aufgefallen. »Komm schon, Shaw. Lass uns jetzt einen trinken gehen.«

Shaw erkannte endlich, dass er auch hier nicht bleiben konnte. In mancher Hinsicht war die lebende Anna noch katastrophaler für ihn als die tote auf der Stahlbahre. Alles hier brachte ihm überdeutlich zu Bewusstsein, was er verloren hatte, was sie *beide* verloren hatten.

Shaw rappelte sich auf, doch ehe Frank ihm helfen konnte, drehte sich der Knauf, und die Tür öffnete sich.

Im nächsten Moment standen sie Annas Eltern gegenüber.

Wolfgang lief rot an. Er streckte den Arm aus, um Shaw zu packen, doch Shaw wich zurück.

»Nein, Wolfgang, nein!«, schrie seine Frau.

»Dieses Monster! Dieses Ungeheuer!« Wolfgang war dermaßen außer sich, dass er spie und selbst an diesen wenigen Worten zu ersticken drohte. Gleichzeitig feuerten seine Augen gefährliche Salven auf Shaw ab, der weiter zurückblieb und nicht wusste, was er tun sollte.

»Jetzt machen Sie aber mal halblang«, sagte Frank. »Glauben Sie vielleicht, Shaw leidet nicht auch darunter?«

»Was tut ihr hier?«, wollte Natascha wissen, packte ihren Mann am Arm und versuchte, ihn zurückzuhalten.

»Sprich nicht mit diesem *Dreck!*«, schrie Wolfgang. »Er hat unsere Tochter umgebracht. Er hat Anna getötet.«

Shaw trat einen Schritt vor. Seine Augen blitzten. »Wovon redest du da? Ich hatte nichts mit Annas Tod zu tun.«

»Shaw, überlass das mir«, sagte Frank.

Wolfgang richtete den Finger auf Shaws Gesicht. »Ohne dich würde Anna noch leben. Du hast sie umgebracht.«

Frank rief wütend: »Jetzt hören Sie mal! Das ist doch Scheiße!«

Shaw wollte an ihm vorbei, doch Wolfgang stürmte plötzlich vor und packte ihn an der Kehle, und mit seiner schieren Masse warf er sie beide mit Wucht gegen die Wand. Natascha schrie und versuchte, ihren Mann von Shaw herunterzureißen. »Nein! Wolfgang, nein!«

Auch Frank versuchte, Wolfgang von Shaw wegzuziehen, doch der Mann war einfach zu schwer.

Wolfgangs dicke Schulter prallte gegen Shaws verletzten Arm, und Shaw stöhnte vor Schmerz. Dann gelang es ihm, den riesigen Mann von sich wegzuschieben, indem er ihm das Knie in den Magen drückte. Als Wolfgang sich erneut auf Shaw stürzte, wich der dem weit langsameren Angreifer mit einem Schritt zur Seite aus. Wolfgangs Gesicht war beängstigend rot, und er atmete so schwer, dass Shaw schon glaubte, der Mann hätte einen Herzinfarkt. Wolfgang prallte gegen die Wand. Bevor er sich wieder umdrehen und erneut angreifen konnte, drückte Shaw mit der Hand auf einen Nerv im dicken Hals des Mannes. Wolfgang sank auf die Knie und schrie vor Schmerz.

Im nächsten Augenblick traf Nataschas schwere Handtasche Shaw mitten ins Gesicht und hinterließ eine Wunde auf seiner Wange. Shaw spürte, wie ihm das Blut übers Gesicht lief. Frank riss der Frau die Handtasche aus der Hand und schleuderte sie durchs Zimmer. Natascha kniete sich neben ihren Mann und schlang schützend die Arme um ihn.

Schwer atmend und mit blutigem Gesicht starrte Shaw auf die beiden hinunter. »Was ist mit ihm?«

»Geh! Hau ab!«, schrie Natascha ihn an. »Lass uns allein. Du hast schon genug angerichtet. Genug!«

»Ich hatte nichts mit ...« Shaw hielt inne. *Es ist sinnlos.*

Frank zog ihn zur Tür. »Lass uns von hier verschwinden, ehe noch jemand ernsthaft verletzt wird.«

Shaw wischte sich das Blut aus dem Gesicht, drehte sich um und ging.

Auf dem Weg die Treppe hinunter sagte Frank: »Niemand hat ihnen gesagt, du wärst ein Ungeheuer, Shaw. Wir haben nur ...«

Shaw blieb unvermittelt stehen, setzte sich auf die Stufen und schluchzte so laut, dass es von den Wänden widerhallte. Das restliche Blut in seinem Gesicht wurde von Tränen weggewischt, die nun in Strömen flossen. Zehn Minuten lang weinte er hemmungslos und warf sich von einer Seite zur anderen.

Frank stand einfach nur da und schaute auf ihn hinunter, die Hände zu Fäusten geballt. Auch ihm standen die Tränen in den Augen.

Und dann hörte Shaw so plötzlich zu weinen auf, wie er begonnen hatte. Er stand auf und rieb sich das Gesicht trocken.

»Shaw?«, fragte Frank und schaute ihn besorgt an. »Alles in Ordnung?«

»Alles wunderbar«, antwortete Shaw in mechanischem Tonfall und stieg die Treppe hinunter. Frank starrte ihm offenen Mundes hinterher.

Als Shaw die Straße erreichte, begann er zu joggen. Für ihn war die Trauer zu Ende. Er würde ohnehin nie über Annas Tod hinwegkommen. Also musste er sich jetzt wieder auf das konzentrieren, was wirklich zählte: Rache. Das würde er nicht wieder aus den Augen verlieren. Und er würde nicht eher ruhen, bis er sie bekommen hatte.

Und er wusste genau, wo er anfangen musste.

Katie James.

Diesmal würde er kein Nein als Antwort akzeptieren.



## *Kapitel 62*

Ich habe die Geschichte über Krakau und Ihren Vater überprüft«, sagte Katie. Sie und Aron Lesnik saßen in dem winzigen Zimmer des Polen in der Pension an der Themse. Es war eine triste, heruntergekommene Gegend und nicht zu vergleichen mit dem schicken Viertel, in dem das Gebäude der Phoenix Group stand. Katie hatte Lesnik Kaffee und Essen mitgebracht, das er nun verschlang, während sie sich unterhielten.

»Sie haben das überprüft?«, sagte er zwischen zwei Bissen von seinem Schinkensandwich.

»Selbstverständlich. Journalisten gehen immer davon aus, dass man sie belügt.«

»Ich habe nicht gelogen!«, rief Lesnik und trank einen Schluck Kaffee.

Katie schaute auf ihre Notizen. »Ihr Vater war Elisaz Lesnik, Herausgeber einer Tageszeitung in Krakau. 1989 wurde er getötet.«

»Die Sowjets haben ihn ermordet. Polen hat damals für seine Freiheit gekämpft. Wir hatten Lech Walesa, den Befreier, auf unserer Seite. Mein Vater hat die Wahrheit geschrieben, und den Sowjets hat das nicht gefallen. Eines Nachts, als ich klein war, sind sie gekommen und haben ihn getötet.«

»Das wurde nie bewiesen«, sagte Katie.

»Ich brauche keinen Beweis! Ich weiß es!« Lesnik schlug mit der Faust gegen die Wand.

»Dann sind Sie also nicht besonders gut auf die Russen zu sprechen?«

Lesnik starrte sie offenen Mundes an. »Sie glauben mir nicht? Sie denken, ich hätte das erfunden, weil ich die Russen hasse? Ich habe die Toten gesehen. Ich habe überall Blut gesehen. Stellen Sie mir Fragen! Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen!« Er schaute Katie trotzig an und riss wütend einen Bissen aus dem Sandwich.

»Warum haben Sie Angst, zur Polizei zu gehen?«

»Wenn ich zur Polizei gehe, wird man dort glauben, ich hätte etwas mit der Sache zu tun. Für sie sind Polen und Russen dasselbe. Und dann spricht es sich herum, und schon sind die Mörder hinter mir her. Ich habe gesehen, was sie meinem Vater angetan haben. Ich will so nicht sterben.«

»Sie sagten, Sie verstehen etwas von Computern. Dürfte ich Ihnen dazu ein paar Fragen stellen?«

»Nur zu.«

Katie stellte ein paar hochtechnische Fragen, die sie selbst nicht verstand, doch ein technisch beschlagener Freund hatte sie ihr zusammen mit den Antworten gegeben. Lesnik beantwortete jede Frage korrekt.

»Soll ich Ihnen auch noch einen Computer reparieren, um Sie zu überzeugen?«, fragte Lesnik gereizt.

»Nachfragen kann ja nicht schaden«, erwiderte Katie. »Was ist mit diesem Harris? Erzählen Sie mir von ihm.« Sie hatte eine Beschreibung von Harris bekommen und wollte wissen, ob sie sich mit der von Lesnik deckte.

»Er war ein netter Mann. Schon älter. Weißes Haar. Roch nach Zigarre. Wir haben über den Job gesprochen. Ich glaube,

er hat mich gemocht. Er hat gesagt, Phoenix sei ein guter Arbeitgeber. Ich habe ein Glas Wasser getrunken und bin dann zur Toilette den Gang hinunter. Als ich zurückkam, habe ich die Schüsse unten gehört und mich versteckt. Aber das habe ich Ihnen ja schon erzählt.«

Katie schrieb alles auf. »Okay, und jetzt erzählen Sie mir von ...«

Sie beendete den Satz nicht, denn die Tür wurde aufgetreten, und *er* stand dort.

»Shaw! Woher hast du gewusst ...« Katie funkelte ihn an. »Du bist mir gefolgt!«

Shaw machte sich nicht die Mühe, darauf zu antworten. Er hatte nur Augen für Lesnik, der sich in eine Ecke drückte. Das halb gegessene Sandwich war ebenso vergessen wie der Kaffee, den er auf den Boden verschüttet hatte.

Shaw stapfte auf den kleinen Mann zu. Lesnik schrie: »Er darf mir nicht wehtun! Bitte, halten Sie ihn auf! Bitte!«

»Shaw, du machst ihm Angst.«

Shaw packte Lesnik mit der gesunden Hand am Kragen. »Die sollte er auch haben.«

»Sie haben gesagt, niemand sonst weiß etwas!«, kreischte Lesnik und schaute mitleiderregend zu Katie.

»Shaw, lass ihn los.«

»Hör zu, Kerlchen, du wirst mir jetzt alles sagen, was du an dem Tag gesehen und gehört hast. Und du sollst nicht die kleinste Kleinigkeit auslassen! Ich habe ja gerade eben gehört, dass du zum Pott gegangen bist und dich versteckt hast. Mach da weiter. Los!«

Lesnik sah aus, als würde er jeden Moment in Ohnmacht fallen.

»Shaw!«

Katie packte Shaw an seiner gesunden Schulter und versuchte, ihn zurückzuziehen. Sie hätte genauso gut versuchen können, einen Elefanten wegzuschieben.

»Komm mir nicht in den Weg, Katie«, knurrte Shaw und funkelte sie drohend an.

Lesnik nutzte diese kurze Ablenkung. Er nahm all seinen Mut zusammen und schlug Shaw mit der Faust auf den verbundenen Arm.

»Verdammt!« Shaw kippte vor Schmerz vornüber.

Der Pole sprang an ihm vorbei, stieß Katie zu Boden und rannte zur Tür hinaus. Shaw erholte sich rasch wieder, hielt sich den Arm und rannte dem Mann hinterher, Katie dicht auf den Fersen. Sie polterten die Treppe hinunter. Shaw lief so schnell, wie sein verletzter Arm es ihm erlaubte, doch der viel kleinere und behändere Lesnik huschte bereits durch die Tür und auf die Straße, als Shaw und Katie noch auf dem letzten Absatz waren.

Shaw stieß die Tür auf und blieb stehen, um die Straße in beiden Richtungen abzusuchen. Katie stieß gegen ihn. Sie packte ihn am Jackett.

»Hast du den Verstand verloren?«, fuhr sie ihn an.

Plötzlich sah Shaw den Polen auf der anderen Straßenseite. Er rannte an der Themse entlang. Shaw sprang zwischen den hupenden Autos hindurch. Katie folgte ihm und rief verzweifelt, er solle stehen bleiben, ehe er sie alle umbringe.

Shaw brüllte Lesnik hinterher, der über den Bürgersteig eilte. Der Pole warf einen gehetzten Blick über die Schulter. Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Der Schuss traf ihn genau zwischen die Augen. Einen Moment stand er einfach nur da, als hätte er gar nicht gemerkt, dass sein Leben plötzlich geendet hatte. Dann kippte er nach hinten und über die Brüstung. Ein paar Augenblicke, nachdem Lesnik in der trüben Themse verschwunden war, nahm das Wasser sekundenlang eine dunkelrote Färbung an.

Beim Klang des Schusses hatte Shaw sich sofort geduckt. Als Katie an ihm vorbeirennen wollte, streckte er den gesunden Arm aus, packte sie am Bein und riss sie hinter einem parkenden Auto in Deckung.

»Bleib unten!«, befahl er. »Das war ein Scharfschützengewehr.« Vorsichtig lugte Shaw über die Motorhaube und suchte nach einem Hinweis auf den Schützen, entdeckte aber keinen.

Dann schaute er zu Katie, und seine Miene entspannte sich wieder. Sie zitterte.

»Ist ja gut.« Shaw legte ihr den Arm um die Schulter.

»Nein, *nichts* ist gut!«, zischte sie und schüttelte ihn ab. »Du musstest ja unbedingt hierherkommen und wie ein Elefant durch die Tür stürmen. Und jetzt ist ein Unschuldiger tot! Wegen dir!«

»Wir wissen beide nicht, wie unschuldig er wirklich ist«, erwiderte Shaw ruhig. »Aber jetzt müssen wir erst mal weg von hier. Die Polizei ...«

»Du kannst meinetwegen weglaufen. *Ich* will mit der Polizei reden. Das gibt bestimmt tolles Hintergrundmaterial für die Story.«

»Du willst den Artikel immer noch schreiben?«, fragte Shaw ungläubig.

»Darauf kannst du wetten. Und weißt du, was seltsam ist? Bevor du die Tür eingetreten hast, wollte ich die Story eigentlich zurückhalten - jedenfalls eine Zeit lang. Aber jetzt?« Sie schaute in die Richtung, wo Lesnik verschwunden war. »Jetzt habe ich meine Meinung geändert.«

»Katie, hör zu ...«

Sie unterbrach ihn erneut. »Nein, du hörst jetzt mir zu, Shaw. Ich weiß, dass die Frau, die du geliebt hast, ermordet worden ist. Ich weiß, wie sehr dich das schmerzt. Ich weiß, dass dein Leben im Augenblick sogar noch beschissener ist als meins, aber du hast da oben eine Grenze überschritten. Ich werde dir nie mehr vertrauen.«

Sirenengeheul ertönte. Shaw drehte sich um, wandte sich dann aber wieder Katie zu.

»Du solltest jetzt besser gehen«, sagte Katie. »Im Augenblick ist die Polizei nicht gerade dein bester Freund.«

»Du weißt nicht, worauf du dich hier einlässt, Katie.«

»Worauf ich mich hier einlasse, du verdammter Hurensohn, ist die Wahrheit! Und jetzt mach, dass du von hier verschwindest!«

Kurz funkelte Shaw sie an, doch seine Augen schienen ihre Wirkung auf sie verloren zu haben.

»Sofort!«, rief sie.

Als Shaw sich erhob, sagte Katie: »Und mach dir keine Sorgen. Ich werde dich nicht in der Story erwähnen. Betrachte das als Abschiedsgeschenk.«

## Kapitel 63

Katie rief Kevin Gallagher an und berichtete ihm, was geschehen war. Nachdem sie geendet hatte, stellte er nur eine Frage: »Wann liefern Sie die Story ab?«

»Ist schon geschrieben. Ich kann sie Ihnen sofort mailen. Dann können Sie sie meinetwegen noch prüfen, wie Sie wollen, und sie dann veröffentlichen.«

»Und Ihr Kontaktmann ist tot?«

»Ja. Die Polizei untersucht den Fall bereits.«

»Hat man auch mit Ihnen gesprochen?«

»Ich habe ihnen nur das Wichtigste gesagt. Nichts von dem, was der Mann mir erzählt hat. Das schafft es auf die Titelseite, stimmt's, Kevin?«

»Natürlich! Vier Zoll Schlagzeile, Katie. Genauso groß wie bei einer Kriegserklärung. Schicken Sie die Story los. Ich rufe Sie an, sobald ich sie gelesen habe.«

Katie legte auf, zögerte einen Moment, klickte den Senden-Button, und die E-Mail flog über den großen Teich. *Genauso wie bei einer Kriegserklärung.* Katie dachte an Shaws Worte. Was, wenn es tatsächlich zu einem Weltkrieg kam? Ein Schauer lief ihr über den Rücken.

20 Minuten später rief Gallagher zurück. Katie konnte ihn förmlich sabbern sehen.

»Wir bringen das in der Morgenausgabe«, versprach er. »Das schaffen wir noch.« Besorgt fügte er die Frage an: »Uns kann doch niemand zuvorkommen?«

»Lesnik wird mit niemandem mehr reden, wenn Sie das meinen. Aber schauen Sie, Kevin ... Ich kann nicht wirklich *be weisen*, dass mein Kontakt an jenem Tag tatsächlich in dem Gebäude war. Das beruht alles nur auf Indizien. Ich habe keine andere Quelle, die das bestätigen könnte. Normalerweise überprüfe ich immer alles zweimal.«

»Er kann völlig unmöglich so viele Einzelheiten gewusst haben, wenn er nicht im Gebäude gewesen wäre, Katie. Die Londoner Polizei hat noch keine dahingehenden Informationen freigegeben, und glauben Sie mir: Wir haben alles versucht, sie ihnen aus der Nase zu ziehen. Ich glaube, dass der Mann nicht getötet wurde, ist Beweis genug. Ich habe schon Storys mit weniger Hintergrund publiziert, wie jede andere Zeitung auch. Schauen Sie sich doch nur solche journalistischen Katastrophen wie die Hitlertagebücher an.«

»*Katastrophe* ist das Wort der Stunde, Kevin.« Mit einem Mal war Katie sich gar nicht mehr sicher, ob sie das Richtige getan hatte.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Kevin. »Das wird Ihr dritter Pulitzerpreis, Katie. Trinken Sie einen auf mich.«

Katie zuckte unwillkürlich zusammen. »Was das angeht, habe ich ein kleines Problem. Ich dachte, Sie hätten davon gehört.«

»Habe ich. Na und? Besaufen Sie sich. Nach so einer Story haben Sie es sich verdient.«

Ob es nun an der abgebrühten Bemerkung oder an etwas anderem lag - jedenfalls machte plötzlich etwas *klick* in Katies Kopf.

»Warten Sie mal, Kevin!«

»Was?«



»Sie können die Story nicht drucken, noch nicht.«

»Soll das ein Scherz sein?«

»Warten Sie, bis ich zurückrufe und Ihnen das Startzeichen gebe. Ich muss vorher noch etwas überprüfen.«

»Katie! Mein Instinkt sagt mir ...«

»Halten Sie den Mund, und hören Sie zu!«, schrie Katie ins Telefon. »Sie *haben* keinen Instinkt. Ich bin um die ganze Welt gerannt und habe auf mich schießen lassen, während Sie mit dem Arsch hinter einem ruhigen und sicheren Schreibtisch gehockt haben. Ihnen geht es nur um die Auflage Ihrer verdammten Zeitung. Sie werden diese Story zurückhalten, bis ich Ihnen sage, Sie können sie drucken. Und sollten Sie mich reinlegen, komme ich persönlich bei Ihnen vorbei und reiße Ihnen den Arsch auf. Und jetzt werde ich auflegen und mir den Drink genehmigen, den Sie mir so großmütig vorgeschlagen haben, Sie Bastard!«

Angewidert warf Katie das Telefon in die Ecke, atmete tief durch und versuchte, ihr Zittern unter Kontrolle zu bekommen. Ein paar Minuten später stahlte sie sich in der Hotelbar mit einem Whiskey-Soda für das, was sie nun tun würde. Und dann trank sie noch einen zweiten. Dem wäre auch noch ein dritter gefolgt, doch irgendwie gelang es ihr, sich von der Theke loszureißen, nachdem sie beobachtet hatte, wie der Kerl neben ihr sabbernd das Bewusstsein verloren hatte.

Katie ging nach draußen und vorbei am Charles Dickens House. Es war nur einer von gleich mehreren Wohnsitzen, die der Autor in London gehabt hatte, aber der einzige, der zu einem Museum umgebaut worden war. Katie fragte sich, ob selbst ein Charles Dickens mit seiner unglaublichen Vorstellungskraft sich solch einen Albtraum hätte ausdenken können

wie den, in dem sie sich nun befand. Vermutlich bedurfte es dazu schon eines Kafka.

Katie erreichte einen kleinen Park, setzte sich auf eine Bank, holte ihr Handy aus der Tasche und rief Shaw an.

Er antwortete nach dem zweiten Klingeln. »Ja?«

»Können wir reden?«

»Ich dachte, du hättest mir deine Position bereits ausreichend klargemacht.«

»Ich möchte dich sehen.«

»Warum?«

»Bitte, Shaw. Es ist wichtig.«

Das Cafe lag neben King's Cross Station. Katie saß draußen, wartete auf ihn und beobachtete die »Ziehharmonikabusse«, wie die Londoner sie getauft hatten. Sie hatten den Platz der Doppeldecker eingenommen und waren im Grunde genommen zwei Eindecker, die in der Mitte beweglich miteinander verbunden waren. Die Londoner mochten diese Busse nicht sonderlich, denn häufig verstopften sie beim Abbiegen die engen Kreuzungen der Stadt.

*Genau mein Leben, sinnierte Katie. Ein Dutzend Ziehharmonikas versperren jede Richtung, die ich nehmen könnte.*

Sie sah ihn, bevor er sie sah. Selbst mit seinem verletzten Arm bewegte Shaw sich mühelos. Er schien über den Bürgersteig zu gleiten wie ein Raubtier, das nur darauf wartete, zuzuschlagen. Katie stand auf und winkte ihm.

Sie bestellte etwas zu essen. Shaw nahm nur Kaffee und ein Biskuit.

»Hast du mit der Polizei gesprochen?«, fragte er.

»Nur kurz. Ich habe ihnen lediglich gesagt, was ich gesehen habe. Dass ich dort war, um ihn zu interviewen, habe ich nicht erwähnt. Das Fass will ich gar nicht erst aufmachen. Soweit es die Polizei betrifft, war ich nur eine Passantin.«

»Wenn die Story rauskommt, werden sie wissen, dass du gelogen hast. Übrigens, wann ist es denn so weit? Ich bin sicher, du hast die Story bereits geschrieben.«

»Ja. Deshalb wollte ich mit dir sprechen.«

Shaw lehnte sich zurück und schaute sie erwartungsvoll an.  
»Ich höre.«

»Ich möchte nicht den Dritten Weltkrieg auslösen.«

Shaw nippte am Kaffee, während Katie in ihrem Salat herumstocherte. Ungefähr eine Minute lang sagten beide kein Wort.

»Was willst du von mir hören?«, fragte Shaw schließlich.  
»Dass du die Story nicht veröffentlichen sollst? Das habe ich dir bereits gesagt.«

»Glaubst du wirklich, dass es mehr schaden als nützen wird, wenn die Wahrheit ans Licht kommt?«

»Ja. Aber lass uns mal einen Schritt zurückgehen. Wir wissen nicht, ob deine Story überhaupt wahr ist.«

»Woher willst du das wissen? Du hast sie doch gar nicht gelesen.«

»Du hast sie mich ja nicht lesen *lassen*«, gab Shaw ein wenig schroff zurück. Dann wurde sein Tonfall wieder sanfter. »Sieh mal, Katie ... Es tut mir leid, was mit Lesnik passiert ist. Ich

habe keine Ahnung, ob er etwas mit den bösen Jungs zu tun gehabt hat oder nicht.«

»Dass man ihn einfach auf offener Straße abgeknallt hat, beweist wohl, dass er *nichts* mit ihnen zu tun hatte. Er kannte die Wahrheit; deshalb haben sie ihn aufgespürt und erledigt.«

»Diese Theorie ist nicht ganz wasserdicht. Wie sollen sie ihn denn gefunden haben? Und warum hätten sie ihn töten sollen? Weil er irgendetwas über Russen hätte erzählen können? Tatsächlich sieht es so aus, als hätten sie genau das gewollt.«

»Ich glaube, die gleiche Diskussion hatten wir schon beim letzten Mal.«

»Ja, stimmt.« Shaw lehnte sich wieder zurück und schaute überallhin, nur nicht zu Katie.

»Warum bist du einfach so in die Pension geplatzt?«

»Sagen wir einfach, ich hatte einen schlechten Tag.«

Katie blickte ihn neugierig an.

Shaw verstand. »Ich habe mir Annas Leiche in der Gerichtsmedizin angesehen.«

»Warum hast du das getan?«, fragte sie ungläubig.

»Ich weiß es nicht. Ich hatte einfach das Gefühl, dass ich es tun muss. Dann bin ich in ihre Wohnung gegangen, und da wurde es auch nicht besser.«

»Das kann ich mir denken. All die Erinnerungen ...«

»Und ihre Eltern. Ihr Vater hat mich angegriffen.«

»O Gott!«

»Aber das war noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war, dass er mir die Schuld an Annas Tod gab.«

Katie ließ sich zurücksinken. »Aber ... warum?«

»Wenn du es aus seiner Perspektive betrachtetest, ergibt das sogar irgendwie Sinn. Er findet heraus, dass ich um die Welt ziehe und mich mit Leuten anlege, die mit Waffen herumfuchteln. Dazu wird ihm dann noch erzählt, dass ich im Grunde genommen ein Krimineller sei. Dann wird Anna erschossen. Meine Schuld.«

Wieder folgten ein paar Sekunden Schweigen. »Ich werde die Story zurückhalten«, sagte Katie. »Erst einmal. Bis ich mehr weiß.«

»Das halte ich für sehr klug.« Shaw nickte. »Und ich weiß es auch zu schätzen.«

»Was wirst du jetzt tun?«

»Mein Plan hat sich nicht geändert. Ich werde Annas Mörder finden.«

## ***Kapitel 64***

Nicolas Creel wurde ungeduldig. Eigentlich war er davon ausgegangen, dass *Scribe* die Story längst veröffentlicht hätte. Lesnik war tot, und vorher hatte er Katie James alles erzählt. Sie hatte die Story des Jahrhunderts. Das war genau, was die Frau brauchte, um wieder ganz nach oben zu kommen. Wo also lag das Problem?

Creel hatte seine Leute ein paar taktvolle Anrufe bei ausgewählten Quellen tätigen lassen, einschließlich *Scribe*. Er war stiller Teilhaber der Zeitung und hatte diskret dafür gesorgt, dass Katie James den Auftrag überhaupt bekommen hatte. Creel erfuhr, dass es zu einigen Spannungen gekommen war. Katie hatte die Story abgeliefert, doch aus irgendeinem Grund wurde sie zurückgehalten. Nun, dem würde Creel jetzt ein Ende machen.

Creel rief Pender an und erklärte seinem »Wahrheitsmanager«, wie er ihn nannte, die Situation.

»Ich will nicht, dass man mir nachsagt, ich würde Einfluss auf die Zeitung nehmen; deshalb ist es Ihre Aufgabe, die Story auf den Weg zu bringen, Dick, egal wie.«

»Keine Bange, Mr. Creel. Ich weiß schon, wie ich das anstellen werde.«

Pender legte auf. Es gab eine todsichere Methode, eine Zeitung dazu zu bringen, eine Story zu veröffentlichen, auf der sie hockten: die Drohung, dass ihnen jemand zuvorkommen könnte. In Zeiten des Internets war das eine der leichtesten Übungen.

Noch am selben Abend hatte Pender auf mehreren verschiedenen, aber stark frequentierten Webseiten Einträge platziert, in denen angedeutet wurde, dass bald dramatische Neuigkeiten zum Londonmassaker enthüllt würden.

»Verblüffende Enthüllungen«, hieß es zum Beispiel in einem gefakten Blog. »Insiderbericht kurz vor Veröffentlichung.«

In einem anderen stand zu lesen, dass »die Morde in England globale Konsequenzen haben, wenn bekannt wird, was dort wirklich stattgefunden hat und warum«; außerdem bestehe

eine Verbindung zu einem weiteren Mord in London. Die unglaubliche Wahrheit werde jeden Augenblick enthüllt.

Pender hatte diese Ankündigungen auf Seiten platziert, von denen er wusste, dass die meisten Zeitungen, *Scribe* eingeschlossen, dort stündlich auf der Suche nach Material herumtrollten.

Schließlich lehnte er sich zurück und wartete darauf, dass sie den Abzug drückten.

Es sollte nicht lange dauern.

Kevin Gallagher wurde knapp eine Stunde nach Veröffentlichung im Netz über die Behauptungen informiert. Wie alle anderen Zeitungen beschäftigte auch *Scribe* Leute, deren einzige Aufgabe darin bestand, im Web nach interessanten Informationen zu suchen. Doch was diese Leute ihm nun auf den Tisch legten, war nicht einfach nur interessant - es bereitete Gallagher heftige Magenschmerzen. Als seine Bosse davon erfahren hatten, fürchteten sie, man könne sie beim Wettrennen um die größte Story, an die sie sich erinnern konnten, schlagen. Daraufhin hatten sie Gallagher unmissverständlich klargemacht, dass es sein letzter Arbeitstag bei der Zeitung gewesen sei, sollte irgendjemand *Scribe* zuvorkommen. Und sollte Katie James einer Veröffentlichung nicht zustimmen, sei es Gallaghers Aufgabe, die Story trotzdem irgendwie rauszubringen, egal wie.

Angesichts der Drohung, dass sein Karriere - zusammen mit einem Pulitzer für die Zeitung - den Bach runtergehen könnte, tat Gallagher, was er glaubte, tun zu müssen. Dann rief er Katie an.

»Wir müssen die Story publizieren, Katie«, sagte er, »sonst kommen andere uns zuvor.«

»Das kann nicht geschehen«, erwiderte sie. »Wir sind die Einzigen, die davon wissen.«

»Ich habe hier vier Quellen im Web, die etwas anderes behaupten.«

»Kevin, wir werden *nicht* veröffentlichen.«

»Warum nicht?«

»Weil es nicht richtig ist.« *Und weil ich Shaw mein Wort gegeben habe.*

»Tut mir leid, Katie.«

»Was meinen Sie damit, es tut Ihnen leid?«, fragte sie in scharfem Tonfall, und ihr Herz schlug schneller.

»Ich habe nicht angerufen, weil ich Sie um Ihre Erlaubnis bitten wollte.«

»Kevin!«

»Die Story wird in der Morgenausgabe stehen.«

»Ich bringe Sie um!«, schrie Katie ins Telefon.

»Man wollte mich feuern. Da ist der Tod mir schon lieber. Es tut mir wirklich leid, Katie, aber ich bin sicher, es wird alles gut.« Gallagher legte auf.

Katie starrte auf die Wand ihrer Londoner Wohnung. Gott, sie brauchte was zu trinken.

Dann verflogen alle Gedanken an Alkohol. *Shaw!*

Katie rief ihn an. Ein Teil von ihr hoffte, er würde nicht abheben, doch er tat es.

»Ich ... Ich habe schlechte Neuigkeiten«, begann sie stockend.



Als sie fertig war, schwieg er. »Shaw?«, fragte Katie. »Bist du noch da?«

Dann war die Leitung tot. Katie hielt das nicht gerade für ein gutes Zeichen.

Am nächsten Tag erfuhr die Welt, dass die Killer von London einem Augenzeugen zufolge Russen gewesen waren, angeblich von Präsident Gorschkow geschickt. Das Motiv war derzeit noch unbekannt.

Zu sagen, dass diese Geschichte einschlug wie ein Tsunami aus Lava, wäre die Untertreibung des Jahres gewesen.

Sofort verklagten die Familien der Opfer die russische Regierung vor britischen Gerichten, obwohl diese keinerlei Jurisdiktion in der Sache hatten. Vor der russischen Botschaft in London explodierte eine kleine Bombe. Die Sicherheitsmaßnahmen wurden verstärkt, als Demonstranten aufzogen, während der Botschafter im Innern des Gebäudes mit grimmigen Mienen die Leitungen zu Gorschkow zum Glühlen brachten. Auf den Straßen Londons trugen Tausende Demonstranten Plakate mit der Aufschrift: »Gorschkow ist ein Mörder.« Versorgt wurden sie insgeheim von Leuten, die für Pender arbeiteten.

Die Familien der Opfer erschienen bei der BBC, allen großen US-Networks und auch in mehreren anderen Ländern. Alle verurteilten die Grausamkeit der Russen, und ihre tränenüberströmten Gesichter und gebrochenen Herzen versetzten die Welt in einen gerechten Zorn, wie man ihn nur selten in der Geschichte gesehen hatte.

Das Feuer wurde noch mehr geschürt durch die Tatsache, dass der Insider, Aron Lesnik, auf offener Straße und am helllichten Tag mitten in London erschossen worden war. Er war sogar direkt vor den Augen von Katie James gestorben, die dank

ihrer sensationellen Story wieder an die Spitze der Journalistenwelt katapultiert worden war.

Die Russen stritten erneut alles aufs Schärfste ab, doch diese Erklärungen zeigten nicht die geringste Wirkung auf die Welt. Es hieß, Gorschkow sei dermaßen außer sich, dass er nur noch mit einer Pistole durch den Kreml ging und jedem drohe, ihm den Kopf wegzupusten.

Jeder wollte Katie James finden, auch die Londoner Polizei, die sich von der unerschrockenen Reporterin verarscht fühlte. Nur dass Katie verschwunden war. Gerüchten zufolge hatte Gorschkow befohlen, sie zu töten.

*Ist sie längst tot?*, fragten sich Milliarden von Menschen.

Kaum hatte Shaw den Hörer aufgelegt, hatte Katie ihre Sachen gepackt und war geflohen. Sie fand ein Zimmer in einer heruntergekommenen Pension, wo man Bargeld akzeptierte und keine Fragen stellte. Dort ließ sie sich nieder. Nein, sie *grub sich ein* - das traf es besser. Katie schwor sich, sollte sie das hier überleben, würde sie als Erstes in die Staaten fliegen, sich einen Baseballschläger schnappen und Kevin Gallagher die Knie zertrümmern.

## ***Kapitel 65***

Eine Briefkastenfirma, die Nicolas Creel gehörte, besaß ein tausend Morgen großes Gut in Albermarle County, Virginia, nur eine kurze Fahrt von Thomas Jeffersons geliebter University of Virginia entfernt. Es war eine Farm mit Pferdeställen, wo Rennpferde trainiert und gezüchtet wurden. Außerdem gab es ein wenig Vieh, Getreide und ein so großes Herren-

haus, dass gleich mehrere Monticellos bequem hineingepasst hätten. Creel war heute eingeflogen, und sein Hubschrauber hatte Dick Pender hergebracht, um den nächsten Schritt des Plans einzuleiten und zu diskutieren.

Die Männer saßen an einem kleinen Konferenztisch in einem Zimmer, das vollkommen abhörsicher war. Pender fragte: »Hat Ihre Frau Sie aus Europa begleitet?«

»Nein. Diese Beziehung ist beendet.«

Miss Hottie war noch immer in Südfrankreich und erhielt vermutlich gerade die Scheidungspapiere, rechnete Creel im Kopf nach. Die Wahrscheinlichkeit war hoch, dass sie die Akten splitternackt in Empfang nahm, und Creel fragte sich kurz, wie sie wohl mit den fünf Millionen Dollar jährlich zurechtkommen würde, die ihr im Ehevertrag für die nächsten zehn Jahre zugesichert worden waren. Na ja, ihre Vorliebe für Nacktheit würde der Frau zumindest das Geld für Kleidung sparen. Und damit verschwand Miss Hottie endgültig aus Creels Gedanken.

»Ich verstehe«, sagte Pender.

Pender sah die Bauzeichnungen auf dem Tisch. »Bauen Sie irgendwo einen neuen großartigen Palast?«

»Nein, ein Waisenhaus in Italien.«

»Ihr Interessensspektrum erstaunt mich immer wieder, Mr. Creel.«

»Das freut mich zu hören«, erwiderte der Milliardär kalt.

»Die eine, einzige Story von Katie James übertrifft an Wirkung bereits alles, was wir bis dahin getan haben«, berichtete Pender. »So eine Medienaktivität habe ich noch nie gesehen. Noch nie!«

»Warten Sie erst mal ab, was passiert, wenn wir die Story für sie zu Ende bringen.«

»Lassen Sie mich raten: Das schließt die chinesischen Besitzverhältnisse der Phoenix Group mit ein«, sagte Pender und schaute auf seine Papiere. »Und Daten sowie Akten, die Phoenix mit der Roten-Gefahr-Kampagne in Verbindung bringen, sind in dem Gebäude gefunden wurden; aber die Polizei hält sie unter Verschluss, um eine internationale Krise zu vermeiden.« Der Mann rezitierte diese Punkte, als würde er eine Einkaufsliste vorlesen. Dann hob er den Blick und lächelte. »Das ist ein richtiger Showstopper, wenn ich so sagen darf. In größere Höhen sind Sie noch nie vorgestoßen, und dieses Kompliment mache ich nicht leichtfertig angesichts dessen, was Sie bis jetzt schon alles erreicht haben.«

»Die Situation verlangt es, Dick«, sagte Creel. »Wann können Sie loslegen?«

»Sie brauchen nur das Startsignal zu geben, und es ist überall im Internet. Fünf Minuten später werden sich die Nachrichtennetze wie die Geier darauf stürzen.«

»Sind Sie sicher, dass sie es nicht erst zurückhalten werden, um das Ganze zu verifizieren?«

Pender lachte. »Verifizieren? In der heutigen Zeit? Wer verifiziert denn da noch etwas? Heutzutage dreht sich alles um Schnelligkeit. Wer zuerst da ist, definiert die Wahrheit. Das wissen Sie doch.«

»Dann tun Sie es. Jetzt.«

Pender tippte ein Wort in seinen BlackBerry: *Abfeuern*. Er sprach das Wort beim Tippen laut aus. »Irgendwie erschien mir der Terminus passend für jemanden in der Rüstungsindustrie«, bemerkte er.

»Wirklich großartig«, erwiderte Creel gelangweilt.

Die beiden Männer arbeiteten noch mehrere Stunden; dann packte Pender seine Sachen.

»Was kommt als Nächstes?«, fragte er den Milliardär.

»Ein wenig Bodenarbeit«, antwortete Creel. »Ich wünsche Ihnen einen schönen Flug zurück nach D. C. Ach, und Dick ... Sobald die Deals mit China und Russland abgesegnet sind, ist auch ein beachtlicher Bonus für Sie drin.«

Pender konnte seine Freude nicht verbergen. »Ich mache nur meinen Job.«

»Heißt das, Sie wollen den Bonus nicht?«

Die beiden Männer lachten, Pender ein wenig nervös.

»Danke sehr, Mr. Creel.«

Nachdem Pender gegangen war, öffnete sich die andere Tür zum Konferenzraum, und Caesar setzte sich seinem Herrn gegenüber.

»Natürlich wissen Sie immer noch, wo Katie James ist«, sagte Creel. Es war keine Frage.

Der andere Mann nickte. »Sie versteckt sich in London, aber wir haben sie keine Sekunde mehr aus den Augen gelassen, nachdem wir uns um Lesnik gekümmert haben.«

»Aron Lesnik ... Ich habe Leuten mit selbstlosen Motiven noch nie getraut. Man weiß nie, wann sie nicht doch wieder ›das Richtige‹ tun wollen, und dann steht man dumm da.«

»Er war ziemlich angepisst, weil die Sowjets seinen alten Herrn umgebracht haben; so viel war sicher. Nun denn ... Möchten Sie, dass wir diesen Shaw umbringen?«

»Nein. Jedenfalls noch nicht. Würde ich allerdings wetten - und bisweilen tue ich das -, dann würde ich darauf setzen, dass die Antwort auf diese Frage irgendwann Ja lauten wird.«

»Was ist mit Katie James?«

»Sie hat ihren Teil getan, und ich sehe keinen Grund, ihr Engagement zu verlängern. Sie hat ihre Story über die Russen veröffentlicht. Ich denke, es ist klar, was jetzt kommen muss.« Creel schaute Caesar vielsagend an.

»Kein Polonium 210«, protestierte Caesar. »Das Zeug ist schießgefährlich. Und ich bräuchte eine Weile, um welches zu bekommen.«

»Keine Sorge. Etwas so Offensichtliches wäre ja auch dumm.« Creel beugte sich vor und schaute Caesar in die Augen. »Aber es gab da mal einen bulgarischen Dissidenten namens Georgi Markow, der wurde mit einem *Schirm* getötet, ironischerweise in London. Ich nehme an, Sie kennen die Geschichte.« Caesar grinste böse. »Ja.«

»Dann tun Sie das.«

Creel winkte, und Caesar verschwand so schnell, wie er gekommen war.

## *Kapitel 66*

Shaw beobachtete stumm, wie Royces Männer weiter den Tatort des Massakers nach Spuren absuchten, die einfach nicht auftauchen wollten. Der MI5-Agent war rausgegangen, um sich mit jemandem zu treffen, und hatte Shaw allein zu-

rückgelassen. Der fragte sich nun, ob es noch schlimmer kommen könnte. Royce war außer sich vor Wut gewesen, als er von Katies Story gehört hatte, aber daran konnte er schwerlich Shaw die Schuld geben. Shaw hatte ihm nämlich nichts von seiner Verbindung zu Katie und Aron Lesnik erzählt.

Als man Lesnik aus der Themse gefischt hatte, steckte die Kugel, die sein Leben beendet hatte, noch immer in seinem Hirn. Antworten würde er niemandem mehr geben.

Frank kam den Gang hinunter und gesellte sich zu Shaw. »Du hast mir nie gesagt, wohin du gegangen bist, nachdem wir Annas Wohnung verlassen haben.«

»Stimmt. Habe ich nicht.«

»Hat es vielleicht irgendwas mit Katie James und ihrer Exklusivstory zu tun?«

»Ich treibe mich nicht mit der Frau herum, Frank.«

»Jaja ... Aber wie zum Teufel hat sie die Story mit dem Polen bekommen? Und wer hat ihn umgebracht?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Shaw träge, als Frank ihn anfunelte.

Ein Kriminaltechniker, den Shaw noch nie gesehen hatte, ging im selben Augenblick an ihnen vorbei, als unten zu hören war, wie eine Tür zugeschlagen wurde. Der Techniker sagte: »Dürfte ich mal, bitte? Ich müsste mal dringend da rein.«

Shaw schaute über die Schulter und erkannte, dass er vor der Toilettentür stand. Er trat beiseite, und der Mann öffnete die Tür ... oder zumindest versuchte er es.

Schritte stapften die Treppe hinauf. Shaw hörte Royce brüllen. Der Geheimagent war eindeutig wütend über irgendetwas, und soweit Shaw hören konnte, war *er* dieses etwas.

Der Forensiker rüttelte an der Klinke der Toilettentür, als ein uniformierter Sergeant vorbeikam, der seit dem ersten Tag hier Dienst geschoben hatte.

»Sie müssen neu hier sein«, sagte der Sergeant zu dem Techniker. »Sie müssen das Klo im Keller benutzen. Das hier ist im Eimer.«

Shaw hörte Royce nun deutlich.

»Shaw? Verdammt noch mal, Shaw!«

Der MI5-Agent erschien oben an der Treppe, atemlos und mit hochrotem Kopf. Er stürmte direkt auf Shaw zu und wedelte dabei mit einem Stück Papier.

»Was wissen Sie hier drüber?«, fragte er.

Shaw las das Papier. Es war ein Ausdruck einer Online-Nachrichtenseite: Die chinesische Regierung stand in Verbindung zur Phoenix Group. Auch wurde enthüllt, dass Beweise, die in dem Gebäude gefunden worden waren, darauf hindeuteten, dass die Phoenix Group - und damit die Chinesen - hinter der antirussischen Kampagne steckte. Deshalb, so habe eine anonyme Quelle berichtet, hätten Gorschkows Männer das Institut angegriffen. Das war eine recht simple Erklärung, die ohne Zweifel überall auf der Welt Anklang finden würde.

»Das ganze Netz ist voll davon!«, brüllte Royce und richtete den Finger auf Shaw. »Die ganze Welt weiß Bescheid!«

Frank las die Story über Shaws Schulter hinweg. »Und warum ist das *sein* Problem?«

»Ich bin nicht diese Quelle«, erklärte Shaw ruhig. »Ich habe niemandem erzählt, was hier drin vorgeht.«



Royces Gesichtsausdruck verriet, dass er ihm kein Wort glaubte. »Auch nicht Ihrer Freundin, Miss James? Eine weitere Exklusivstory für die Dame?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, erwiderte Shaw wütend.

»Leugnen Sie etwa, die Frau zu kennen?«

Shaw zögerte.

»Ich weiß die Antwort auf diese Frage bereits, also lügen Sie mich nicht an!«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Shaw in gleichmütigem Tonfall und schaute zu dem uniformierten Sergeant.

»Ich bin ein gottverdammter Geheimagent. Das ist mein Job.«

»Ich habe Katie in letzter Zeit nicht gesehen, und ich habe keine Ahnung, wo sie ...« Shaw erstarrte, als der Forensiker an ihm vorbei und die Treppe hinunterging.

»Wenn Sie ein Problem mit undichten Stellen haben, Royce«, sagte Frank, »warum diskutieren Sie das dann nicht mit Ihren Leuten? Denn es ist verdammt noch mal *unmöglich*, dass Shaw die Quelle dieser Story ist.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass einer meiner Jungs etwas damit zu tun hat«, entgegnete Royce entrüstet.

Während Frank und Royce sich stritten, packte Shaw den Sergeant am Arm, der den Forensiker wegen der Toilette gewarnt hatte.

Leise fragte er den Mann: »Wie lange ist diese Toilette schon kaputt?«

Der Sergeant lächelte matt. »Seit wir hierhergekommen sind, Sir. Ziemlich unangenehm. Sie war abgeschlossen. Ein Rohr

ist gebrochen - zumindest soweit ich sehen konnte, als ich endlich die Tür aufbekommen habe. Das hier ist ja ein ziemlich altes Gebäude, und die armen Leuten hier hatten keine Gelegenheit mehr, die Toilette zu reparieren. Also habe ich die Tür wieder abgeschlossen. Jetzt müssen die Herren zum Pinkeln in den Keller, denn die einzige andere funktionierende Toilette, im ersten Stock, ist für Damen. Allerdings haben ein paar von den Jungs die auch benutzt, aber das ist jetzt wohl ohnehin egal.«

»Wo genau befindet sich diese Damentoilette?«

»Am Ende vom Gang. Es ist die von der Treppe am weitesten entfernte Tür, an der Rückseite des Gebäudes.«

Shaw ging den Gang hinunter und sah das Namensschild im Holz der Tür: William Harris. Dann schaute er sich den Raum mit dem Kopierer an. Er lag genau in der Mitte zwischen Harris' Büro und der abgeschlossenen Toilette.

Royce polterte den Gang hinunter, Frank dicht auf den Fersen. »Shaw!«, rief Royce. »Ich will die verdammte Wahrheit!«

Shaw schaute die Treppe hinunter, und Bilder schossen ihm durch den Kopf. Selbst wenn Lesnik sich versprochen hatte, und er hatte die Toilette im Keller oder die Damentoilette im ersten Stock benutzt, konnte es nicht so abgelaufen sein, wie er geschildert hatte. Katie hatte Shaw erzählt, Lesnik hätte gesagt, er habe die Schüsse gehört, als er die Toilette *verlassen* habe. Zu dem Zeitpunkt hatten die Angreifer den ersten Stock bereits vollständig abgedeckt. Wäre Lesnik aus dem Keller oder von der Damentoilette im ersten Stock gekommen, wäre er den Angreifern direkt vor die Mündungen ihrer Waffen gelaufen. Er hätte sich nie im Kopierer verstecken können. Vermutlich war Lesnik noch nicht einmal im Gebäude gewesen.

Und alles läuft darauf hinaus, wo man pinkelt ... oder auch nicht.

Shaw rannte die Treppe hinunter. Royce rief ihm hinterher, doch Shaw hörte die Flüche gar nicht, die auf ihn niederregneten. Er rief die Nummer an, die Katie ihm gegeben hatte.

»Komm schon«, knurrte er. »Geh ran!« Es klingelte drei-, vier-, fünfmal. Shaw war sicher, dass nur der Anrufbeantworter sich melden würde. *Verdammte Scheiße!*

»Hallo?«

Eine Woge der Erleichterung erfasste Shaw, als er Katies Stimme hörte.

»Lesnik hat gelogen«, sagte er.

»Was?«

»Am Tag der Morde war die Toilette im zweiten Stock defekt und die Tür abgeschlossen. Er hätte entweder die Toilette im Keller oder im ersten Stock auf der Rückseite des Gebäudes benutzen müssen. Dann aber wäre er den Killern direkt in die Arme gelaufen, und die hätten ihn sofort umgebracht. Er hat also von vorne bis hinten gelogen. Du bist verarscht worden, Katie.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Shaw fragte sich schon, ob Katie aufgelegt hatte.

»Bist du sicher?«, sagte sie schließlich mit zitternder Stimme.

»Ansonsten haben sie ihn ziemlich gut eingewiesen. Wäre nicht der Fehler mit dem Klo gewesen, von dem sie gedacht hatten, es funktioniert, hätte ich es nie herausgefunden.«

»Meine Story ... Das war alles erstunken und erlogen?«, stieß Katie ungläubig hervor.

»Wo bist du?«

»Ich kann das einfach nicht glauben. Ich kann nicht. Und ich habe Gallagher, diesem Idioten, auch noch gesagt, ich hätte keine Bestätigung.«

»Katie, wo bist du?«

»Warum?«

»Weil du jetzt entbehrlich geworden bist, nachdem du die Geschichte geschrieben hast.«

»Ich bin in Sicherheit.«

»Nein, bist du nicht! Sie wissen vermutlich ganz genau, wo du steckst. Jetzt sag schon.«

Katie nannte ihm die Adresse.

»Mach keinem die Tür auf, und bereite dich darauf vor, dass du verdammt schnell weglaufen musst.«

Shaw rannte mitten auf die Straße, hielt ein Taxi an, riss die Tür auf, zerrte den überraschten Fahrgast heraus, sprang auf die Rückbank und sagte dem fassungslosen Fahrer, wo er hinfahren sollte. Dem kleinen Mann reichte ein Blick auf Shaws massige Gestalt und das düstere Gesicht, und das Taxi jagte los.

## ***Kapitel 67***

Nur 20 Minuten waren seit Shaws Anruf vergangen, als es an der Tür des Gebäudes klingelte, in dem Katie wohnte. Sie ging zur Tür und betätigte die Sprechanlage.

»Shaw?«

»Jepp.«

Katie drückte den Knopf, um die Tür zu öffnen - und erstarrte. War das wirklich Shaws Stimme gewesen? Vor lauter Aufregung war sie einfach davon ausgegangen.

Sie hörte gemessene Schritte die Treppe hinaufkommen. Das klang nicht wie ...

Katie verriegelte die Tür, schnappte sich ihre hastig gepackte Tasche und sah sich verzweifelt nach einem Fluchtweg um. Es gab nur einen: das Fenster zur Gasse hinter dem Haus.

Katie stieß es auf und spähte hinaus. Es ging zwei Stockwerke nach unten. Im Film gab es stets eine Feuerleiter oder einen Berg weichen Mülls unten, doch im wahren Leben fand man so etwas nie. Und Katie hatte keine Zeit mehr, Bettlaken zu einem Seil zusammenzuknoten. Doch unten in der Gasse war ein Mann - ein großer Kerl in Jeans und Rugbyshirt, der auf einem alten Gartenstuhl hockte und Zeitung las.

»Hundert Pfund, wenn Sie mich auffangen!«, rief Katie.

»Wie meinen?« Der Mann schaute nach oben.

Katie stieg auf den Fenstersims, die Tasche über den Rücken geworfen. »Ich werde jetzt springen, und Sie werden mich auffangen, verstanden?«

Der Mann ließ seine Zeitung fallen und schaute sich um; offenbar hielt er das für eine Art Scherz.

»Haben Sie gerade gesagt, Sie wollen springen?«

»Lassen Sie mich bloß nicht fallen!«

»Oh, Himmel!« Mehr brachte der Mann nicht hervor.

Jemand war genau vor Katies Tür. Sie hörte, wie irgendetwas gegen das Holz gedrückt wurde. Einen unerträglichen Augenblick lang sah Katie Anna Fischer vor ihrem geistigen Auge, die in genau der gleichen Position gewesen war wie sie, und dann die Kugeln, die ihren Leib zerfetzt hatten. Wenn Anna nur einen Moment vorher gesprungen wäre ...

»Ich komme!«, rief Katie dem Mann unten zu, der hin und her sprang, die kräftigen Arme ausgestreckt, und abzuschätzen versuchte, wo sie aufkommen würde. »Verfehlen Sie mich nicht!«

Katie sprang. Ein paar Sekunden später lagen sie und der Mann übereinander. Katie löste sich von ihrem Retter und rappelte sich auf. Sämtliche Körperteile schienen intakt zu sein. Mit Ausnahme einiger blauer Flecken am Arm und eines aufgeschürften Knies ging es ihr gut. Katie drückte dem Mann 25 Pfund in die Hand, gab ihm einen Kuss und rannte los.

Sie bog um die Ecke, lief von dem Haus weg. Sie schaute nicht zurück; deshalb sah sie nicht, wie der Mann aufsprang und ihr hinterhereilte. Es entging ihr auch, wie ein weiterer Mann auf die Straße stürmte und sich ebenfalls an die Verfolgung machte. Sollte sie schreien? Es waren jede Menge Leute in der Gegend. Aber was, wenn die Kerle Waffen hatten? Sie hatten ja auch den armen Lesnik inmitten von einer Million Leuten abgeknallt. Verzweifelt hielt Katie nach einem Cop Ausschau, sah aber keinen.

Den dritten Mann registrierte sie gar nicht, denn er kam ihr entgegen. Er war das Sicherheitsnetz, für den Fall, dass das erste Team versagte, und wie es aussah, bekam er seine Chance. Er ließ eine Spritze aus dem Mantelärmel gleiten, nahm die Kappe von der Nadel und lief los.

## *Kapitel 68*

Das Taxi bog auf die Straße, und Shaw schaute sich um. Nach wenigen Augenblicken entdeckte er Katie. Der Ausdruck des Entsetzens auf ihrem Gesicht war eindeutig. Sie rannte. Shaw sah einen der Männer hinter ihr. Und er war mit Sicherheit nicht allein.

Und dann geschah es. Shaw sah, wie das Sonnenlicht sich auf dem Gegenstand in der Hand des Mannes spiegelte. Er sprang aus dem noch fahrenden Taxi und rannte los.

Katie und der Mann waren nur noch wenige Zoll voneinander entfernt. Er zog die Hand mit der Spritze zurück und stieß zu, zielte auf ihren Bauch.

Katie schnappte nach Luft, als der Kerl vor ihr von einem weit größeren Mann beiseite gestoßen wurde. Sie spürte, wie etwas ihren Arm ritzte, schaute nach unten und sah, wie die Nadel sie nur um Haaresbreite verfehlte. Dann beobachtete sie, wie Shaw die Hand des Mannes packte, sie umdrehte, die Nadel tief in dessen Brust trieb und die Spritze durchdrückte. Der Mann starrte entsetzt auf das Ding, das aus seinem Körper ragte. Er stieß Shaw von sich, rappelte sich auf und lief die Straße hinunter. Seine Lippen waren bereits taub, während das tödliche Gift sich einen Weg durch seine Adern bahnte. Caesar hatte sich nicht für Ricin entschieden, wie es dem Bulgaren Georgi Markow mittels eines Schirms ins Bein gerammt worden war. Was sich nun im Körper des Mannes ausbreitete, war eine massive Dosis Tetrodotoxin, eine Substanz, die tausendmal stärker war als Zyankali und für die es kein Gegenmittel gab.

Binnen 20 Minuten würde er tot sein.

Shaw packte Katie am Arm. Gemeinsam rannten sie zur Euston Station, sprangen in die Tube, fuhren bis King's Cross, gelangten wieder ans Tageslicht und schnappten sich ein Taxi. Shaw sagte dem Fahrer, er solle einfach losfahren; dann blickte er Katie an.

Sie hatte kein Wort zu ihm gesagt, nicht während sie gelaufen waren und auch nicht in der U-Bahn. Shaw kam ein schrecklicher Gedanke. »Die Spritze! Sie hat dich doch nicht ...?«

Katie legte ihm zitternd die Hand auf den Arm. »Nein, hat sie nicht. Danke für deine Hilfe. Woher hast du das gewusst?«

»Das war mehr Glück als Verstand.« Shaw lehnte sich zurück.

»Das eben war die dritte Partei, nicht wahr?«, fragte Katie.

Shaw nickte. »Das war die dritte Partei.«

Katie schaute aus dem Fenster, während das Taxi sich durch den Londoner Verkehr wand. Der Nachmittag wich rasch der Dämmerung. »Wohin fahren wir?«

Shaw schwieg.

»Shaw?«

»Ich habe dich schon gehört. Ich habe nur keine Antwort darauf.«

»Es tut mir leid, dass ich nicht auf dich gehört habe, was Lesnik betrifft.«

»Mir auch«, erwiderte Shaw rundheraus.

»Ich hätte die Story nicht schreiben sollen.«

»Nein, hättest du nicht.«



»Wir sind geliefert, stimmt's?«

»Sieht so aus. Und habe ich dir nicht gesagt, du sollst bleiben, wo du bist?«

»Sie waren im Haus. Ich musste weg.«

»Wie bist du rausgekommen?«

»Ich ...« Katie hielt inne. Sie wollte ihm nicht sagen, dass sie aus dem Fenster gesprungen war und so überlebt hatte - im Gegensatz zu Anna. »Ich bin hinten raus. Hast du einen Plan?«

»Ich habe ein *Ziel*: am Leben zu bleiben. Der Plan kommt noch.«

»Es ist jetzt klar, dass Lesnik für diese dritte Partei gearbeitet hat. Sie haben ihn getötet, und jetzt haben sie versucht, auch mich umzubringen. Irgendwie haben sie *Scribe* dazu gebracht, mich anzuheuern, und mir Lesnik in den Schoß gelegt. Ich wusste es. Das war einfach zu schön, um wahr zu sein. Verdammt!« Katie schlug auf den Sitz.

»Hat Lesnik irgendetwas gesagt, was uns zu den Leuten führen könnte, die ihn angeheuert haben?«

Katie schüttelte den Kopf. »Nichts. Ich habe seinen Background überprüft. Alles in Ordnung. Er schien echt zu sein. Sein Vater ist tatsächlich von den Sowjets ermordet worden. Vermutlich hegte er deswegen einen Hass für sie, und diese Leute haben das ausgenutzt.«

»Aber das bringt uns der Wahrheit auch nicht näher.«

»Wir müssen untertauchen, wenn wir herausfinden wollen, was hier wirklich vor sich geht.« Katie schaute Shaw an.

»Kennst du jemanden, der uns dabei helfen könnte?«

Shaw hielt bereits das Handy in der Hand. »Vielleicht.«

## *Kapitel 69*

Es hätte der glücklichste Tag in Nicolas Creels Karriere sein sollen. Nach jahrelanger Arbeit und einer gewaltigen, erst vor Kurzem fabrizierten internationalen Krise standen die Regierungen Russlands und Chinas kurz davor, Verträge mit der Ares Corp. und ihren Tochterfirmen im Wert von einer halben Billion Dollar zu unterzeichnen, und das war erst der Anfang. Es war ein Zeugnis für die Zentralisierung der Rüstungsindustrie in der modernen Zeit, dass beide Seiten eines Konflikts ihre Waffen bei derselben Firma bestellten. Ares bevorzugte niemanden. Sie statteten jeden, der bezahlte, vorbehaltlos mit Massenvernichtungswaffen aus und würden das auch weiterhin tun.

Endgültig ausschlaggebend für den Deal war geworden, dass Präsident Gorschkow mit starken Worten eine offizielle Entschuldigung von Peking gefordert hatte. Und der Mann hatte auch Geld verlangt, Milliarden, als Wiedergutmachung für den Schaden, der Russlands internationalem Ruf zugefügt worden war. Peking hatte dem wenig überraschend widersprochen. Die Chinesen hatten eine ebenso schroff formulierte Erwiderung geschickt und erklärt, China habe keineswegs mit dieser Kampagne zu tun und schulde den Russen deshalb nichts. Wie vorauszusehen, verschlechterten sich die Beziehungen zwischen den beiden politischen Ungeheuern daraufhin rapide.

Andere Länder hatten sich angeboten, eine friedliche Lösung für das Problem zu finden. Dabei übernahmen die Vereinigten

Staaten natürlich die Führungsrolle, aber da China im Grunde genommen den amerikanischen Konsum finanzierte, indem es die Schulden der USA aufkaufte, blieben Washington keine großen Möglichkeiten, wenn Peking sagte, sie sollten sich zurückhalten. Aus eben diesem Grund warf Russland den USA auch vor, unter der Fuchtel Chinas zu stehen. Konsequenterweise sagte man dem amerikanischen Botschafter in Russland auch, entweder halte er sich raus, oder er könne seine Koffer packen, als er den Russen nahelegte, nicht übertrieben zu reagieren.

Frankreich meldete sich als Nächster zu Wort, doch Gorschkow nahm nicht einmal die Anrufe des französischen Präsidenten entgegen. Die Deutschen wiederum schwiegen. Berlin wollte offenbar nicht wieder hinter einen Eisernen Vorhang gezogen werden ... oder in einem Titansarg landen. Was Großbritannien betraf, so befanden sich die Briten in einer äußerst delikaten Situation. Sollte Russland *wirklich* hinter dem Massaker stecken, und hatte China *wirklich* die antirussische Kampagne von britischem Boden aus gesteuert, dann wussten die Briten schlicht nicht, welche Rolle sie bei dem Ganzen spielten oder wie sie reagieren sollten. Und als man auf diplomatischem Wege nachgehorcht hatte, hatten die Chinesen ihre Schuld den Briten gegenüber genauso vehement geleugnet wie gegenüber Moskau und hatten Downing Street erklärt, man solle sich aus diesem Streit heraushalten.

So bewaffnete sich inzwischen die ganze Welt für den Dritten Weltkrieg. Der Umsatz, der sich daraus ergab, versprach der größte zu werden, den man in der Geschichte je gesehen hatte, mailte der Vizepräsident der Ares Corp. an Creel; die unverhohlene Freude des Mannes war aus jedem Wort der Mail herauszulesen. »Was für ein Glück diese ›Rote Gefahr‹ doch ist«, schrieb er in der letzten Zeile

Creel las die Mail und löschte sie. *Ja, was für ein Glück.* Creel beschloss, sich einen neuen Vizepräsidenten zu suchen, um diesen Idiot zu ersetzen.

Der Kalte Krieg war wieder da, und er war besser denn je. Mit einer Reihe geschickter Schachzüge und sorgfältiger Planung hatte Creel die Machtstruktur des Planeten wieder so verändert, wie sie sein sollte. Die degenerierten Loser im Nahen Osten hatten sofort versucht, die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken. »Hey, wir sind auch noch da! Wir können auch schlechte Nachrichten produzieren!« Bomben explodierten in einer Moschee in Bagdad und auf einem Markt in Anbar. 80 Zivilisten und zwei GIs wurden dabei getötet. Die Antwort der Welt kam schnell und deutlich: »Belästigt uns nicht. Wir haben *echte* Probleme. *Millionen* könnten sterben.«

Ironischerweise hatte Creel die Welt zivilisierter gemacht, indem er sie wieder in einen »echten« Kriegsmodus versetzt hatte. Aber das war ja auch von Anfang an sein Plan gewesen.

Nicht ein Schuss ist abgefeuert worden.

Und das Geld fließt.

Und die gewissenlosen Wilden sind in die Schranken gewiesen.

Ein netter Trick. Vielen Dank auch.

Doch um Geld war es nie wirklich gegangen. Es ging um die Welt. Nicolas Creel hatte sie soeben gerettet.

Und trotzdem war da noch immer etwas verkehrt.

Creel stand auf malerischem italienischen Boden, vor sich die Schönheit der Mittelmeerküste. Die Mutter Oberin stand neben ihm, prachtvoll in ihrem lieblichen weißen Gewand. Sie strahlte, als sie sich die Baupläne für das neue Waisenhaus anschaute; es sollte jenes Gebäude ersetzen, das kurz nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet worden war; damals hatte es eine große Zahl von Waisen gegeben.

Auf Italienisch sagte die Mutter Oberin: »Das ist wunderschön. Und Sie sind ein wunderbarer Mann, dass Sie das ermöglichen, Nicolas.«

»Bitte, Mutter Oberin. Es ist das Mindeste, was ich tun kann. Und ich kann Ihnen versichern, dass ich spirituell genauso sehr davon profitieren werde wie die Kinder Ihres Heimes.«

Creel sprach fließend Italienisch. Er beherrschte mehrere Sprachen; er hatte sie einzig und allein deshalb gelernt, um sich geschäftliche Vorteile zu verschaffen. Tatsächlich hatte er einige seiner besten Geschäfte nur abgeschlossen, weil er »Bitte« und »Danke« in der Sprache seiner Geschäftspartner hatte sagen können.

Ja, das hier hätte eigentlich eine Zeit des großen Triumphs für Creel sein müssen; aber dem war nicht so, und das aus einem einzigen Grund.

Caesar war aus London eingetroffen und hatte zur *Shiloh* übergesetzt. Katie James war ihm entkommen. Stattdessen war einer von Caesars Männern von der Nadel getroffen worden. Und Shaw, der Mann mit den gleichen Augen wie Creel, war mittendrin gewesen. Er und Katie James waren nun irgendwo zusammen da draußen. Und was sie taten, wusste nur Gott allein.

Creels Quellen zufolge war Shaw wie der Teufel aus dem Gebäude der Phoenix Group gerannt und 20 Minuten später an Katie James' Unterschlupf gewesen. Das Schlimmste war jedoch, dass Creel nicht wusste warum.

Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit empfand einer der reichsten Männer der Welt so etwas wie echte Furcht. Dabei hielt Nicolas Creel sich durchaus nicht für unfehlbar. Er war klug genug, um zu wissen, dass er nicht alles wusste. Er konnte einen Plan jederzeit ändern und neue Informationen sofort

zu seinem Vorteil nutzen. Ihm war klar, dass etwas, das in Stein gemeißelt war, einfach scheitern musste.

Und als er darüber nachdachte, umarmte ihn die Mutter Oberin, und ihre engelhaften Tränen tropften auf seinen Blazer. »Gott wird Sie dafür segnen«, flüsterte sie ihm ins Ohr.

Und vor allem war Nicolas Creel ein Mann, der sich auf jede erdenkliche Art absicherte.

»Mutter Oberin, dürfte ich Sie um einen Gefallen bitten?«

»Bitte, und es soll getan werden, mein Sohn«, antwortete die alte Frau.

»Würden Sie für mich beten?«

## ***Kapitel 70***

Shaw und Katie hatten sich in einem kleinen Reihenhaushaus nahe Richmond, außerhalb von London versteckt. Shaw hatte es bereits im Vorfeld als möglichen Unterschlupf angemietet. Am nächsten Abend kam ein Besucher, ein Italiener mit niederländischem Akzent. Es war der Mann, den Shaw in seinem Lieblingsrestaurant in Amsterdam getroffen hatte. Höflich grüßte er Katie und nickte Shaw dann zu, der ihn misstrauisch beäugte.

»Wie sind Sie hierhergekommen?«, fragte Shaw.

»Mit dem Zug«, antwortete der Mann. »Rein sicherheitstechnisch war das wohl passender.«

Shaw nickte beipflichtend, während Katie die beiden neugierig beobachtete.

»Haben Sie es?«, fragte Shaw.

Der Mann holte ein kleines Paket aus der Tasche und gab es Shaw.

Shaw wollte dem Mann eine Rolle Euros geben, doch der lehnte ab.

»Wenigstens die Spesen«, sagte Shaw.

»Besuchen Sie mich in Amsterdam, wenn das alles hier vorbei ist. Dann können Sie Ihr Geld für gutes Essen und schlechten Wein ausgeben.«

Die Männer schüttelten sich die Hände, und der Holländisch sprechende Italiener verschwand.

Shaw steckte das Päckchen in die Manteltasche und drehte sich zu Katie um, die ihn erwartungsvoll anschaute.

»Und? Willst du dich mir nicht anvertrauen?«, fragte sie.

»Nein.«

Als Nächstes rief Shaw Frank an und brachte ihn auf den neuesten Stand. Am Ende seines langen Berichts war Franks Antwort knapp, aber auf den Punkt.

»Heilige Scheiße!«

»Eigentlich hatte ich einen hilfreicherer Kommentar von dir erwartet.«

»Was soll ich denn tun? Du hast keinen verwertbaren Beweis, und du weißt noch immer nicht, wer diese dritte Partei ist.«

»Dann bring mich nach Dublin, und ich mache von da weiter.«

»Warum Dublin?«

»Es gibt da ein paar Leute, mit denen ich mich treffen muss.«

»Wen zum Beispiel? Leona Bartaroma in Malahide Castle? Ich weiß, dass du mit ihr reden willst.«

»Zu deiner Information: Ich habe Katie James dabei.«

»Was für ein Glückspilz du aber auch bist.«

»Kannst du mich nun nach Dublin bringen oder nicht?«

»Hör mal, ich hatte schon Probleme genug, die da oben davon zu überzeugen, dass es keine Zeitverschwendung ist, wenn du nebenbei ein wenig für den MI5 arbeitest. Wenn die herausfinden, dass du jetzt auf *noch* einer Hochzeit tanzt, dann war's das.«

»Bring mich einfach nach Dublin.«

»Das kann ich, aber du musst mir schwören, dass du nicht wegen der ›Sache‹ zu Leona gehen wirst.«

»Jaja, ich schwöre.«

Am nächsten Tag wurden Shaw und Katie in einem alten Bus von London nach Wales gefahren. Dort gingen sie an Bord eines verrosteten alten Schleppers, der regelmäßig die Irische See befuhr, und Katie verbrachte die erste Stunde auf dem Meer damit, in einen Eimer zu kotzen. Shaw reichte ihr immer wieder feuchte Handtücher, damit sie sich das Gesicht abwischen konnte.

Schließlich setzte Katie sich wieder auf; ihr Magen war vollkommen leer.



»Du scheinst ja ein echter Seemann zu sein«, bemerkte sie.  
»Ich bin mehr die typische Landratte.«

»Die Hochgeschwindigkeitsfähre war keine Option. Vergiss nicht, dass die ganze Welt nach dir sucht.«

»Jeder will halt berühmt sein - bis die Leute herausfinden, wie beschissen das ist.«

»Wir sind bald da.«

»Gut zu wissen«, sagte Katie, eine Hand auf ihrem sich noch immer drehenden Magen. »Und wenn wir da sind, was dann?«

»Dann treffen wir uns mit jemandem, der uns hilft unterzutauchen. Verkleidung, neue Papiere ...«

»Und dann?«

»Dann überlegen wir uns, was wir als Nächstes unternehmen.«

Später schaute Shaw an einem Bullauge hinaus. Der Schlepper war langsamer geworden; das Schaukeln hatte nachgelassen. Sie waren an den Wellenbrechern vorbei und liefen in den Hafen ein.

»Gehen wir.«

Katie stand vorsichtig auf und warf sich ihre Tasche über die Schulter. »Shaw, wir werden sterben, nicht wahr?«

»Wahrscheinlich. Warum?«

»Ich wollte es nur aus deinem Munde hören.«

## *Kapitel 71*

Sie nahmen vom Hafen aus ein Taxi und fuhren durch kleine Dörfer nach Westen in Richtung der Innenstadt von Dublin. Es war kalt; es regnete, und selbst die Pubs, an denen sie vorüberkamen, waren weitgehend leer. Als Katie aus dem Fenster in eine Bar blickte und dort ein fröhliches Kaminfeuer sah sowie einen Mann, der gerade ein Bier genoss, da verspürte sie nicht das geringste Verlangen, sich zu ihm zu gesellen. Offensichtlich war sie von ihrem Alkoholismus geheilt. Um das zu erreichen, hatte es lediglich des Endes der Welt bedurft.

Bevor sie England verlassen hatten, hatte Katie noch einmal Kevin Gallagher angerufen und ihm erklärt, dass ihre Quelle sie vermutlich belogen habe.

»Haben Sie einen Beweis?«, wollte Gallagher wissen.

»Nein, keinen stichhaltigen.«

»Haben Sie irgendwelche stichhaltigen Beweise dafür, dass Ihre Story unwahr ist?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Dann werden wir weiter dazu stehen.«

»Selbst wenn ich es nicht tue?«

»Das ist die größte Story meines Lebens, Katie. Also werde ich so tun, als hätte es dieses Gespräch nie gegeben, und ich schlage Ihnen vor, es genauso zu halten.« Dann hatte Gallagher einfach aufgelegt.

»Dieser gottverdammte Hurensohn!«, schrie Katie. »Ich hasse Redakteure!«

Das Taxi setzte sie ab, und sie gingen durch den Regen. Katie schaute sich um.

»Ist das nicht die Universität?«

Shaw nickte. »Komm.« Sie bogen in eine Nebenstraße ein.

Shaw klopfte an eine Tür mit einem Schild daneben.

»Maggie's Bookshop?«, wunderte sich Katie.

Die Tür öffnete sich, und eine große, kräftige Frau winkte sie herein.

Sie schloss die Tür, und Katie ließ den Blick über die Bücher in den Regalen schweifen. Sie wusste nicht, was sie hiervon halten sollte. Da rannten sie um ihr Leben, und Shaw hatte sie kotzend über die Irische See geschleppt, nur um ihr einen Buchladen im verregneten Dublin zu zeigen?

Die Frau nannte Katie nicht ihren Namen, und Katie drängte ihr ihren nicht auf. Sie nahm an, dass es sich bei der Frau um Maggie handelte.

»Das mit Anna tut mir sehr leid«, sagte die Frau zu Shaw.

Sie führte sie nach oben, wo ein Zimmer mit Schminktisch auf sie wartete.

»Setzen Sie sich, bitte.« Die Frau deutete auf einen Drehstuhl vor einem großen Spiegel. Katie nahm Platz, und die Frau schnappte sich eine Schere und packte ein Büschel Haare.

Katie sprang auf. »Was glauben Sie, was Sie da tun?«

»Hast du es ihr nicht gesagt?«, fragte die Frau an Shaw gewandt.

»Was gesagt?«, wollte Katie wissen.

»Neue Frisur«, erklärte Shaw und nickte der Frau zu. »Mach es kurz, und ändere die Farbe. Dann kannst du mich skalpieren.«

Eine Stunde später war Katie brünett mit Igelfrisur; ihre Augen waren braun statt blau, ihre Haut dunkler und ihre Lippen schmaler. Dazu trug sie dicke Kleider, die sie 20 Pfund schwerer aussehen ließen.

Shaw konnte sich zwar nicht kleiner machen, doch 20 Minuten später war sein Haar fast weg, und die Frau hatte ihm einen Schnäuzer sowie einen Ziegenbart verpasst, eine dicke Nase und Kontaktlinsen, die seine ungewöhnlich blauen Augen mattbraun färbten. Hätte Katie es nicht besser gewusst, sie hätte Shaw nicht erkannt.

Die Frau führte die beiden in einen weiteren Raum, der als Fotostudio eingerichtet war.

Katie sagte zu Shaw: »Für eine Buchhändlerin hat sie eine beachtliche Zahl an Nebenjobs.«

Bilder wurden gemacht, und zwei Stunden später hielten Shaw und Katie flammneue Pässe in den Händen, Führerscheine und eine Urkunde, die sie als Ehepaar aus einem Londoner Vorort auswies.

Shaw dankte der Frau und bezahlte sie.

»Viel Glück«, sagte die Frau.

»Oh, wir brauchen mehr als nur Glück, Schätzchen. Warum betest du nicht um ein Wunder?«, schoss Katie zurück und knallte die Tür hinter sich zu.

Als sie die schmale Straße hinuntergingen, fragte sie: »Und wohin jetzt?«

»Jetzt schlafen wir erst mal. Am Morgen habe ich einen Arzttermin.«

»Einen Arzttermin?«, hakte Katie verwirrt nach.

»Ich will mal eines klarstellen: Ich werde dir nicht alles sagen.«

»Schön. Solange es dir nichts ausmacht, wenn ich das genauso halte.«

»Dann wären die Regeln ja klar.« Shaw beschleunigte seine Schritte. Katie hatte alle Mühe, mitzuhalten.

## ***Kapitel 72***

Sie checkten im Hotel als Ehepaar ein und hatten deshalb nur ein Zimmer. Shaw hatte Katie gesagt, dass er sie nicht einen Augenblick lang allein lassen wolle. »Sie haben dich schon einmal fast erwischt, und sie werden es mit Sicherheit noch mal versuchen.«

Sie bestellten sich etwas zu essen, obwohl Katies noch immer empfindlicher Magen nur Tee und ein paar Bissen Brot vertragen konnte. Dann setzten sie sich an einen kleinen Tisch und besprachen ihre Lage.

»Eins verstehe ich immer noch nicht«, sagte Shaw. »Warum haben sie sich ausgerechnet die Phoenix Group als Ziel ausgesucht?«

»Sie gehört Chinesen«, erwiderte Katie und wärmte sich an dem Becher Tee.

»Es gibt jede Menge Firmen, Institutionen und dergleichen in London, die Chinesen gehören. Und warum überhaupt London?«

»Aber ein Think-Tank, der Chinesen gehört?«

»Okay. Und warum ein Think-Tank?«

»Deiner Aussage zufolge sind die dort gefundenen Kampagnenunterlagen untergeschoben. Ein Haufen superintelligenter Wissenschaftler, die in einem geheimen Think-Tank an einer weltweiten Schmutzkampagne arbeiten. Das klingt plausibel. Vermutlich wäre es nicht halb so glaubwürdig gewesen, wenn die Männer ein Fastfoodrestaurant überfallen und ein paar Teenager erschossen hätten. Da hätten die Dokumente nicht wirklich Sinn ergeben.«

»Dann sind sie also *zufällig* über die Phoenix Group gestolpert, haben *zufällig* herausgefunden, dass sie von Chinesen kontrolliert wird, und haben dann ihr Einsatzkommando geschickt?«

»Es muss einen Katalysator gegeben haben«, sagte Katie. »Vielleicht irgendjemanden, den sie kennen gelernt oder mit dem sie zusammengearbeitet haben. Oder irgendein Projekt. Offensichtlich haben sie das Haus überwacht. Als ich dort war, habe ich eine Menge Leute kommen und gehen sehen. Also sollten wir überprüfen ...«

Sie hielt inne, als ihr ein schrecklicher Gedanke kam. Sie schaute zu Shaw. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war er zu der gleichen Schlussfolgerung gelangt.

»Sie haben vielleicht *dich* da gesehen«, sagte Shaw mit scharfem Unterton.

»Ja, wahrscheinlich«, erwiderte Katie mit leiser Stimme.

»Und da sie mich ohnehin schon im Visier hatten, haben sie womöglich auch die Phoenix Group anvisiert ... wegen meiner Verbindung zu Anna. Und dann haben sie auch noch das mit den Chinesen herausgefunden.«

»Aber das ist nur *ein* möglicher Grund«, sagte Shaw, obwohl deutlich zu sehen war, dass er an seinen Worten zweifelte.

»Ja«, murmelte Katie. »Ich nehme es an.«

Sie stellte den Becher ab und schaute zum Bett. »Ich bin wirklich müde, Shaw. Du kannst das Bett haben. Ich schlafe auf dem Boden.«

»Nein, ich schlafe auf dem Boden.«

»Shaw!«

»Nimm das Bett, Katie. Es war ein langer Tag, und wir sind beide erschöpft.« Katie zog sich im Badezimmer um, kam wieder heraus und kroch unter die Bettdecke. Shaw lag bereits auf dem Boden und hatte sich mit einem Laken zugedeckt. Katie schaltete das Licht aus.

Ein paar Minuten später regnete es immer noch. Leise und mit zitternder Stimme flüsterte Katie: »Es tut mir leid, Shaw.« Sie bekam keine Antwort.

## Kapitel 73

Als es dämmerte, setzte Shaw sich auf, lehnte sich ans Bett und blickte auf Katie, die ihn anstarrte. Ihre geschwellenen roten Augen verrieten, dass sie kaum geschlafen hatte.

»Ich muss dir etwas sagen.« Sie schlang die Decke enger um sich.

»Katie, du musst nicht ...«

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Bitte. Lass es mich einfach sagen, ehe es mir ein Loch in die Eingeweide brennt.«

Shaw wartete, schaute sie an.

»Ich *habe* das für die Story getan. Selbst als ich zu dir ins Krankenhaus geflogen bin, hat ein Teil von mir darüber nachgedacht, wie ich meine Karriere wieder in Schwung bringen kann. Und dann habe ich diesen neuen Auftrag bekommen und bin nach London gegangen. Ich war sicher, endlich wieder auf dem Weg zurück zu sein.« Sie senkte den Blick und krallte die Hände in die Decke. Ihre Wangen zitterten. »Ich glaube, ich bin nicht einmal menschlich ... nicht mehr. Ich war es mal. Ich weiß nur nicht mehr, wann es aufgehört hat. Aber es ist schon eine Weile her ...«

»Katie, du bist Reporterin. Das liegt dir im Blut.«

»Deshalb ist es aber noch lange nicht richtig. Ich bin Scheiße, vergiss das nicht.«

»Okay, du bist Scheiße. Aber wenn wir zusammenarbeiten wollen, müssen wir einander vertrauen.«



»Ich vertraue *dir*. Das Problem ist, dass du mir nicht vertraust. Und ich kann es dir nicht mal zum Vorwurf machen.«

»Ich habe nicht viel Übung darin, anderen zu vertrauen.« Shaw hielt kurz inne. »Aber ich werde daran arbeiten müssen. Außerdem brauche ich deine Hilfe. Manchmal siehst du Dinge, die mir entgehen. Ich habe nicht viele Menschen kennengelernt, die das können.« Er brachte ein schwaches Lächeln zustande.

Katie erwiderte das Lächeln. Das leichte Tauwetter in ihrer Beziehung gab ihr neuen Mut. »Ich nehme jetzt erst mal eine Dusche. Leg dich so lange aufs Bett. Du musst ja schon ganz steif sein.«

Shaw ging zum Bett und ließ sich langsam darauf sinken. Das Bett war warm von Katie. Er hörte, wie die Dusche aufgedreht wurde und schloss die Augen.

Das Nächste, was er wahrnahm, war der Duft von Kaffee, Speck und Eiern. Er setzte sich auf und schaute sich um. Katie war angezogen und saß vor einem Servicewagen. Sie füllte einen Becher Kaffee und reichte ihn Shaw.

»Wie spät ist es?«, fragte Shaw.

»Acht Uhr dreißig.«

Er nippte an seinem Kaffee.

»Hunger?«

Shaw nickte, stand auf und setzte sich Katie gegenüber. »Du hättest mich wecken sollen, als du aus der Dusche gekommen bist«, sagte er knurrig.

»So war es viel angenehmer«, erwiderte Katie. »Da du tief und fest geschlafen hast, konnte ich mich hier anziehen statt

in dem winzigen Badezimmer. Weißt du, dieses Ganze von wegen Eheleute und so könnte bald ziemlich peinlich werden.« Sie beäugte Shaw über den Rand ihres Bechers hinweg.

Shaw streckte vorsichtig den verletzten Arm aus.

»Willst du deshalb zum Arzt?«, fragte Katie.

»Ja, aber nicht aus dem Grund, an den du vermutlich denkst.«

»Was für eine Überraschung.«

Sie fuhren mit dem Taxi zu Leona Bartoramas Cottage, einem schlichten Ziegelhaus an einem Kiesweg. Es lag gut drei Kilometer von Malahide Castle entfernt, wo Leona als Touristenführerin arbeitete. Als sie ausstiegen und sich umschaute, bemerkte Katie: »Seltsamer Ort für eine Arztpraxis.«

»Leona ist im Ruhestand.«

»Oh, dann ergibt das natürlich Sinn.«

Leona bat sie herein, begrüßte Katie und führte sie in die geräumige Küche, von der aus man in den Garten schauen konnte. Zu Shaws verändertem Aussehen sagte sie nichts, doch sie beäugte Katie. »Kann ich offen vor ihr reden?«, fragte sie Shaw.

»Sonst hätte ich sie nicht mitgebracht.«

»Frank hat schon angerufen.«

»Natürlich.«

»Er hat gesagt, du hättest ihm versprochen, nicht zu mir zu kommen.«

»Nein, ich habe ihm versprochen, nicht *deswegen* zu dir zu kommen.« Er tippte sich an die rechte Seite.

»Seine Männer sind hier überall«, fügte Leona hinzu.

»Ich weiß.«

»Woher?«

»Ich habe sie gerochen.«

»Dann weißt du ja auch, dass ich nicht tun kann, was du von mir willst.«

»Woher weißt du denn, was ich von dir will? Ich habe es dir noch gar nicht gesagt.«

Leona schaute ihn neugierig an, während Katies Blick zwischen den beiden hin und her huschte.

»Dann sag's mir«, forderte Leona Shaw auf.

Shaw krepelte den Ärmel hoch und entblößte die Stahlklammern an seiner Wunde.

»Mein Gott!«, rief Leona. »Wie ist das denn passiert?«

»Aha. Davon hat Frank dir also nichts erzählt.«

Leona schaute sich die Wunde genauer an. »Sieht so aus, als würde sie prima verheilen. Der Chirurg hat gute Arbeit geleistet.«

»Ich bin dir sehr dankbar für deine Expertenmeinung, aber deshalb bin ich nicht gekommen.«

»Warum dann?«

Shaw holte einen kleinen Metallzylinder aus seiner Tasche.

»Ich möchte, dass du das da reintust«, sagte er und deutete auf den Riss in seinem Arm.

»Das meinst du doch nicht ernst.«

»Shaw!«, rief Katie.

»Todernst.«

»Was ist das?«, fragte Leona misstrauisch.

»Das brauchst du nicht zu wissen«, antwortete Shaw. »Wenn es dir hilft: Es besteht aus rostfreiem Stahl.«

»Nein, das hilft mir nicht. Das Infektionsrisiko ist zu groß.«

»Stopf es meinerwegen in einen sterilisierten Verband; aber ich brauche es genau da. Kannst du das?«

»Natürlich *kann* ich das. Aber warum *sollte* ich?«

»Weil ich dich darum bitte. Höflich.«

»Wie tief soll es rein?«, fragte Leona nervös.

»Nicht zu tief. Es kann sein, dass ich es schnell wieder heraushaben muss.«

»Das ist lächerlich!«, stieß Katie hervor.

»Nicht zu tief, Leona«, wiederholte Shaw. »Du schuldest mir das.«

»So sehe ich das nicht.«

»Ich schon.« Shaw zog sein Hemd aus der Hose und entblößte die lange Narbe an seiner rechten Seite. »Ich schon.«

Katie schaute sich die Narbe an, blickte dann zu Leona und runzelte die Stirn. »Haben *Sie* ihm das angetan?«

Leona schien sie nicht gehört zu haben. »Ich habe hier weder einen Operationssaal noch Instrumente, Shaw.«

»Dublin ist eine große Stadt. Ich bin sicher, da findest du, was du brauchst.«

»Das wird einige Zeit dauern.«

»Heute Nachmittag«, sagte Shaw, und ein Hauch von Drohung schlich sich in seine Stimme.

»Das geht nicht. Ich muss nach Malahide.«

»Heute Nachmittag.«

»Na gut. Ich ruf dich an.«

Shaw stand auf und wandte sich zum Gehen; Katie folgte ihm.

»Ich habe nicht die Möglichkeit, dich in Vollnarkose zu versetzen«, bemerkte Leona, »nur örtlich. Du wirst Schmerzen haben.«

Shaw stopfte das Hemd wieder in die Hose. »Schmerzen lassen sich nie vermeiden, Leona.«

Als sie wieder draußen waren, fragte Katie: »Wer war diese Frau Dr. Frankenstein? Was geht hier vor?«

»Es ist besser, wenn du es nicht weißt, Katie. Vertrau mir.«

»Dir vertrauen? Wie war das noch mit dem *mir* vertrauen?«

»Ich habe gesagt, ich arbeite daran. Ich habe nicht gesagt, dass ich schon Erfolg hatte.«

## Kapitel 74

Der Regen hatte aufgehört, und nun war es ein schöner Tag in Dublin. Vögel flatterten von Baum zu Baum; Blüten wiegten sich in der sanften Brise, und Leute spazierten über die Straße, plauderten miteinander oder saßen in Straßencafes.

In dem kleinen, antiseptischen Raum biss Shaw die Zähne zusammen und zerquetschte die Armlehne des Stuhls, auf dem er saß. Leona, in Handschuhen, Mundschutz und Operationskleidung, hatte mehrere der Metallklammern entfernt, die Shaws Wunde zusammenhielten, während Katie den anderen Arm gepackt hielt.

»Das war der leichte Teil«, sagte Leona, als sie die letzte Klammer in eine Pfanne fallen ließ. Vier Klammern steckten noch im Arm.

»Freut mich zu hören«, knurrte Shaw.

»Willst du das immer noch durchziehen? Das wird den Heilungsprozess nachhaltig behindern.«

»Tu es einfach, Leona.«

Leona nahm ein schmales Instrument, das wie ein Minibrecheisen aussah, um damit die Wunde auseinanderzudrücken. Sofort strömte Blut heraus. Schweißperlen erschienen auf Shaws Stirn. Katie verstärkte ihren Griff um seinen Arm. Leona hatte alles um die Wunde herum örtlich betäubt, Shaw aber trotzdem noch einmal vor den Schmerzen gewarnt - und sie hatte nicht übertrieben.

Leona wickelte das kleine Metall Ding in einen sterilisierten Verband. »Du kannst das nicht lange da drin behalten«, klärte

sie ihren Patienten auf. »Ich habe es sterilisiert, aber früher oder später kommt es zur Infektion. Das ist unvermeidlich.«

»Seltsam. Das hast du beim letzten Mal nicht gesagt.«

»Das letzte Mal war etwas anderes.«

»Für mich nicht.« Shaw legte die Hand auf die Seite. »Du hast nie gesagt, es sei ein Problem, wenn ich *das* Ding länger drin behalte.«

»Du vergleichst Äpfel mit Birnen«, sagte Leona. »Das Gerät ist wie ein Herzschrittmacher. Es ist dafür entworfen, längere Zeit im Körper zu bleiben. Das Teil hier aber nicht. Als Ärztin muss ich dich also warnen: Es *wird* zu einer Infektion kommen.«

»Ich werde es mir merken«, knurrte Shaw. »Jetzt steck es rein.«

Vorsichtig schob Leona das Ding in die Wunde, und ihre geschickten, behandschuhten Finger fanden rasch einen kleinen Hohlraum, in dem sie es unterbringen konnte.

Der Schmerz ließ Shaw am ganzen Körper zittern.

»Nimm meine Hand, Shaw«, sagte Katie. »Drück sie.«

»Nein«, stöhnte er.

»Warum?«

»Weil ich dir jeden verdammten Knochen brechen würde.«

Eine Sekunde später riss er die Armlehne mitsamt der Schrauben heraus.

Leona zog die Finger aus der Wunde und schaute sich ihre Arbeit zufrieden an.

»Ich kann die Klammern wieder reintun oder die Wunde kauterisieren.«

»N ... nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich dann nicht an das verfluchte Ding rankäme, wenn ich es brauche. Und das ist doch der Sinn des Ganzen«, stöhnte Shaw. »Altmodische Fäden reichen vollkommen aus.«

Leona zuckte mit den Schultern, säuberte die Wunde, so gut sie konnte, nähte sie, wickelte einen Verband darum und lehnte sich zurück.

»Fertig.«

Katie ließ Shaw los und atmete erleichtert auf. Shaw setzte sich langsam auf und bewegte vorsichtig den Arm.

»Danke«, sagte er.

»Für dich tue ich alles, Shaw«, erwiderte Leona sarkastisch. »Wie du ja gesagt hast, *schulde* ich dir was.«

»Ja, jetzt sind wir quitt.«

»Mindestens!«, verbesserte sie ihn. »Ich denke, die Waagschale hat sich nun ein bisschen zu meinen Gunsten geneigt.«

»Das glaube ich nicht. Dass ich die Schuld für beglichen erklärt habe, war ein Geschenk meinerseits.« Shaw zog sich das Hemd wieder an. Während er es zuknöpfte, schaute Leona sich die Narbe an seiner rechten Seite an. »Sag mal, wie funktioniert das eigentlich?«

»Frag Frank. Ich bin sicher, er wird dir nur zu gerne alles darüber erzählen.« Shaw streckte die Hand aus und steckte das kleine Instrument ein, mit dem Leona das Ding in seinen Arm



bugsiert hatte. »Um der alten Zeiten willen«, sagte er, als sie protestieren wollte.

Als Shaw sich zum Gehen wandte, hielt Leona ihn noch einmal an der Tür auf. »Das Ding in deinem Arm ... Ist es das, was ich glaube?«

»Wer weiß, Leona? Wer weiß?«

## *Kapitel 75*

Wirst du mir jetzt sagen, was hier vor sich geht, Shaw? Was ist dieses Ding, das in deinem Arm steckt? Und woher kennst du diese Leona? Wo hast du die Narbe an deiner Seite her?« Katie feuerte diese Fragen beim Abendessen im Shelbourne Hotel ab, gegenüber Stephen's Green in der Stadtmitte von Dublin. Es war spät genug, dass sie einen ruhigen Tisch im hinteren Teil des Lokals hatten und ungestört miteinander reden konnten. Allerdings schien Shaw nicht in Plauderstimmung zu sein, denn Katie stellte seit Stunden schon die gleichen Fragen und hatte nicht eine einzige Antwort bekommen.

Stoisch kaute Shaw zu Ende. Mittlerweile hasste er Dublin. Hier hatte er Anna um ihre Hand gebeten, in einem kleinen Lokal nicht weit vom Liffey. Auf den Knien, mit dem verdammten Ring. Sie hatte in neun Sprachen Ja gesagt. Und jetzt war sie tot. Es würde keine Hochzeit geben, keine vier oder fünf Kinder und kein gemeinsames Altwerden. Nichts.

Wohin Shaw auch schaute, überall sah er einen Ort, eine Ecke, irgendetwas Seltsames am Himmel, roch einen Duft, hörte das Hupen eines Autos ... Einfach *alles* hier erinnerte ihn an Anna. Er konnte hier kaum atmen. Er hasste es.

Und das war noch nicht alles.

Anna war auf dem Weg zurück nach Deutschland, um dort von ihren Eltern begraben zu werden, die ihm, Shaw, die Schuld an allem gaben. Sie gaben *ihm* die Schuld am Tod einer Frau, für die er sein Leben gegeben hätte. Anna auf einer kalten Stahlbahre in London mit einem Loch im Kopf. Anna, wie sie für alle Ewigkeit in die kalte Erde von Wisbach hinuntergelassen wurde, anstatt in seinen Armen zu liegen.

Katie riss Shaw aus seinen Gedanken. »Hörst du, Shaw? Wir müssen herausfinden, wer wirklich hinter der Roten Gefahr steckt.«

»Die ganze Welt hat schon danach gesucht, und niemand scheint bis jetzt etwas gefunden zu haben.«

»Ich bin nicht sicher, ob die Welt wirklich versucht hat, die *Quelle* zu finden. Alles und jeder hat die Geschichten einfach als wahr akzeptiert. Und wenn doch einmal jemand genauer hingeschaut hat, dann nicht allzu gründlich. Anschließend ist dann zu viel geschehen, sodass die Leute ständig auf Trab blieben. Nach einer Weile ging es dann nicht mehr darum, *wer* hinter der Geschichte stand, sondern nur noch darum, wie man die bösen Russen aufhalten kann. Ich glaube, die ganze Welt hat sich verrannt.«

Shaw schaute sie mit neuem Respekt an. »So etwas in der Art hat auch Anna gedacht.«

»Das betrachte ich als großes Kompliment.«

»Irgendeine Idee?«, fragte Shaw.

Katie zog den Stuhl näher heran und senkte die Stimme. »Ich habe tatsächlich schon darüber nachgedacht.« Sie wühlte in ihrer Handtasche und holte einen Notizblock heraus. »Als ich an jenem Tag in Annas Büro war, musste sie kurz raus, um

mit jemandem zu reden, und ich habe mich ein bisschen umgeschaut.«

»Du meinst, du hast herumgeschnüffelt«, sagte Shaw mit aufkeimendem Zorn. Instinktiv fühlte er sich verpflichtet, Annas Privatsphäre zu verteidigen.

»Willst du nun hören, was ich gefunden habe, oder nicht?«

»Tut mir leid. Erzähl weiter.«

»Ich habe mir einen Teil von dem Rote-Gefahr-Material auf Annas Schreibtisch angesehen und eine Handvoll Notizen, die sie dazu gemacht hatte. Eines dieser Papiere war eine Liste von Webseiten und E-Mail-Adressen. Vielleicht hat Anna die kontaktiert. Aber wie auch immer, eine ist mir besonders aufgefallen, und die habe ich mir aufgeschrieben.«

»Und warum ist sie dir aufgefallen?«

»Sie hieß Barney's Rubble-Land. Du weißt schon. Barney Rubble? Geröllheimer? Die Feuersteins? Als Kind war das einer meiner Lieblingscartoons. In dem Fall war das ein Blog. Damals habe ich es nicht überprüft, aber als du im Hotel geduscht hast, nachdem Dr. Doom dich in die Mangel genommen hat, habe ich mir die Seite mal angeschaut.«

»Und was hast du gefunden?«

»Dieser Blogger - offenbar ein Mann mit Namen Barney - hatte ebenfalls Fragen, was die Rote Gefahr betrifft. Seinen Postings nach zu urteilen, hat er das Ganze wohl nicht für echt gehalten.«

»Und wie hilft uns das weiter?«

»Nun, offen gesagt glaube ich, dass das Blog nicht echt war.«

»Was meinst du damit - nicht echt?«

»Ich glaube, dieser Barney ist nur vorgetäuscht. Ich habe eine Menge Freunde, die Blogs schreiben. Sie sind geradezu besessen davon und schreiben ständig irgendetwas. Deshalb sind die Blogs nicht strukturiert. Alles entsteht aus einer Laune heraus. Und üblicherweise bietet ein Blog auch Raum für andere, um die Einträge diskutieren zu können. Ich meine, das ist ja der eigentliche Grund, warum man überhaupt ein Blog schreibt, oder?«

»Stimmt.«

»Nun, dieses Blog hatte das aber nicht. Dann habe ich die Daten der Postings überprüft. Jeden zweiten Tag wird zur gleichen Zeit ein neuer Eintrag vorgenommen. Für mich klingt das nicht wie Barney's Rubble-Land. Für mich klingt das nach einer Fassade, die nur wie ein Blog *aussieht*.«

»Warum sollte jemand so etwas aufziehen?«, fragte Shaw.

»Vielleicht, um in der Community herumzuhorchen.«

»In der Community herumhorchen?«

»Ja, in der Unterhaltungs- und Werbeindustrie macht man das ständig. Vor ein paar Jahren habe ich sogar einmal eine Story darüber geschrieben. Man stellt ein Produkt ins Netz und will die Reaktionen der Leute darauf sehen. Auf diese Weise kann man sich auf bestimmte Gruppen konzentrieren und diese dann besser bewerben. Normalerweise geschieht das offen, aber manche Firmen gehen einen Schritt weiter. Sie betreiben anonyme Diskussionsplattformen, um die Leute dazu zu bringen, ihnen ihre wahre Meinung zu sagen. Das kann eine Fakewebseite sein, eine Telefonliste oder Fragebögen unter dem Deckmantel einer Briefkastenfirma.«

Nun war Shaws Interesse geweckt. »Du willst damit sagen, dass dieser Barney Geröllheimer nur eine Fassade war, um die Reaktion der Leute auf die Kampagne zu testen?«

»Und da in Barneys Blog offenkundig starke Zweifel an der Kampagne gehegt wurden ...«

»Das war ein Köder, um zu sehen, ob andere ebenso denken. Aber du hast doch gesagt, die Seite hätte kein Forum gehabt, wo man unterschiedliche Meinungen hätte diskutieren können.«

»Aber man konnte der Seite eine E-Mail schicken, was Anna auch getan hat ...«

Shaw beendete den Gedankengang für sie. »Und dann haben sie deine E-Mail-Adresse! Annas Adresse war AFischer @ThePhoenixGroup.com.« Er schaute Katie scharf an. »So könnten sie von der Phoenix Group erfahren haben. Nicht von dir.«

»Das werden wir vermutlich nie mit Sicherheit erfahren.«

Eine Minute lang herrschte Schweigen, während beide auf ihren Tellern herumstocherten.

»Katie, ich ...«, begann Shaw.

»Lass es, Shaw. Die Sache ist viel zu kompliziert, und wir haben beide Fehler gemacht, und wahrscheinlich werden wir auf diesem Weg noch mehr machen.«

»Dann lass uns hoffen, dass einer dieser Fehler uns nicht das Leben kostet.«

»Können wir diese Webseite irgendwie zurückverfolgen?«, fragte Katie. »Ich bin nicht sonderlich gut in technischen Dingen.«

Shaw nickte und rief Frank an. Schließlich steckte er das Handy weg und trank seinen Wein. »Warten wir ab, was er so herausfindet.«

»Und? Bleiben wir in Dublin?«, fragte Katie.

Shaw schüttelte den Kopf. »Wir fliegen morgen weiter.«

»Und wohin?«

»Nach Deutschland. In eine kleine Stadt mit Namen Wisbach.«

## ***Kapitel 76***

Es ist nie ein guter Tag, um jemanden zu beerdigen. Selbst wenn die Sonne scheint und die Luft warm ist, hat es nie etwas Positives, einen Menschen in die kalte Erde zu legen, besonders nicht, wenn drei Kugeln diesem Menschen mindestens vier Jahrzehnte seines Lebens gestohlen hatten. Und in Wisbach schien weder die Sonne, noch war es warm. Es regnete in Strömen, als Katie und Shaw am Friedhof neben der kleinen Kirche im Wagen saßen.

Frühmorgens waren sie in Frankfurt angekommen und direkt nach Wisbach gefahren. Als Shaw in Dublin durch den Metalldetektor gegangen war, hatte sofort der Alarm aufgeheult. Als der Sicherheitsbeamte ihn daraufhin mit einem Handscanner untersuchte, summte es an seinem linken Arm.

»Bitte, krempeln Sie Ihren Ärmel hoch, Sir«, hatte der Mann in strengem Tonfall befohlen.

Als sein Blick auf die Metallklammern unter dem Verband fiel, zuckte er unwillkürlich zusammen.

»Meine Güte! Tut das weh?«

»Nur wenn ich meinen Ärmel hochkremple«, antwortete Shaw.

Am Grab hatte der Regen die frisch ausgehobene Erde in einen Schlammhaufen verwandelt. Annas Sarg und die Trauergäste standen unter einem Zeltdach neben dem Grab und blieben weitgehend trocken.

Shaw hatte beschlossen, sich nicht den Trauernden anzuschließen. Er hatte Wolfgang Fischers riesige Gestalt entdeckt. Natascha stand neben ihm. Doch keiner von beiden wirkte heute sonderlich groß. Sie waren gebeugt, am Boden zerstört. Shaw blieb im Wagen sitzen und beobachtete, wie der Sarg langsam ins Grab hinuntergelassen wurde. Wolfgang wäre vor Trauer beinahe zusammengebrochen. Mehrere Männer stützten ihn auf dem Weg zurück zum Auto.

Katie rannen die Tränen über die Wangen. *Gott sei Dank muss ich hier keinen Nachruf schreiben.* Sie schaute zu Shaw. Sein Blick war leidenschaftslos, seine Augen trocken.

»Das ist so traurig«, sagte Katie.

Shaw schwieg. Er schaute weiter zu.

Eine halbe Stunde später war auch der letzte Trauergast gegangen, und die Totengräber erschienen, um Anna endgültig in der Erde von Wisbach zur Ruhe zu betten.

Shaw stieg aus dem Wagen. »Weißt du noch, was du tun sollst?«

Katie nickte. »Sei vorsichtig.«

»Du auch.«

Shaw schlug die Tür zu, schaute sich um und ging zu dem Loch in der Erde - an das weit größere in seinem Herzen versuchte er gar nicht zu denken.

Er zog ein paar Euros aus der Tasche und bat die Totengräber, ihm ein paar Minuten allein zu geben. Die Männer waren zweifellos froh, aus dem Regen zu kommen, und so nahmen sie das Geld und verschwanden.

Shaw stand neben dem Grab und schaute auf den Sarg hinunter. Er wollte sich Anna gar nicht erst in der Kiste vorstellen. Sie gehörte einfach nicht da hin. Leise sprach er zu ihr und sagte Dinge, die er ihr hätte sagen sollen, als sie noch gelebt hatte. Er bereute vieles in seinem Leben, vor allem aber quälte ihn, dass er nicht bei Anna gewesen war, als sie ihn gebraucht hatte.

»Es tut mir leid, Anna. Du hast etwas viel Besseres verdient gehabt als mich.«

Shaw schnappte sich eine Schaufel und verbrachte die nächste halbe Stunde damit, das Grab mit Erde zu füllen. Er hatte das Gefühl, das sei allein seine Aufgabe. Als er fertig war, war er völlig durchnässt, schien es aber gar nicht zu bemerken.

Er schaute auf den Grabstein. Dort stand Annas vollständiger Name: Anastasia Brigitte Sabena Fischer. Dazu ihr Geburts- und Sterbedatum. Der Satz in Deutsch darunter lautete: »Möge unsere wunderbare Tochter in Frieden ruhen.«

»Ja, ruhe in Frieden«, murmelte Shaw. »Ruhe in Frieden für uns beide, Anna, denn ich glaube nicht, dass ich je wieder Frieden finden werde.«

Er kniete sich in den Schlamm und senkte den Kopf.

In dem Augenblick traten zwei Männer zwischen den Bäumen hervor. Beide hielten eine Waffe in der Hand.



Sofort zerriss ein Hupen die Friedhofsstille, und Katie rutschte von ihrem Sitz herunter.

Entschlossen liefen die beiden Männer auf Shaw zu.

Den Bruchteil einer Sekunde später wurde die Heckscheibe des Autos, in dem Katie saß, von einer Kugel zerfetzt.

## *Kapitel 77*

So schnell, dass man kaum folgen konnte, sprang Shaw vor und rammte beide Männer zu Boden. Eine Sekunde später drückte er dem einen Mann den Lauf seiner Pistole in den Mund, während der andere bewusstlos danebenlag.

Wieder einen Augenblick später stürmten die Männer in Schwarz herbei.

Katie setzte sich im Wagen auf und klopfte sich Glassplitter von den Kleidern. Besorgt schaute sie zu Shaw hinüber. Als er sich erhob, einen der Schützen am Kragen gepackt, seufzte Katie erleichtert und stieg aus.

Zehn Meter hinter dem Wagen stand Frank über dem Toten - dem Mann, der versucht hatte, Katie umzubringen.

Katie ging zu ihm.

»Tut mir leid, dass es so knapp war«, sagte Frank. »Der Bastard hat noch schießen können, ehe wir ihn erledigt haben.«

Später saßen sie in einer leeren Scheune außerhalb von Wisbach beisammen. Die beiden Möchtegernkiller hockten Rü-

cken an Rücken gefesselt auf dem mit Stroh bedeckten Boden.

Frank, Katie und Shaw berieten sich.

»Danke, dass du uns Rückendeckung gegeben hast«, sagte Shaw zu Frank.

»He, wenn ich nicht gerade die Welt rette, habe ich jede Menge freie Zeit.«

Sie hatten die Fingerabdrücke der beiden Kerle in den üblichen Datenbanken überprüft, aber nichts herausgefunden. Und das Verhör hatte ihnen bisher auch nur eine Flut übelster Beschimpfungen von dem Kerl eingebracht, der auf Shaws Pistolenlauf hatte herumkauen dürfen. Im Gegensatz dazu hatte sein Partner, ein stämmiger Kerl mit stoischem Gesichtsausdruck, kein Wort gesagt. Er sah aus, als würde er nicht einmal Englisch sprechen. Sie hatten es in mehreren anderen Sprachen versucht, doch der Mann schwieg eisern. Papiere hatte keiner der beiden bei sich. Zwei Pistolen und ein Messer waren das einzig Interessante, was Shaw und die anderen bei den Kerlen gefunden hatten. Der Tote hatte ebenfalls nicht identifiziert werden können.

»Die haben nicht mal ein Handy«, sagte Frank.

»Das heißt, dass sie sich mit jemandem treffen wollten, sobald sie uns getötet hatten«, bemerkte Katie, »und dieser Jemand war offenbar ganz in der Nähe.«

Frank drehte sich zu Shaw um. »Und was jetzt?«

»Bearbeite die beiden weiter, bis sie das Maul aufmachen. Wir bleiben in Verbindung.«

Frank legte Shaw die Hand auf die Schulter. »Pass auf dich auf. Mein Bauch sagt mir, dass hier etwas Übles im Gange ist.«

»Wie übel?«, hakte Katie nach.

»Übel in dem Sinne, dass sie uns immer einen Schritt voraus zu sein scheinen.«

Wieder im Auto sagte Shaw düster: »Ich war mir ziemlich sicher, dass sie Annas Beerdigung beobachten würden für den Fall, dass wir auftauchen. Deshalb habe ich Frank angerufen, dass er uns hilft. Nur gebracht hat es uns nichts.«

»Irgendwann reden die Kerle vielleicht doch noch.«

»Ich bezweifle, dass sie mehr wissen, als dass sie dafür bezahlt wurden, uns umzubringen. Diese Leute haben sich bis jetzt sehr gut darauf verstanden, ihre Spuren zu verwischen.«

»Irgendwann werden sie einen Fehler machen. Das ist immer so«, erklärte Katie überzeugt.

»Ach, glaubst du?«

»Ich *weiß* es.«

Shaw hielt den Wagen an. »Warum bist du dir plötzlich so sicher?«

Katie konnte ihre Aufregung kaum verbergen. »Weil mir gerade eine brillante Idee gekommen ist, sie aus ihrem Schlupfloch zu locken.«

## *Kapitel 78*

Inzwischen war die ganze Welt davon überzeugt, dass China aus bisher unbekannten

Gründen hinter der Roten Gefahr stand und dass Russland aus Vergeltung die Phoenix Group eliminiert hatte. Und egal, wie oft Peking und Moskau es leugneten, dieser Glaube war fast unerschütterlich.

Überall wurden ausgefeilte Theorien darüber aufgestellt, sowohl digital als auch in gedruckter Form, warum China so etwas hätte tun sollen. Eine Theorie besagte, dass China den Wunsch habe, die ganze Welt gegen das einzige Land aufzubringen, das in Asien eine echte Konkurrenz für Peking darstellte, militärisch wie ökonomisch; eine andere Theorie ging von der Annahme aus, dass Russlands Rückkehr zur Autokratie eine Bedrohung für die Stabilität in der Region sei.

Was immer der Grund sein mochte, Tatsache war, dass beide Länder inzwischen mobilmachten. Russland und China besaßen östlich der Mongolei eine lange gemeinsame Grenze und noch einmal ein kleineres Grenzstück zwischen Kasachstan und der Mongolei. Russische Armeeeinheiten mitsamt Panzern und Luftunterstützung wurden an beide Grenzen verlegt. Gerüchteweise hieß es auch, Gorskow plane, einfach durch die Mongolei nach China zu marschieren, was den Weg nach Peking drastisch verkürzt hätte, ungeachtet der politischen und topografischen Probleme. Die Chinesen, die das nur allzu gut wussten, hatten an all diesen Punkten eine wahre Mauer aus Menschen und Maschinerie errichtet. Trotzdem schien der Krieg nicht unmittelbar bevorzustehen. Tatsächlich war bei den Ländern klar, dass sie so oder so nur verlieren konnten; sie waren einander zu ebenbürtig. Aber man glaubte auch - obwohl es keine dahingehende offizielle Erklärung gab -, dass

beide Länder langfristige Verträge mit unbekannten Rüstungsproduzenten abgeschlossen hatten, sodass sie in einigen Jahren doch in den Krieg ziehen und den anderen auf beeindruckende Weise vernichten konnten.

Als Reaktion auf diese Entwicklungen rüsteten auch viele westliche Staaten auf, die USA eingeschlossen. Das Pentagon, das sich nie gefürchtet hatte, seine Absichten publik zu machen, verkündete, dass die Ares Corporation sowie in ihrem Gefolge weitere Rüstungsunternehmen eine Reihe von Rüstungsaufträgen bekommen hätten, die bereits viel zu lange aufgeschoben worden seien. Dazu gehörte der Neuaufbau von Panzerdivisionen ebenso wie die Neukonfiguration des Raketenabwehrsystems, der Ausbau der nuklearen U-Boot-Flotte, der Umbau der Flugzeugträgerflotte, die Anschaffung neuer Panzerfahrzeuge für die Army sowie das Upgrade beziehungsweise der Ersatz für das schon lange überholte Mehrkampfflugzeug vom Typ Raptor. Nur die in den USA ansässige Ares Corporation, erklärte das Pentagon, die bereits einen Großteil der bisherigen Waffensysteme geliefert habe, sei dank ihrer Expertise und ihres globalen Managements in der Lage, den von den US-Militärs vorgegebenen Standards zu entsprechen.

Eine Quelle im Pentagon ließ verlauten: »Dies wird sicherstellen, dass das US-Militär auch in den nächsten Jahrzehnten die stärkste Streitmacht der Welt bleibt.«

Der Kongress hatte rasch die Gelder dafür freigegeben, und der Präsident hatte ebenso schnell unterschrieben.

Mehrere Zeitungen berichteten, dass sich die Gesamtausgaben laut einer Quelle, die nicht genannt werden wollte, auf nahezu eine Billion Dollar Steuergelder in acht Jahren beliefen. Damit würden die US-amerikanischen Verteidigungsausgaben auf mehr als 800 Milliarden Dollar jährlich steigen, was die jährlichen Sozialausgaben übertraf und damit den größten

Posten im Staatshaushalt darstellte. Doch glücklicherweise würde sich das technisch gesehen nicht auf das Staatsdefizit auswirken, denn ein paar clevere Bürokraten hatten mithilfe einiger ebenso cleverer Kongressmitglieder einen Weg gefunden, die Sache über einen Nachtragshaushalt zu regeln, der offiziell nicht dem Gesamthaushalt zugerechnet wurde. Und in Washington D. C. zählte *nur* der formelle Aspekt.

»Sollen sich ruhig die nachfolgenden Generationen den Kopf über die Realität zerbrechen«, bemerkte ein politischer Insider, der um Anonymität bat.

Nachdem der Verteidigungshaushalt im Rahmen einer bombastischen Zeremonie im Weißen Haus unterzeichnet worden war, rief der Präsident, der sich angesichts der bevorstehenden Wahl keine Schwäche gegenüber Russland leisten konnte, eine Pressekonferenz ein und erklärte: »Jeder, der versucht, den Interessen der Vereinigten Staaten zu schaden, wird nun feststellen, dass wir bestens vorbereitet sind und uns gegen alles und jeden verteidigen können. Gott segne die Vereinigten Staaten von Amerika.« Sofort schoss der Präsident auf der Beliebtheitskala um elf Prozent nach oben. Es gab nichts Besseres als Säbelrasseln, um Wähler zu gewinnen.

Die Ares Corporation startete eine neue Werbekampagne, die schon seit Monaten vorbereitet und ausgefeilt worden war. Doch auf den neuen Vertrag und die damit einhergehenden Summen ging man dabei nicht ein. Die für die Kampagne verantwortliche Topagentur in New York betrachtete dies als zu krass. So sagte der Sprecher schlicht: »Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Ares Corporation. Gemeinsam sind wir unschlagbar.« Das war ein eindeutiges Statement, und die unterschwellige Botschaft war kristallklar: Ares hatte sich auf die gleiche Stufe wie die einzige verbliebene Supermacht des Planeten gestellt. Dieser simplen Aussage folgten auf klassisch getrimmte Schwarzweißbilder von fliegenden

Flugzeugen, rollenden Panzern, fahrenden Schiffen und marschierenden Soldaten - alles untermalt von einem populären Song.

Es hieß, dass die Leute in den Focus Groups, an denen man die Wirkung einer Werbung testete, in ihren Sesseln geweint hätten. Auch flüsterte man in gewissen Kreisen der Werbeindustrie, das seien die besten 50 Millionen Dollar gewesen, die Nicolas Creel je ausgegeben hätte.

Alles lief genau so, wie Creel und Pender es geplant hatten.

Alles mit Ausnahme des kleinen unerwarteten Schlaglochs in der Straße, das die Dinge schlussendlich jedoch sogar *noch* besser machen sollte.

Um Mitternacht mongolischer Zeit erhielt ein russischer General im Feld eine Reihe verstümmelter Befehle, die er als Aufforderung verstand, Testangriffe auf chinesisches Gebiet durchzuführen. Da er mit Leib und Seele Offizier war und noch nie im Gefecht gestanden hatte - und obendrein alles Chinesische aus tiefstem Herzen hasste -, machte der General sich nicht die Mühe, die Befehle bei seinen Vorgesetzten gegenzuprüfen. Seine Artillerie feuerte und traf vorher festgelegte Ziele; zugleich drangen MIGs in den chinesischen Luftraum ein. Diese MIGs stießen prompt auf chinesische Kampfflugzeuge, die ironischerweise Lizenznachbauten russischer Modelle waren. Genau genommen flogen die Piloten beider Seiten also die gleichen Maschinen. Demzufolge endeten die darauf einsetzenden Luftgefechte dann auch in einem Unentschieden; beide Seiten verloren je zwei Flugzeuge.

Die Chinesen, die - vorsichtig ausgedrückt - ziemlich angespisst von diesem russischen Schlag ins Gesicht waren, starteten augenblicklich einen Gegenangriff. Die nächsten sechs Stunden feuerten beide Armeen aus allen Rohren.

Als endlich alles vorbei war, waren dank dieses »Tests« nicht nur zwei Flugzeuge verloren. Eine komplette chinesische Kleinstadt war ausgelöscht worden, 2000 Zivilisten tot. Zehn Panzer, 20 Schützenpanzer, 40 Geschütze und 900 chinesische Soldaten waren ebenfalls den Millionen russischer Geschosse zum Opfer gefallen, die auf sie herabgeregnet waren, auch wenn der Großteil davon sein Ziel verfehlt hatte.

Die Russen wiederum hatten den Tod von 600 Zivilisten zu beklagen, die unglücklicherweise mitten ins Kreuzfeuer geraten waren; die meisten hatten sogar noch geschlafen, als die Geschosse ihre Häuser zerrissen. Neben diesen Kollateralschäden waren noch acht Panzer in die Luft geflogen; sechs Hubschrauber wurden abgeschossen, zwölf Schützenpanzer zerlegt und 412 Soldaten getötet. Auch eine vollständige Artilleriebatterie wurde vernichtet, als chinesische Raketen ein in der Nähe gelegenes Treibstofflager trafen. Nebenbei sei noch bemerkt, dass auch der russische Feldoffizier, der überhaupt erst damit angefangen hatte, bei diesen Gefechten ums Leben gekommen war. Später stellte sich dann auch heraus, dass die von ihm nur verstümmelt empfangenen Befehle eigentlich gelautet hatten, solch einen Angriff nur dann zu starten, wenn die andere Seite zuerst schoss.

Wieder einmal lief alles darauf hinaus, dass man den Einzelheiten mehr Beachtung schenken sollte.

Die völlig überraschten und arg mitgenommenen Armeen zogen sich jedoch rasch wieder in ihre Ausgangsstellungen zurück, um sich neu zu formieren und darüber nachzudenken, was zum Teufel da gerade passiert war.

Sollte das wirklich der Beginn des Dritten Weltkriegs gewesen sein, war er wenig verheißungsvoll.



## Kapitel 79

Gemeinsam mit der Mutter Oberin und unter dem Jubel der italienischen Presse und Öffentlichkeit machte Nicolas Creel den ersten Spatenstich für das neue Waisenhaus. Nachdem das erledigt und die Köpfe der dankbaren kleinen Waisenkin-der getätschelt waren, verlas Creel eine kurze Erklärung für die Presse. Dann schüttelte er dem Bürgermeister und anderen Würdenträgern die Hände und zog sich auf die *Shiloh* zurück, um zu genießen, wie gut alles für ihn lief.

Die Russen hatten China angegriffen, und China hatte einen Gegenangriff unternommen. Als Creel im Netz nach Berichten darüber suchte, fand er zu seiner großen Freude Tausende davon, und es wurden mit jeder Minute mehr. Das würde seine Geschäftsverbindungen zu den beiden Ländern weiter verstärken, und andere Staaten, die bis jetzt nur am Rand gestanden hatten, würden bald ebenfalls auf den Rüstungszug aufspringen. Creel würde sie nur allzu gerne mit allem versorgen.

Zwar versuchten Amerikaner, Franzosen und Briten, einen Waffenstillstand und Gespräche zwischen den Kriegsparteien auszuhandeln, doch Creel wusste, dass es dafür zu spät war. Noch diese Woche sollte ein Gipfeltreffen in London stattfinden. Allerdings hatten die beiden Konfliktstaaten noch nicht einmal ihre Teilnahme zugesagt. Und selbst wenn sie erscheinen sollten - was nach dem letzten Zwischenfall eher unwahrscheinlich war -, würde das auch nichts ändern.

Der Anruf, den Creel bekam, vertrieb jedoch das Lächeln aus seinem Gesicht. Es war Caesar. Der Anschlag auf dem Friedhof von Wisbach war nicht nach Plan verlaufen. Tatsächlich hätte es schlechter gar nicht laufen können.

»Ein Mann tot, zwei verhaftet«, sagte Creel und wiederholte damit, was Caesar ihm berichtet hatte. »Ich nehme an, die Männer wissen nichts Verwertbares, korrekt?«

»Korrekt«, bestätigte Caesar. »Ich weiß, das ist ein Rückschlag; aber wir werden sie schon noch bekommen, Mr. Creel, das garantiere ich Ihnen. Wir sind nah dran, wirklich ganz nah dran.«

»Das habe ich auch schon vor einer Weile gedacht, Caesar, und jetzt schauen Sie mal, wo wir stehen.«

Creel legte auf, atmete tief durch und schaute durch das Bullauge zu der Stelle, wo das Waisenhaus aus dem Boden wachsen würde. Dann rief er Pender an. »Gießen Sie noch mehr Öl ins Feuer, Dick«, befahl er. »Ich will die Medien voller Hass sehen, um den Krieg weiter zu schüren.«

»Aber ohne wirklich einen Krieg zu provozieren, oder?«, erwiderte Pender vorsichtig.

»Ich rede natürlich von einem Kalten Krieg«, sagte Creel ungeduldig. »Ich mache das meiste Geld, wenn kein Schuss abgefeuert wird.«

»Aber es *sind* Schüsse abgefeuert worden.«

»Das war eine dämliche Aktion, die meinen Quellen zufolge beiden Seiten eine Heidenangst eingejagt hat. Jetzt können wir uns auf eine schöne, lange Aufrüstungsphase einrichten.«

»Und wenn sie *wirklich* einen Krieg anfangen?«

»Dick, tun Sie einfach Ihren Job, und überlassen Sie die Konsequenzen mir. Und wenn sie tatsächlich einen heißen Krieg anfangen, was soll's? Das wird auch nicht das Ende der Welt bedeuten. In jedem Fall werden sie Waffen zum Kämpfen haben, und was sie verbrauchen, müssen sie wieder nachrüs-

ten. Und wenn sie sich gegenseitig das Hirn rausprügeln, wen kümmert das schon?«

»Aber was ist mit den Atomwaffen? Beide Seiten verfügen darüber.«

»MAD - wechselseitig zugesicherte Zerstörung. Weder Moskau noch Peking wollen von der Landkarte verschwinden. Deshalb habe ich das ja auch nie mit den Muslimen machen können. Denen scheint es egal zu sein, ob sie vernichtet werden, solange nur alle anderen mit ihnen untergehen. Wie Sie sehen, bedarf es selbst im Krieg einer gewissen zivilisierten Einstellung, damit er richtig funktioniert. Und jetzt machen Sie!«

Creel legte auf, und Pender befahl seinem Team umgehend, sich nicht länger zurückzuhalten. Dieser Auftrag war eine Herausforderung für Pender gewesen; andererseits war Creel stets herausfordernd. Pender ließ nun endgültig all seine Hunde von der Leine. Er würde Creel schon zeigen, was es wirklich bedeutete, Öl ins Feuer zu gießen. Es gab keine einzige Nachrichtenagentur, deren Aufmerksamkeit er nicht würde erringen können. Die Welt würde von mehr Lügen widerhallen denn je zuvor. Das würde sein Meisterstück werden.

Nun, da ihr Auftrag sich dem Ende näherte, dachte Pender darüber nach, wie hoch wohl der Bonus für seine Firma beziehungsweise für ihn persönlich ausfallen würde. Creel gab sich gar nicht erst mit kleinen Zahlen ab. 50 Millionen? 100 Millionen? Es gab zwei Dinge, die Pender sich schon immer gewünscht hatte: seine eigene Yacht und sein eigenes Flugzeug. Beides natürlich nicht in der Klasse eines Creel; das würde sein Budget überschreiten. Aber eine Gulfstream V und eine 30-Meter-Yacht, gebaut in Italien ... das wäre perfekt. Dieser Tage waren die Yacht und der Privatjet das Einzige, was man brauchte, um sagen zu können: Ich habe es ge-

schaft. Und Pender wollte das mit Nachdruck von sich behaupten können.

Er träumte noch ein paar Minuten von all den Möglichkeiten, bis seine Träume sich in einen Albtraum verwandelten.

Auf seinem Computermonitor erschien eine Nachricht von seiner rechten Hand. Im Betreff stand: »Barney Rubble Blog Update.« Eine E-Mail war auf der Seite eingegangen, die Pender sich sofort ansehen sollte.

Pender öffnete die Mail und las, während er gleichzeitig andere Dinge erledigte. Doch kaum hatte er den ersten Satz gelesen, war es mit dem Multitasking vorbei.

»Ich weiß, wer Sie sind und was Sie getan haben. Ich will Sie von Angesicht zu Angesicht sehen, oder ich ziehe die Story wieder zurück und schreibe die Wahrheit. K. J ... P. S. Netter Versuch mit Lesnik; aber wenn Sie das nächste Mal ein falsches Blog aufziehen, dann überlassen Sie das lieber jemandem, der weiß, was er tut.«

Sofort waren alle Gedanken an Jets oder Jachten verschwunden. Auf das hier war Pender nicht vorbereitet.

Der Meister der Manipulation musste sich seiner größten Angst stellen.

Die *Wahrheit* starrte ihm im wahrsten Sinne des Wortes mitten ins Gesicht.

## Kapitel 80

Shaw schaute über Katies Schulter hinweg auf den Computermonitor. Sie hatte die E-Mail vor zehn Minuten geschickt. Längst hätte eine Antwort kommen müssen. »Soll ich sie noch einmal schicken?«, fragte Katie. »Nein«, antwortete Shaw. Auch er sah ein wenig nervös aus. Zum Glück mussten sie nicht mehr allzu lange warten. Die Nachricht war kurz. »Was wollen Sie?« Katie und Shaw schauten einander an. »Antworte«, sagte Shaw. *Ein Treffen, von Angesicht zu Angesicht*, tippte Katie. »Unmöglich«, lautete die Antwort. *Dann schreibe ich eine neue Story*. »Niemand wird Ihnen glauben«, kam die Erwiderung.

*Ich kann sehr überzeugend sein. Und ich habe ein paar Fakten in der Hinterhand, die Ihren ganzen Plan zunichtemachen können.* »Was für Fakten?« *Das sage ich Ihnen persönlich.*

»Da mache ich nicht mit. Das könnte eine Falle sein.«

Wieder schauten Shaw und Katie einander an. Natürlich war das eine Falle.

Dann am Telefon.

Diesmal kam die Antwort nicht sofort. »Worüber wollen Sie mit mir reden?« *Geld*, tippte Katie und fügte dem drei Ausrufungszeichen hinzu. *Geld für mein Schweigen.*

»Das können wir auch per E-Mail erledigen.«

*Ich will Sie schwitzen hören.* Katie lächelte ob dieser absichtlich verdrehten Metapher.

Eine lange Minute verstrich, während Katie und Shaw nervös auf den Monitor starrten. »Wann?«

Katie klatschte in die Hände. *Heute Nacht. Mitternacht, amerikanische Ostküstenzeit.* Sie gab eine Handynummer an, die nicht zurückverfolgt werden konnte. Shaw hatte ihr diese Nummer gegeben.

»Er wird annehmen, dass wir seinen Anruf zurückverfolgen«, sagte sie. »Er wird ein sterilisiertes Handy benutzen und glauben, dass wir die Verbindung über zig Sendemasten nicht orten können.«

»Ist das denn nicht wirklich so?«, fragte Katie.

»Die Welt ist bei Weitem nicht so groß, wie die meisten Leute glauben. Tatsächlich ist sie sogar ziemlich klein. Wenn wir sein Signal orten können, kommen wir bis auf einen Häuserblock an ihn heran. Gelingt uns das, kann Frank seine Leute schicken. Bei seinen Verbindungen kann er fast überall auf Männer zurückgreifen.«

»Trotzdem ist es immer noch ein großes Gebiet, was wir absuchen müssen.«

»Ja, aber es ist besser als nichts. Vielleicht haben wir einfach Glück.«

Nach dem digitalen Gespräch mit Katie James lehnte Pender sich im Stuhl zurück. Natürlich konnte das niemand anders gewesen sein als diese verdammte Reporterin.

Die Initialen am Ende der Mail, K und J. Die Drohung, ihre Story zurückzuziehen.

Pender hätte sofort Nicolas Creel anrufen sollen, aber er konnte nicht. Offensichtlich hatte er beim Einrichten des Blogs gewaltig Mist gebaut, und die Frau hatte ihn sofort durchschaut. Das durfte Creel auf gar keinen Fall erfahren. Zwar hatte Pender nie persönlich gesehen, was Creel mit Untergebenen anstellte, die versagten, aber er hatte genug Ge-

rüchte gehört. Also würde er sich selbst um diese Angelegenheit kümmern. Nur ein Telefonanruf, und er würde alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen treffen, damit man das Gespräch nicht zurückverfolgen konnte. Es war vollkommen unmöglich, dass man ihn fand.

Und wenn die Frau wirklich nur Geld wollte, war das machbar. Sie würde ohne Zweifel vernünftige Forderungen stellen. Er, Pender, könnte sogar ein paar Millionen von seinem Bonus abzweigen. Es war ja nicht so, als bräuchte er unbedingt die Jacht *und* den Privatjet. Aber was, wenn die Frau dann wiederkam und noch mehr Geld forderte?

Pender atmete tief durch. Er wurde immer angespannter. So etwas war ihm noch nie passiert. Er war es gewohnt, hinter den Kulissen zu arbeiten, nicht jedoch im Schützengraben. Aber er würde das hier durchziehen. Er war der Meister in diesem Spiel. Zu guter Letzt würde er gewinnen.

Und das Beste war: Nicolas Creel würde nie davon erfahren.

Pender betete zu Gott, dass der Mann es nie herausfand.

## *Kapitel 81*

Neben dem Tisch, an dem Katie sitzen würde, wenn sie den Anruf tätigte, hatte Shaw eine große Uhr hingestellt, auf deren LED-Anzeige die Sekunden durchliefen. Er hielt eine Videokamera auf Katie und die Uhr gerichtet und trug ein Headset.

»Halte ihn einfach so lange am Apparat, wie du kannst. Sobald sie den Sendemast haben, können sie seinen ungefähren Standort ermitteln und ein Team schicken.«

Punkt Mitternacht klingelte das Telefon. Shaw schaltete die Kamera ein, und Katie hob ab.

»Sie sind pünktlich«, sagte sie in den Hörer.

»Wie viel wissen Sie?«, fragte die Stimme am anderen Ende gereizt.

»Mehr, als Ihnen lieb ist.«

»Wie viel wollen Sie?«

Shaw winkte Katie. »Er soll weiterreden«, formte er mit den Lippen. Er selbst verfolgte das Gespräch über das Headset mit.

»Wollen Sie nicht wissen, wie ich das herausgefunden habe?«, fragte Katie. »Ich meine, nur für den Fall, dass Sie beim nächsten Mal so einen Fehler vermeiden wollen.«

»Okay. Wie?«, fragte Pender.

Katie ließ sich Zeit und erzählte ihm von Lesnik, dem kaputten Klo, den Unregelmäßigkeiten in der Geschichte des Polen und schließlich von der Unmöglichkeit, dass er getan haben konnte, was er gesagt hatte. »Sie hätten ihn einfach mit reinnehmen sollen«, riet sie, »anstatt ihn später zu briefen.«

»Warum haben Sie die Story geschrieben, wenn Sie gewusst haben, dass sie falsch ist?«

»Ich habe es erst vor kurzem herausgefunden.«

Shaw riss den Kopf hoch, als Franks Stimme über das Headset kam. Er deutete auf Katie. »Er ist in einem fahrenden Wagen«, sagte er. »Sag ihm, er soll an den Straßenrand fahren. Sofort!«

Katie rief: »Fahren Sie rechts ran!«



Pender war so erstaunt über ihre Aufforderung, dass er mit seinem schweren Mercedes beinahe von der Fahrbahn abgekommen wäre. Nur mit Mühe behielt er die Kontrolle über den Wagen. »Woher wissen Sie, dass ich in einem Auto bin?«, fragte er dann misstrauisch.

Katie dachte fieberhaft nach. »Die Verbindung wäre beinahe abgebrochen. *Ich* bewege mich nicht, also müssen Sie es sein. Außerdem kann ich im Hintergrund Verkehrslärm hören. Jetzt fahren Sie schon rechts ran, damit ich Sie besser verstehen kann. Wir wollen doch Missverständnisse vermeiden, nicht wahr?«

»Geben Sie mir eine Minute.« Pender klang noch immer misstrauisch. Er fuhr an der nächsten Ausfahrt raus und fragte: »Okay. Wie viel?«

»Zwanzig Millionen Dollar, und das ist noch ein Schnäppchen.«

»Das ist kein Schnäppchen. Das ist ein verdammt Vermögen!«

»Es ist ja auch eine verdammt große Sache, die Sie da aufgezogen haben. Aber wenn Sie nicht zahlen wollen, soll es mir auch recht sein. Ich ziehe einfach meine Story zurück und erzähle die Wahrheit.«

»Und die wäre?«

»Das können Sie dann ja lesen, wie alle anderen auch. Aber die Welt wird erfahren, dass die Russen *nicht* für das Londonmassaker verantwortlich sind und dass die Chinesen *nichts* mit der Schmutzkampagne zu tun haben. Dann geht diese ganze Kriegsgeschichte den Bach runter. Und darum geht es hier doch, nicht wahr? Um Krieg?«

Nun schwitzte Pender wirklich. *20 Millionen Dollar.*

»Ich werde einige Zeit brauchen, um so viel Bargeld aufzutreiben.«

»Nein, werden Sie nicht. Ich will das Geld in vierundzwanzig Stunden. Ich habe auch - Überraschung! - ein nettes Auslandskonto. Sie können sich die Überweisungsdaten gerne aufschreiben. Ich weiß, dass Sie es so schicken werden, dass es nicht zurückverfolgt werden kann, aber das ist mir egal. Ich will nur die Knete.«

»So schnell geht das nicht. Ich brauche mehr Zeit.«

»Wie viel?«

»Eine Woche.«

»Zweiundsiebzig Stunden. Und da können Sie noch von Glück reden. Ich will endlich in Urlaub.«

»Sie sind es wohl leid, Reporterin zu sein«, schnaubte Pender.

»Ich bin lieber reich.«

»Fünf Tage«, erwiderte er.

»Die Verhandlungen sind abgeschlossen! Drei Tage, oder Ihr Plan ist im Eimer.«

»Ich bezweifle, dass eine einzige Story eine globale Flut aufhalten kann.«

»Schön. Dann zahlen Sie eben nicht. Wir werden ja sehen, was passiert. Auf Wiedersehen.«

»Warten Sie!«

»Ich höre.«

»Also gut. Drei Tage. Aber ich möchte Ihnen einen guten Rat geben, Mrs. James: Wenn Sie so unglaublich dumm sein sollten, uns zu hintergehen ...«

»Ich weiß, ich weiß. Dann wird es schlimm für mich enden. Keine Sorge. Ich habe meine Pulitzer schon. Jetzt will ich einfach nur das Schöne am Leben genießen.«

Katie gab Pender die Bankdaten und blickte zu Shaw. Der fuhr sich mit der Hand über den Hals.

»War nett, mit Ihnen Geschäfte zu machen«, sagte Katie und legte auf.

Sie schaute zu Shaw, der die Videokamera ausschaltete.

»Und?«, fragte sie.

»Die westlichen Außenbezirke von Washington D. C. Die Dulles Toll Road.«

»Das haben die so schnell herausgefunden?«

»Es gibt dort nur zwei Sendemasten. Da war es nicht schwer, das Signal zurückzuverfolgen. In einem voll belegten Hotel wäre er viel sicherer gewesen. Da gibt es zu viele Signale, um eine einzelne Person zu orten.«

»Okay, aber wäre es nicht einfacher gewesen, die *Nummer* des Mannes zurückzuverfolgen?«

»Das haben wir getan. Er hat versucht, sie zu unterdrücken - deshalb ist sie auch nicht auf deinem Display erschienen -, aber wir haben bei deinem Gerät eine drahtlose Abfangschaltung installiert. Damit haben wir die Rufnummernunterdrückung umgangen, und sechzig Sekunden später hatten wir unseren Teilnehmer.«

»Wer war es?«

»Frank zufolge ein sechsendachtzigjähriger Priester aus Boston, von dem ich ziemlich sicher bin, dass er nicht durch die Welt zieht, um Kriege vom Zaun zu brechen. Der Mann hat garantiert keine Ahnung, dass jemand seine Telefonnummer gestohlen hat.«

»Wie hat es uns dann geholfen, dass wir gewusst haben, dass der Kerl mit dem Auto unterwegs ist? Haben sie wenigstens den Wagen ausfindig machen können?«

Shaw schüttelte den Kopf. »So weit ist die Technik noch nicht. Das ist genauso schwer wie das Orten einer einzelnen Person.«

»Und *wie* sollen wir den Kerl dann finden, Shaw?«, fragte Katie verzweifelt.

Er klopfte auf seine Videokamera. »Damit.«

»Damit? Du hast doch nur mich und die Uhr gefilmt.«

»Stimmt.«

»Und was jetzt?«

»Jetzt fliegen wir nach D. C.«

## ***Kapitel 82***

Sie flogen in einem Privatjet in die USA, den Frank organisiert hatte. Die Reichweite der Maschine war groß genug, um damit ohne Zwischenstopp bis nach D. C. zu kommen; also

richteten sie sich auf einen über sieben Stunden langen Flug von London aus ein.

Ed Royce vom MI5 begleitete sie. Shaw und Katie saßen hinten, während Frank und Royce vorne ein paar Details durchgingen.

Katie wickelte sich in eine Decke, nippte an ihrem Soda und schaute zu Shaw hinüber.

»Das ist doch wirklich besser als diese Achterbahnfahrt über die Irische See, meinst du nicht?«, bemerkte sie.

Shaw nickte, starrte aber weiter nach vorne.

»Glaubst du wirklich, wir finden heraus, wer hinter der ganzen Sache steckt?«, fragte Katie.

Nun schaute er sie doch an. »Wenn wir Glück haben, vielleicht. Aber es herauszufinden und etwas dagegen zu unternehmen sind zwei verschiedene Paar Schuhe.«

»Du meinst Beweise, die auch vor Gericht Bestand haben, stimmt's?«

Shaw sagte nicht, was er meinte. Er wandte sich wieder ab.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Katie und berührte ihn an der Schulter. Es war sein verletzter Arm, deshalb war ihre Berührung sanft.

»Ja, alles in Ordnung«, antwortete er wenig überzeugend.

»Wenn wir alles aufgeklärt haben und die bösen Jungs weggesperrt sind, werde ich mal zu meinen Eltern fahren.«

»Wo sind sie zu Hause?«

»In Vermont ... Zumindest waren sie da, als ich zum letzten Mal nachgesehen habe. Sie ziehen gerne durch die Gegend. Ich glaube, von ihnen habe ich meine Wanderlust geerbt.«

»Was machen sie beruflich?«

»Mein Vater ist Englischprofessor und lehrt Kreatives Schreiben. Edith Wharton ist eine seiner Lieblingsschriftstellerinnen, deshalb ist Wharton mein zweiter Name. Eigentlich war ich nach Katherine Chopin benannt, doch die Leute haben mich schon immer Katie gerufen. Mein Dad ist in D. C. aufgewachsen und in Stanford ans College gegangen. Dort hat er meine Mom kennengelernt. Er hat seinen Doktor gemacht und eine Lehrstelle in Harvard angenommen. Mom hat dort ebenfalls gelehrt, bis die Kinder gekommen sind.«

»Wie viele Kinder?«

»Vier, mich eingeschlossen. Ich bin die Jüngste. Ich bin auf dem Harvard Square geboren - im wörtlichen Sinne. Nach drei Kindern glaubte meine Mutter anscheinend, bis zur letzten Sekunde warten zu können, ehe sie ins Krankenhaus geht. Sie und Dad liefen gerade zum Wagen, als die Fruchtblase geplatzt ist. Ich bin in einem leer stehenden Seminarraum zur Welt gekommen. Was ist mit dir?«

»Wie - was ist mit mir?«

»Ich habe dir gerade ein paar Details meiner sensationellen Vergangenheit enthüllt. Jetzt bist du dran.«

»Nein, danke.«

»Ach, komm schon, Shaw. Es ist ja nicht so, als würde ich sofort losrennen und eine Story darüber schreiben. Erzähl mir was über deine Familie.«

»Okay. Ich habe keine Erinnerung an meine Mutter, außer dass sie mich loswerden wollte, als ich ungefähr zwei war ... zumindest hat man mir das später erzählt. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt. Ich war in einem Waisenhaus untergebracht, bis man mich mit sechs Jahren rausgeschmissen hat. Die nächsten zwölf Jahre habe ich mit Leuten verbracht, an die ich mich lieber nicht erinnern will. Ich habe keine Brüder oder Schwestern, jedenfalls keine, von denen ich wüsste. So, jetzt weißt du alles über mich.«

Er wandte sich von ihr ab.

Katie saß da wie benommen. »Tut mir leid.«

»Dafür gibt es keinen Grund.«

»Das muss sehr hart für dich gewesen sein.«

»Vermutlich war es das Beste, was mir je widerfahren ist«, sagte Shaw.

»Wieso?«

»Weil ich auf diese Weise von Anfang an gelernt habe, mich nur auf mich selbst zu verlassen.«

Katie zog die Decke enger um die Schultern, als Shaw seine Aufmerksamkeit wieder nach vorne richtete.

»Was willst du tun, wenn das hier vorbei ist?«, fragte sie.

»Das hängt davon ab, wie die Sache ausgeht.«

»Du meinst, es hängt davon ab, ob wir lebend davonkommen.«

»So weit habe ich gar nicht vorausgedacht«, erwiderte Shaw.

Katie schaute zum vorderen Teil des Flugzeugs, wo Royce und Frank an einem kleinen Tisch über ein paar Dokumenten saßen.

»Aber du willst doch nicht bei Frank bleiben, oder? Du musst da raus, ehe es zu spät ist.«

»Für mich *ist* es bereits zu spät, Katie.«

»Aber ...«

Er wandte sich von ihr ab, klappte die Lehne zurück, schloss die Augen und schlief ein.

Katie schaute ihn noch eine Weile an, ehe sie aus dem Fenster blickte. Der Himmel war schwarz, und das Meer - zwölftausend Meter unter ihnen - war nicht zu sehen.

Katie war im Laufe der Jahre viele Male geflogen, und aus irgendeinem Grund war ihr bei jedem Flug kalt gewesen. Doch noch nie hatte sie eine solche Eiseskälte in den Adern gespürt wie jetzt.

## ***Kapitel 83***

Frank, Royce, Shaw und Katie saßen in einem Raum und schauten sich den Videostream auf dem großen Bildschirm an. Nun verstand Katie, wovon Shaw geredet hatte.

»Den ganzen Highway entlang sind Kameras auf Masten montiert«, hatte Shaw erklärt. »Sie dienen der Stauvermeidung, der Unfalldokumentation und Beobachtungen im Stil von Big Brother. Sie sind sehr nützlich für unser Vorhaben.«



Auf einem anderen Bildschirm lief das Video, das Shaw von Katie aufgenommen hatte, als sie vor der großen Uhr mit Pender telefoniert hatte.

»Okay«, sagte Shaw, »startet das Highwayvideo zum exakt gleichen Zeitpunkt wie den Film, den ich von Katie und der Uhr aufgenommen habe.«

Das Video lief an, und die Zeit tickte herunter. Um Mitternacht herrschte noch immer viel Verkehr auf der Dulles Toll Road; aber wenigstens fuhren die Wagen nicht mehr Stoßstange an Stoßstange.

»Das da ist der Startpunkt des Handysignals«, sagte Frank und deutete auf den Bildschirm.

»Sieht aus, als würden die Autos um die fünfundsechzig Sachen fahren«, schätzte Shaw. »Also eine Minute pro Meile.« Er schaute zum Video von Katie und der Uhr.

Dann wandte er sich an Royce. »Als Frank mir sagte, der Kerl sei auf dem Highway und sitze in einem Auto, musste ich Katie bitten, ihm zu sagen, er solle rechts ranfahren. Zu dem Zeitpunkt lief das Gespräch genau drei Minuten und drei Sekunden.«

Royce nickte. »Demnach müsste er gut drei Meilen gefahren sein.«

»Ich glaube, ich habe im Handy das Kreischen von Reifen gehört, als ich ihm das sagte«, berichtete Katie, »und auch Hupen.«

»Wir nähern uns jetzt dem Zeitabschnitt«, bemerkte Shaw. »Fünf, vier, drei, zwei ...«

»Da!«, rief Royce. Er deutete auf die äußerste linke Fahrbahn, wo ein schwarzes Mercedes plötzlich auf die mittlere Fahrbahn zog und dabei fast einen Pick-up rammte.

Frank sagte in sein Headset: »Zoomt den schwarzen Mercedes ran, der beinahe den Pick-up erwischte hätte. Dann Standbild, bitte.«

Ein paar Sekunden später wuchs das Bild des Mercedes, bis es fast den gesamten Monitor einnahm. Unglücklicherweise war der Aufnahmewinkel nicht besonders gut. Der Fahrer war zwar eindeutig ein Mann - was sie ja bereits wussten -, nur war er leider nicht vollständig zu sehen.

»Ein Weißer«, bemerkte Shaw. »Dünn. Ein bisschen Grau im Haar. Leider verdeckt die A-Säule sein Gesicht. Sieht aus, als würde er telefonieren.«

»Wie vermutlich neunzig Prozent der Leute auf dieser Straße«, seufzte Katie.

Frank erteilte dem Techniker Anweisungen. Sie versuchten es aus verschiedenen Winkeln, doch ohne großen Erfolg.

Shaw sagte: »Lasst den Film weiterlaufen. Der Mann ist vom Highway runtergefahren, als Katie mit ihm gesprochen hat. Vielleicht können wir ihn dann ja besser sehen oder das Nummernschild erkennen.«

Leider war das nicht der Fall. Der Mercedes hatte zwar an der nächsten Ausfahrt den Highway verlassen, doch auf sämtlichen weiteren Bildern war zu viel Verkehr. Und als der Mann erst einmal vom Highway herunter war, erfassten ihn auch die Kameras nicht mehr.

»Es ist ein schwarzer Mercedes S 500. Das schränkt es schon ein wenig ein«, sagte Frank. »Wir sollten davon ausgehen, dass der Wagen entweder in D. C., Maryland oder Virginia

registriert ist, und die entsprechenden Datenbanken durchgehen.«

Katie sagte: »Das ist eine ziemlich wohlhabende Gegend. Wahrscheinlich wirst du da weit mehr S 500 finden, als du glaubst. Und dabei ist es nur eine *Annahme*, dass der Wagen hier registriert ist. Er könnte aus jedem Staat kommen; wir haben das Nummernschild ja nicht gesehen. Womöglich reden wir hier über Hunderttausende von Mercedesfahrern.«

»Sie hat recht«, bemerkte Royce.

»Vielleicht geht es aber auch einfacher«, sagte Shaw. »Es ist die Dulles Toll Road, eine Mautstraße.«

Frank schnippte mit den Fingern. »Natürlich! Die werden eine Kamera haben, um Leute aufzunehmen, die nicht bezahlen. Vermutlich hat er sogar ein elektronisches Mautzahlgerät montiert; dann hätten wir die entsprechenden Daten.«

»Wie können Sie so sicher sein, dass er die Maut elektronisch bezahlt?«, fragte Royce.

»Ein S 500 kostet über hunderttausend Dollar. Wenn man so viel für ein Auto ausgibt, wühlt man nicht in der Hosentasche nach ein bisschen Kleingeld.«

»Aber besteht nicht die Möglichkeit, dass der Wagen, den wir gesehen haben, nur einem Unfall ausweichen wollte?«, hakte Royce nach. »Vielleicht hat er ja gar nichts mit der ganzen Sache zu tun.«

»Und dann verlässt er genau zu dem Zeitpunkt den Highway, als Katie es ihm sagt? Nein, das ist er«, erwiderte Shaw. »Wir haben das Kreischen der Reifen und das Hupen gehört, und zwar *exakt* zu dem Zeitpunkt, als auch Katie es am Telefon gehört hat.«

»Wir können uns an die Betreibergesellschaft wenden und uns die Aufzeichnungen der Mautstelle für ...«, Frank schaute auf seine Uhr, »für genau vier Minuten nach Mitternacht geben lassen.« Er wandte sich wieder dem Highwayfilm zu. »Das ist die Abfahrt Wiehle Avenue.«

»Wenn wir den Kerl haben, ist die Sache gelaufen«, sagte Royce. »Wir werden ihn verhaften, nach London schaffen und ihn und seine Konsorten für alle Zeiten wegsperren.«

»Genau«, stimmte Frank ihm zu.

Katie schaute nervös zu Shaw. Mit steinernem Gesicht hatte er sich von den anderen abgewandt.

*Ich sehe das anders*, dachte Shaw.

## ***Kapitel 84***

Aktien und Staatsanleihen hatten verkauft werden müssen; Rentenfonds wurden liquide gemacht, Firmenkonten geplündert und Schließfächer ausgeräumt, doch Pender war es gelungen, die 20 Millionen aufzutreiben. Am zweiten Tag nach dem Gespräch mit Katie Jones stand er früh auf. Er würde alles Notwendige für die Überweisung veranlassen. Er hoffte nur, dass Creels Bonus tatsächlich achtestellig ausfallen würde, um diese unerwarteten Spesen auszugleichen. Danach, so betete er, würde er diese hässliche Sache endlich hinter sich lassen können.

Geschieden, mit zwei Kindern auf dem College und einem dritten auf einer privaten Eliteschule in Washington, wohnte Pender in einem alten Herrenhaus in McLean, Virginia. Viele

Berühmtheiten aus Washington waren dort zu Hause. Pender liebte seine Freiheit und ging voll in seiner Arbeit auf. Und sein Sexualleben war dank junger, weiblicher Angestellter, die mit möglichst wenig Aufwand die Karriereleiter hinaufsteigen wollten, mehr als ausgefüllt. Pender hatte nie verstanden, warum ein kluger Mann wie Nicolas Creel immer wieder Frauen heiratete, die zwar nett anzusehen waren, aber nur den Mund aufmachen mussten, um auf gesellschaftlichem Parkett unangenehm aufzufallen.

Pender hatte die 20 Millionen, und er würde sie überweisen. Aber was, wenn Katie James die Story trotzdem schrieb? Oder wenn sie mehr Geld verlangte? Oder schlimmer noch: Wenn Creel von der Erpressung Wind bekam?

Es wird schon klappen. Es muss klappen.

Pender duschte, zog sich an, trank ein Glas Orangensaft, schnappte sich seinen Aktenkoffer und ging.

Als er seine Garage erreichte, versank Dick Penders Welt plötzlich in Finsternis.

Stunden später wachte er auf. Er lag auf einer Pritsche in einem kleinen Raum. Das einzige Licht stammte von einer hellen Tischlampe. Als Pender sich aufsetzte und verwirrt den Blick schweifen ließ, fühlte er, dass jemand bei ihm war, verborgen hinter dem hellen Schein der Lampe. Pender hob die Hand, um seine Augen vor dem Licht zu schützen.

»Was geht hier vor?«, fragte er. Seine Stimme zitterte; seine Lippen bebten.

Der große, wütend aussehende Mann trat hinter der Lampe hervor. Pender wich bis an die Wand zurück.

Von irgendwoher kam eine Stimme.

»Wir haben Sie nur hierhergebracht, damit Sie in Sicherheit sind.«

Die Tür öffnete sich. Die Deckenlampe flammte auf, und Pender blinzelte. Als er sah, wer gekommen war, fiel sein Gesicht förmlich in sich zusammen.

»Sie?«, stieß er hervor.

»Ja, ich«, antwortete Nicolas Creel. Caesar stand schweigend hinter ihm.

## *Kapitel 85*

Shaw und die anderen fanden heraus, dass die Kamera an der Mautschanke, die Pender durchfahren hatte, zu dem betreffenden Zeitpunkt außer Betrieb gewesen war. Offensichtlich hatten viele Autofahrer die Maut nicht bezahlt - und auch die Bußgeldbescheide ignoriert -, sodass man es schließlich aufgegeben hatte. Die Kamera diene nur noch zur Abschreckung, ließ man sie wissen. Allerdings wusste jeder, dass die Kamera nicht mehr in Betrieb war, denn die Lokalzeitung hatte darüber berichtet. Somit war sie auch als Abschreckungsmittel nur von geringem Wert.

Als Nächstes hatte Frank bei der Firma nachgefragt, die die elektronischen Mautzahlungen verbuchte. Doch trotz seiner Ausweise wurde ihm jegliche Auskunft verweigert. Schließlich hatte Frank die Polizei von Virginia um Hilfe gebeten, um mit offizieller Unterstützung an die gewünschte Information zu gelangen. Doch die Beamten erklärten ihm, es habe offensichtlich einen Serverausfall gegeben. Sie würden daran arbeiten und sich dann wieder melden.

Frank knallte den Hörer auf die Gabel. Er hätte sich die Haare ausgerissen, hätte er noch welche gehabt. Wütend drehte er sich zu den anderen um. »Und was jetzt? Warten wir einfach darauf, bis die erste Atomrakete abgefeuert wird?«

Royce zuckte mit den Schultern. »Haben wir eine Alternative?«

Shaw stand auf. »Wir graben selbst ein wenig nach.«

Frank fragte: »Und wo?«

»Im Dreck«, antwortete Shaw und schloss die Tür hinter sich.

Royce blickte Katie an. »Was ist denn mit dem los?«

»Er hat sehr viel durchgemacht«, verteidigte ihn Katie.

»Wir *alle* haben sehr viel durchgemacht«, sagte Frank.

Doch Katie hörte ihn schon nicht mehr. Sie lief Shaw hinterher. Noch auf dem Flur holte sie ihn ein.

»Shaw?«

Er blieb stehen und wartete auf sie.

»Was hast du jetzt vor?«, fragte Katie besorgt.

»Genau das, was ich gesagt habe: graben.« Er ging weiter.

Katie hatte Mühe, mit seinen langen Schritten mitzuhalten.

»Aber wo?«, fragte sie. »Und wie? Es ist ja nicht so, als könntest du diesen Kerl einfach aus dem Hut zaubern.«

»Man weiß nie.«

»Musst du immer so geheimnistuerisch sein?« Sie legte ihm die Hand auf den Arm. »Und könntest du bitte mal eine Se-

kunde stehen bleiben? Ich bin schon eine ganze Weile keinen Marathon mehr gelaufen.«

Shaw drehte sich zu ihr um. »Ich habe dich nicht um deine Hilfe gebeten.«

»Ich weiß. Aber ich *will* dir helfen. Ich dachte, mit meinem Plan könnten wir den Kerl aus seinem Loch locken.«

Der Zorn verschwand aus Shaws Gesicht. »Dein Plan war gut, Katie. Und fast hätten wir ihn ja auch geschnappt.«

»Dann kann ich dir also helfen? Ich meine, sonst habe ich im Augenblick nichts zu tun. Und dann ist da ja noch die Sache von wegen ›die ganze Welt steht auf dem Spiel‹ und so ... du weißt schon.« Sie versuchte ein Lächeln.

»Hast du denn eine Idee?«

»Alles, was wir haben, sind die Videoaufnahmen des Wagens. Ich glaube, wir sollten sie uns noch mal anschauen. Vielleicht haben wir irgendetwas übersehen.«

Shaw zuckte mit den Schultern. »Ich besorge uns eine Kopie.«

»Warum gehen wir nicht einfach zurück und schauen uns den Film noch mal gemeinsam mit Frank und Royce an?«

Doch Shaw antwortete nicht mehr. Er ging bereits weiter.



## *Kapitel 86*

Creel hielt ein kleines Aufnahmegerät hoch. Er schaltete es ein, und Pender hörte wieder sein Telefonat mit Katie James. Pender war kreidebleich. Mit schwacher Stimme fragte er: »Sie haben es gewusst?«

»Natürlich, Dick. Ich weiß alles. Das müssten Sie inzwischen doch wissen.«

Pender stammelte: »Ich ... Ich habe nur versucht, mich selbst darum zu kümmern, um Sie nicht zu belästigen, Mr. Creel. Ich ... Ich habe das Geld. Es liegt zur Überweisung bereit.«

»Ich weiß Ihre Bemühungen zu schätzen, wirklich. Die Sache mit dem Blog war allerdings dumm. Ich hätte gedacht, bei dem Vermögen, das ich Ihnen zahle, würde so etwas nicht vorkommen. Aber so spielt das Leben. Manchmal geschieht das Unerwartete. Das weiß ich so gut wie jeder andere.«

»Aber sobald wir die Frau bezahlt haben ...«

Creel fiel ihm ins Wort. »Unglücklicherweise ist das nicht so einfach. Ich bezweifle ernsthaft, dass jemand wie Miss James plötzlich so geldgierig geworden ist. Ich habe die Frau gründlich durchleuchtet, bevor ich beschlossen habe, sie in meinen kleinen Plan mit einzubeziehen. Vor Jahren hätte sie ein Vermögen machen können, wenn sie eines der Angebote verschiedener Sender angenommen hätte, als Anchorwoman einzusteigen. Aber sie wollte nicht. Der Job ist ihr wichtiger als Geld. Selbst zwanzig Millionen Dollar würden nichts daran ändern.«

»Warum hat sie mich dann kontaktiert?«

»Um Sie dazu zu bringen, sie anzurufen. Mein Freund hier berichtet mir, dass Sie beinahe einen Unfall gebaut hätten, als Katie James Ihnen sagte, Sie sollen rechts ranfahren. Stimmt das?«

Pender starrte Caesar an. »Er ist mir gefolgt?«

»Beantworten Sie meine Frage, Dick.«

»Ja, es stimmt. Es war beängstigend. Es war, als würde sie mich beobachten.«

»Irgendjemand hat Sie *tatsächlich* beobachtet, Dick, und nicht nur ich.«

»Was reden Sie da? Wer hat mich beobachtet?«

»An einer Mautstraße gibt es Kameras, Dick, sehr viele Kameras. Katie James hat sie aufgefordert, rechts ranzufahren, damit Sie *reagieren*. Und das haben Sie dann ja auch getan. Jetzt können Miss James und ihre Freunde sich das Video anschauen, es mit der Gesprächszeit abgleichen und beobachten, wie Sie genau zu der Zeit, als sie mit Ihnen gesprochen hat, fast einen Unfall bauen. Auf diese Weise können sie Ihren Wagen identifizieren.«

Caesar fügte hinzu: »Und dann hat Katie James Ihnen gesagt, Sie sollen den Highway verlassen, was Sie dann ja auch getan haben. Genau durch eine Mautschranke.«

»O Gott! Sie könnten jetzt in meinem Haus sein ... jetzt, in diesem Augenblick! Es ist zwei Tage her. Ich ...«

»Beruhigen Sie sich, Dick. Hätten die Überwachungskameras ein deutliches Bild von Ihnen geliefert, wären Sie längst verhaftet.«

»Aber die Maut! Ich zahle elektronisch. Darüber wird es Aufzeichnungen geben ...«

»Zum Glück haben wir rechtzeitig von dieser Entwicklung erfahren. Ich habe ein paar meiner besten Hacker auf die Buchungsfirma angesetzt. Kurz nachdem Sie durch die Schranke gefahren sind, ist das komplette System zusammengebrochen.«

Pender atmete erleichtert auf. »Sie denken wirklich an alles! Großartig, Sir ...«

»Schon gut. Jetzt möchte ich, dass Sie etwas für mich tun.«

»Alles.«

»Wir müssen das gesamte Projekt einstellen. Sofort. Ich möchte, dass Sie Ihren Leuten sagen, sie sollen nach Hause gehen. Wir werden alles verschwinden lassen, was auf Ihre Verbindung zur Roten Gefahr hindeutet.«

»Das können auch meine Leute tun, Mr. Creel. Ich werde sofort anrufen.«

»Angesichts der jüngsten Ereignisse würde ich es vorziehen, wenn *meine* Leute sich um die Aufräumarbeiten kümmern. Ich bin sicher, das verstehen Sie.«

»Ja ... ja, natürlich, Sir. Wenn Sie darauf bestehen.«

»Und das Beste von allem: Sie müssen das Geld nicht bezahlen, Dick.«

»Ja, das stimmt wohl. Aber dann wird Katie James die Story schreiben, die *echte* Story.«

»Soll sie. Nun gibt es kein Zurück mehr. Die Verträge sind unterzeichnet, und China und Russland stehen kurz davor,

trotz aller diplomatischen Bemühungen einen Krieg vom Zaun zu brechen. Miss James kann nur auf Abstand zu ihrer ursprünglichen Story gehen. Sie wird behaupten, hinters Licht geführt worden zu sein, aber da sie eine solche Behauptung nicht mit Beweisen untermauern kann, ist ihre Glaubwürdigkeit gleich null. Sie wird als inkompetent dastehen.«

»Dann haben wir gewonnen?«

Creel legte Pender den Arm um die Schulter. »Ja, Dick, wir haben gewonnen. Jetzt rufen Sie Ihre Angestellten an. Bringen wir die Sache zu Ende.«

## ***Kapitel 87***

Sie saßen in Katies Hotelzimmer und schauten sich das Video nun schon zum hundertsten Mal an. Auf einem Servicewagen stapelten sich Teller und Becher, da sie das Zimmer noch nicht einmal zum Essen verlassen hatten. Die Vorhänge waren zugezogen und der Raum dunkel, sodass sie jede Einzelheit auf dem Bildschirm besser erkennen konnten. Sie hatten das Bild auf dem Laptop aus jedem Winkel vergrößert und waren es Stück für Stück durchgegangen.

Und was hatten sie gefunden?

Nichts.

Shaw lag auf dem Boden und starrte an die Decke. Katie, erschöpft und mit roten Augen, lag auf dem Bett und blickte ebenfalls ins Leere. Schließlich trat sie sich die Pumps von den Füßen, schlurfte auf Socken zum Servicewagen und schenkte sich einen Becher Kaffee ein.

»Willst du auch einen?«, fragte sie.

Shaw schüttelte den Kopf und starrte weiter an die Decke.

»Frank hat das Auslandskonto überprüft, das er für die Überweisung eingerichtet hat«, berichtete er. »Bis jetzt keine Spur von den zwanzig Millionen.«

»Na, toll«, seufzte Katie. »Ich habe also immer noch keine Ahnung und bin obendrein arm wie eine Kirchenmaus.«

Sie setzte sich an den Schreibtisch, nippte an ihrem Kaffee und schaute auf den Bildschirm.

»Gibt es irgendwelche Neuigkeiten aus der Diplomatie?«, fragte Shaw.

Katie drückte ein paar Tasten, ging ins Internet und las die Nachrichten. »Sie sind noch immer in London. Russland und China haben aber nach wie vor nicht eingewilligt, Delegationen zu schicken. Allerdings hofft man immer noch auf eine friedliche Lösung.«

Sie schloss den Browser und sah sich noch einmal das Video des Mercedes an, diesmal in Zeitlupe.

Shaw drehte sich zu ihr um.

Katie trug einen Rock, eine Strumpfhose und eine Bluse; auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck tiefer Konzentration.

»Katie, wir sind das bis zum Erbrechen durchgegangen und haben nicht das Geringste gefunden. Und die verdammten Mauteintreiber können uns immer noch keine Informationen geben. Und jede Minute, die verstreicht ...«

Katie hob plötzlich die Hand. Ihr Blick klebte förmlich am Bildschirm.

»Shaw! Sieh dir das an!«

Er sprang auf und ging zu ihr an den Schreibtisch. »Was ist?«

»Da.« Katie deutete auf den unteren Teil des Bildschirms, wo sie einen Ausschnitt vergrößert hatte.

»Das ist die hintere Stoßstange des Mercedes«, sagte Shaw.  
»Und?«

»Es ist ein *schwarzer* Mercedes.«

»Wirklich? Ich hab schon gedacht, er wäre weiß«, erwiderte Shaw gereizt. »Komm auf den Punkt.«

»He, sei nicht so mies drauf.« Sie klopfte mit dem Fingernagel auf den Bildschirm. »Der Wagen ist schwarz, aber der Fleck hier ist blau. Und golden.« Sie deutete auf einen weiteren Farbkleck. »Und rot.«

»Das ist uns allen längst aufgefallen, Katie. Das ist irgendein Aufkleber, aber richtig erkennen kann man nichts. Keine Schrift. Das könnte alles Mögliche sein. Die Techniker haben den Ausschnitt schon vergrößert, aber nichts gefunden.«

»Ich weiß. Aber warte mal einen Moment ...« Katie tippte auf der Tastatur und vergrößerte den Ausschnitt noch mehr. Nun war ein roter Balken zu erkennen, ein kurzer goldener Strich und ein dunkelblauer Hintergrund. Katie drückte eine weitere Taste und zoomte an den gold-roten Bereich heran.

»Das haben wir doch alles schon gesehen, Katie«, sagte Shaw. »Was soll daran so toll sein?«

»Als ich das zum ersten Mal gesehen habe, kam mir das Muster irgendwie bekannt vor, aber mir ist nichts eingefallen; deshalb habe ich gedacht, ich hätte mich geirrt. Aber jetzt bin ich ganz sicher, dass ich es schon einmal gesehen habe. Ich

weiß nur nicht mehr wo. Das macht mich wahnsinnig.« Sie drehte sich zu Shaws Jackett um, das er über den Stuhl gehängt hatte, und berührte die Brusttasche. »Ja! Das ist es!«

Katies Finger huschten über die Tastatur. Sie ging wieder online und suchte bei Google. Die Suchergebnisse erschienen auf dem Bildschirm. Shaw schnappte nach Luft, als er den ersten Eintrag sah.

Es war ein Wappen mit einem roten Balken oben, einem blauen Schild und einem goldenen X mit einer roten Krone in der Mitte. Es stimmte erstaunlich genau mit dem Aufkleber auf der Stoßstange des Wagens überein.

Shaw las den Namen oben auf der Seite. »St. Albans School ...«

Katie nickte. »Ich habe dir doch erzählt, dass mein Dad in Washington aufgewachsen ist. Nun, er ist nach St. Albans gegangen, eine exklusive Jungenschule in D. C.« Sie hielt den Ärmel von Shaws Jacke hoch. »Er hat noch immer ein Jackett mit dem Wappen darauf. *Deshalb* erinnere ich mich daran. Und ich wette, unser Mann hat einen Sohn, der dort zur Schule geht.«

Eine Sekunde später wurde Katie hochgehoben. Shaw war so kräftig, dass er dafür nur seinen gesunden Arm benötigte.

»Gute Arbeit, Katie«, flüsterte er ihr ins Ohr, setzte sie wieder ab und wandte sich dem Bildschirm zu, während sie leicht errötete.

»Dann lass uns Royce und Frank informieren«, sagte Katie. »Sie können die Datenbank von St. Albans durchgehen und sich eine Liste von Namen geben lassen. Die vergleichen wir dann mit der vom Kraftfahrzeugamt. So finden wir den Mercedes und unseren Mann.«

»Meinst du nicht, wir könnten das auch ohne Royce und Frank herausfinden?«, fragte Shaw, ohne Katie dabei anzusehen.

Zögernd antwortete sie: »Ich weiß nicht ... Man braucht vermutlich einen Durchsuchungsbefehl.«

»Dein Vater war doch an dieser Schule. Könnte er uns nicht irgendwie helfen?«

»Vielleicht. Aber das würde uns nicht viel nützen, denn ich bekomme keinen Zugriff auf die Kraftfahrzeugdatenbank. Warum willst du sie denn nicht anrufen?« Sie schaute Shaw beunruhigt an.

Shaw drehte sich um. Bedrohlich ragte er vor Katie auf. Unwillkürlich wich sie einen Schritt zurück.

»Warum glaubst du wohl?«, erwiderte er.

»Ich ... Ich weiß nicht, was ich glauben soll.«

»Doch, das tust du. Du bist eine kluge Frau.« Er nickte in Richtung Bildschirm. »Klug genug, um *das* zu sehen, nachdem wir anderen es übersehen haben.«

»Bei dem, was du vorhast, kann ich dir nicht helfen, Shaw.« Verzweiflung lag in Katies Stimme.

»Was bist du auf einmal so zimperlich? Sorgst du dich jetzt etwa um die Bürgerrechte? Unschuldige, bis irgendein schleimiger Strafverteidiger die Wahrheit so lange verschleiern kann, dass die Schuldigen davonkommen?«

»Die Leute, die das getan haben, sind mir egal. Meinetwegen können sie in der Hölle verrotten.«

»Wo liegt dann das Problem?«



»Das Problem bist *du*. Wenn du das Gesetz in die eigenen Hände nimmst, wanderst du in den Knast ... oder Schlimmeres. Da mache ich nicht mit.«

Shaw setzte sich auf den Schreibtischstuhl und senkte den Blick.

»Du kannst deswegen doch nicht einfach dein Leben wegwerfen!«, stieß Katie hervor.

Shaw schien ihr gar nicht zuzuhören. »Ich habe immer geglaubt, wahren Schmerz zu kennen, Katie. Doch erst als Anna gestorben ist, habe ich erfahren, was Schmerz *wirklich* bedeutet.«

Katie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du musst es rauslassen, Shaw, ehe es dich fertigmacht.«

Er stand so schnell auf, dass Katie erschrocken zurückzuckte. »Ich werde Frank anrufen und ihn darauf ansetzen.«

»Einfach so?«, fragte Katie verwirrt.

»Einfach so. So geht es schneller«, fügte er drohend hinzu.

Während Shaw telefonierte, schaute Katie sich das Wappen von St. Albans an. Dann drehte sie sich wieder zu Shaw um, der Frank von ihrer Entdeckung berichtete.

Als Shaw auflegte, sagte er: »Zieh deine Schuhe an. Wir sitzen hier schon lange genug herum. Ich lade dich zum Essen ein, während Frank und Royce die Datenbank durchwühlen.«

Katie holte ihre Schuhe, setzte sich aufs Bett und zog sie an.

Shaw griff ihr unter den Arm und zog sie zur Tür hinaus. Als sie den Flur hinuntergingen, pochte Katies Herz immer schneller.

Sie glaubte Shaw nicht. Und sie hatte Angst. Aber nicht um sich.

Sie hatte Angst um ihn.

## *Kapitel 88*

Es gab acht Familien in der Datenbank von St. Albans, die einen schwarzen Mercedes S 500 besaßen, wie ein Abgleich mit den Daten des Kraftfahrzeugamts zeigte. Shaw, Royce, Frank und Katie saßen in einem Büro der FBI-Dienststelle in Nord-Virginia und gingen die Listen durch.

»Zwei davon wohnen in McLean, eine in Great Falls, drei in Potomac, der Rest in D.C. Vier dieser Familien haben derzeit Kinder auf der Schule«, leierte der FBI-Agent herunter.

Katie schaute vom Bildschirm zu Shaw. Er war vollkommen auf die Liste konzentriert. Immer wieder formte er stumm Worte mit den Lippen.

*Er lernt die Namen und Adressen auswendig*, schoss es Katie durch den Kopf.

»Das Klügste wäre jetzt«, sagte Frank, »uns aufzuteilen und die Leute gleichzeitig aufzusuchen.«

»Wir können die Liste sogar noch ein bisschen mehr eingrenzen«, sagte der FBI-Agent. »Das Haus in Great Falls und der Wagen dort sind auf eine sechsendachtzigjährige Frau zugelassen. Die Leute in D. C. sind Männer ... Stephen Marshall und Sohan Gupta. Ein Afroamerikaner und ein Inder. Sie haben aber gesagt, Ihr Mann sei weiß. Natürlich können wir später überprüfen, ob jemand Zugang zu ihren Fahrzeugen

hatte, aber ich denke, es wäre erst einmal sinnvoller, Prioritäten zu setzen.«

»Damit bleiben noch fünf«, sagte Frank. »Zwei in McLean, Virginia, und drei in Potomac, Maryland.«

»Wir müssen uns Durchsuchungsbefehle besorgen«, sagte der FBI-Agent. »Das wird allerdings einige Zeit dauern, da die Umstände«, er schaute zu Frank, »ein bisschen merkwürdig sind.«

»Wie lange?«, fragte Royce.

Der Agent blickte auf die Uhr. »Wir werden Druck machen, aber morgen früh wird es auf jeden Fall.«

»Okay. Tun Sie's.«

»Sollen wir Observierungsteams an den Häusern postieren?«, fragte Frank.

»Das könnte sie aufschrecken«, erklärte Shaw. »Und wenn wir keine gültigen Durchsuchungsbefehle haben ...«

»... könnten sie sämtliche Beweise vernichten, und wir könnten nichts dagegen tun«, beendete Royce den Gedanken.

Frank seufzte und sagte zu dem FBI-Agenten: »Besorgen Sie uns die Durchsuchungsbefehle, so schnell Sie können.«

Katie schaute gerade noch rechtzeitig zu Shaw, um ein grimmes Lächeln über sein Gesicht huschen zu sehen. »Ich will dabei sein, wenn es zum Zugriff kommt«, sagte er.

Frank nickte. »Aber wir überlassen dem FBI die Führung.«

»Natürlich.«

Royce nickte. »Ich bin hier ohnehin außerhalb meiner Zuständigkeit.«

Damit war das Meeting beendet, und Shaw ging hinaus. Katie folgte ihm rasch. Als er seinen Wagen auf dem Parkplatz erreichte, legte sie die Hand auf die Wagentür.

»Tu das nicht.«

»Was soll ich nicht tun?«

»Das weißt du ganz genau.«

»Komm, ich fahre dich in dein Hotel«, sagte Shaw. »Offenbar kannst du ein bisschen Schlaf gebrauchen. Du bist ziemlich aufgedreht.«

Katie packte ihn am Ärmel. »Shaw, ich habe gesehen, was du da drin getan hast. Du hast die Liste auswendig gelernt. Du willst gar nicht erst auf den Durchsuchungsbefehl warten. Du willst noch heute Abend da hin, und ...«

»Und was? Die Leute umbringen? Glaubst du wirklich?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll.«

»Gut. Willkommen im Club.« Shaw riss seinen Arm los.

»Willst du nun mitfahren oder nicht?«

»Nein, will ich nicht.«

»Wie du meinst.«

Shaw fuhr davon. Frank und Royce kamen aus dem Gebäude und gingen auf Katie zu, die Shaws Wagen hinterherschaute.

»Hat Ihr Freund Sie sitzen lassen?«, fragte Royce.

»Nein, ich wollte nur ... ach, es ist nichts.«

»Brauchen Sie eine Mitfahrgelegenheit?«

Als Katie in den Wagen stieg, drehte Frank sich zu ihr um.

»Alles okay?«

»Ja. Alles bestens.«

Royce blickte sie forschend an, schaute dann zu Frank und zuckte mit den Schultern.

Als Katie wieder im Hotel war, nahm sie eine heiße Dusche und schrubbte sich dabei fast die Haut vom Körper. Schließlich legte sie den Kopf gegen die geflieste Wand der Duschkabine und ließ einfach das Wasser über sich laufen.

Was soll ich jetzt tun? Soll ich es Frank und Royce erzählen? Soll ich sie Shaw auf die Fersen hetzen? Ihn davon abhalten, jemanden zu töten? Oder selbst getötet zu werden?

Genau das hätte sie tun müssen; das wusste Katie. Aber so einfach war es nicht. Was, wenn sie sich irrte? Wenn Shaw herausfand, dass sie ihn verraten hatte? Allerdings hatte sie ihm nicht versprochen, niemandem etwas zu sagen. Und Shaw hatte sie nicht gebeten, niemandem von ihrem Verdacht zu erzählen.

Katie verließ die Dusche und zog sich an. Sie konnte Shaw nicht einfach hintergehen. Aber sie konnte auch nicht untätig zuschauen, wie er das wenige, was ihm noch an Leben geblieben war, nun auch noch zerstörte.

Sie rief in Shaws Zimmer an. Als er abhob, legte sie auf. Er war noch immer da. Zwei Minuten später saß Katie in der Lobby auf einem Stuhl mit hoher Lehne und wartete darauf, dass Shaw herunterkam.

Eine Stunde später war es so weit. Er verließ das Hotel.

Katie folgte ihm.

## *Kapitel 89*

Die ersten zwei Adressen, die Shaw überprüfte, erwiesen sich als Nieten. Aus der Ferne beobachtete Katie, wie er in die Häuser ging und wenige Minuten später unverrichteter Dinge wieder herauskam. Doch bei der dritten Adresse, einem alten Herrenhaus in McLean, erschien er nicht sofort wieder. Genau genommen erschien er gar nicht mehr.

Katie schaute auf die Uhr. Zehn Minuten waren bereits vergangen. Das musste der Jackpot sein. Sie stieg aus dem Wagen und betrat das Haus auf dem gleichen Weg wie Shaw: durch die Hintertür. Als sie den Gang entlangschritt, schlug ihr Herz so laut, dass es ihr in den Ohren dröhnte. Beinahe wäre sie über irgendetwas gestolpert. Nur mit Mühe konnte sie einen Schrei unterdrücken.

Ist das eine Leiche?  
Shaws Leiche?

Katie tastete herum und fand einen umgestürzten Stuhl vor sich. Dann gewöhnten ihre Augen sich an die Dunkelheit, und sie bemerkte weitere Dinge, die nicht da waren, wo sie hätten sein sollen, einschließlich eines zerschlagenen Fotobilderrahmens auf dem Boden. Katie hob das Foto auf und kniff die Augen zusammen, um das Bild besser erkennen zu können. Es zeigte einen Mann mit einem kleinen Jungen.

Katie legte das Foto hin und bewegte sich langsam weiter durch den Gang. Eine Kiste stand auf dem Boden. Katie bückte sich, um nachzusehen, was es war. Die Kiste erwies sich als leer, doch es hatte den Anschein, als wäre irgendetwas darin aufbewahrt worden. War das Shaws Werk? Suchte er nach etwas,

von dem sie nichts wusste? War noch jemand hier, und waren die Trümmer Spuren eines Kampfes?

Katie wusste, dass sie hätte verschwinden sollen ... Aber was, wenn Shaw verletzt war?

Die Tür befand sich direkt vor ihr. Katie packte den Knauf, atmete tief durch und öffnete vorsichtig. Hinter der Tür befand sich ein großes Schlafzimmer. Die Herrensuite dieses McMansion. Schwaches Licht fiel durch die Fenster.

Katie stockte der Atem, als sie die Gestalt auf dem Bett sah. Der Mann war an Kissen aufgerichtet. Es sah aus, als würde er immer noch schreien. Doch er würde nicht mehr schreien. Nie mehr. Katie hatte früher schon Leichen gesehen, und das hier war eine.

Sie machte kehrt und wollte davonlaufen.

Und prallte gegen eine menschliche Wand.

Shaw drückte ihr die Hand auf den Mund.

Katie starrte entsetzt zu ihm hinauf; der Schreck ließ sie am ganzen Körper zittern.

Shaw nahm die Hand weg und deutete auf die Leiche. »Er ist tot.«

Katie nickte langsam, die Augen vor Schreck noch immer weit aufgerissen.

»Schau dir die Leiche an«, sagte Shaw zornig. »Sie ist schon lange kalt.«

»Nein, nein, schon okay.«

Shaw stieß Katie zum Bett.

»Ich glaube dir!«, sagte Katie und drehte sich wieder zu ihm um.

»Nein, offensichtlich nicht. Also los, sieh nach.«

Vorsichtig ging Katie zum Bett. Shaw folgte ihr.

»Die Leichenstarre hat bereits eingesetzt«, erklärte er. »Das geschieht zwischen zwölf und vierundzwanzig Stunden nach Eintritt des Todes. Ich bin erst fünfzehn Minuten hier.«

Inzwischen mehr neugierig als ängstlich berührte Katie den Arm des Mannes. Er war hart wie Stein, die Haut kalt wie Eis.

»Was hat ihn getötet?«

Shaw deutete auf das Kissen, auf dem dunkle, eingetrocknete Flecken zu sehen waren.

»Er hat eine Einschusswunde am Hinterkopf.«

Katie schaute sich im Zimmer um. Shaw hatte eine Taschenlampe dabei, deren Licht er nun langsam herumschwenkte. Hier und da waren Möbel umgestürzt und Schubladen herausgerissen; der Inhalt lag auf dem Boden verstreut.

»War das ein Kampf?«, fragte Katie. »Oder hat hier jemand etwas gesucht?«

Shaw deutete zum Ankleidezimmer. »Sieh dir das an.«

Sie betraten den kleinen Raum. Im hinteren Teil hing ein Porträt halb von der Wand herunter. Dahinter war deutlich ein großes Loch zu erkennen, aus dem man offensichtlich irgendetwas herausgebrochen hatte.

»Ich nehme an, dort war ein Safe«, erklärte Shaw. »Wer immer das hier getan hat, er hat ihn mitgenommen.«



»Dann haben wir es hier mit einem Einbruch zu tun, der aus dem Ruder gelaufen ist, oder? Der Tote auf dem Bett ist vollständig angezogen. Vielleicht ist der Mann nach Hause gekommen und über die Einbrecher gestolpert, und die haben ihn umgebracht.«

Shaw schaute sie an. »Das glaubst du wirklich?«

»Nein.«

»Gut. Das hier ist nämlich nur vorgetäuscht, wie alles andere bei dieser verdammten Sache auch.«

»Aber das ist das richtige Haus?«

Shaw nickte. »Ich habe zuerst den Wagen in der Garage überprüft. Auf der Stoßstange ist der Aufkleber. Und da ist auch der kleine Kratzer hinten, der mir schon auf dem Video aufgefallen ist. Es ist das richtige Auto.«

»Und der Tote?«

Shaw griff nach einem Bilderrahmen und richtete die Taschenlampe auf das Foto. Der Mann darauf sah genauso aus wie der auf dem Video.

»Das ist der Hauseigentümer. Ein Richard Pender«, erklärte Shaw.

»Wir sollten lieber von hier verschwinden.«

»Nein, ich will mich erst ein wenig umsehen.«

»Und wenn wir erwischt werden?«

»Du kannst ruhig gehen.«

»Verdammt, Shaw, machst du immer alles so kompliziert?«

»Ich habe dich nicht gebeten, mir zu folgen.«

»Woher weißt du, dass ich dir gefolgt bin?«

»Vielleicht ist dir entgangen, dass du gerade mit mir in diesem Haus hier stehst.«

»Ich hätte es auch selbst finden können. Ich kann mir nämlich ebenfalls Adressen merken.«

»Hättest du dir die Adressen gemerkt, hättest du gewusst, dass dieser Pender hier wohnt. Außerdem habe ich diese Nacht mindestens ein Dutzend Mal gesehen, wie du mir mit deinem Wagen gefolgt bist.«

»Warte mal ... Wenn du gewusst hast, dass ich dir folge, warum hast du mich dann nicht angehalten? Oder versucht, mich abzuschütteln?«

Shaw wollte etwas erwidern, hielt dann aber inne. Er wandte den Blick ab und sagte leise: »Ich bin kein Mörder.«

»Ich bin froh, dass du das erkannt hast.«

Ein kurzer Augenblick verging; dann fragte Shaw: »Willst du mir nun beim Suchen helfen oder nicht?«

»Ich helfe dir. Aber beeilen wir uns.«

Nach einer halben Stunde hatten sie immer noch nichts gefunden, das ihnen irgendwie weiterhelfen konnte. Richard Pender besaß eine Firma mit Namen Pender & Associates. Shaw hatte noch nie davon gehört. Die Firmenadresse fanden sie auf einem Briefkopf in der Schreibtischschublade.

Katie schaute sich das Papier an. »Irgendwie kommt der Name mir bekannt vor.« Sie dachte kurz nach, schüttelte dann aber den Kopf. »Es fällt mir nicht ein.«

Sie verließen das Haus durch die Hintertür.

Zumindest versuchten sie es.

Sie kamen nicht weit.

## *Kapitel 90*

Shaw wachte als Erster auf. Die Synapsen in seinem Hirn schrien Schmerzbotschaften in den Rest seines Körpers, doch dessen Mailbox war bereits voll. Shaw versuchte, sich aufzusetzen und die Übelkeit zurückzudrängen, die über ihn hinwegspülte. Er nahm an, dass er gefesselt war, doch so war es nicht. Seine Hände und Füße waren frei.

Shaw hörte ein Stöhnen und schaute hinter sich über die Sitzlehne. Katie lag dort auf dem Boden.

»Katie ... Was ist mit dir?«

Neuerliches Stöhnen; dann setzte Katie sich langsam auf und rieb sich den Kopf. »Ich habe die Mutter aller ...«

Ein scharrendes Geräusch ließ sie verstummen. Es hörte sich an, als würde Metall über Stein reiben.

»Was war das?«, fragte Katie. »Wo sind wir?«

Sie schaute sich um. Sie waren in einem Auto. *Ihrem* Auto. Dem Wagen, in dem sie Shaw gefolgt war.

»Rühr dich nicht«, zischte Shaw.

»Was ...«

Ein weiteres Knirschen ertönte, und Katie überkam das Übelkeit erregende Gefühl, als würde der Boden sich unter ihren Füßen bewegen.

»O Gott! Was geht hier vor?«

Shaw nickte in Richtung Fenster. Katie schaute hinaus und sah zuerst nur Schwärze. Dann erblickte sie Bäume und dichte Sträucher. »Haben sie uns im Wald ausgesetzt?«

»Ja, aber nicht auf ebener Erde.«

»Wovon redest du?«

»Schau vorne raus, aber *beweg dich nicht*.«

Langsam drehte Katie den Kopf in Richtung Windschutzscheibe und schnappte entsetzt nach Luft. Sie schaute direkt nach unten - oder zumindest sah es so aus. Es war wie auf einer Achterbahn, kurz bevor es bergab ging, oder in einem Flugzeug, das außer Kontrolle geraten in die Tiefe trudelte.

»Wo sind wir?«, flüsterte sie.

»In einem Wagen am Hang eines offenbar sehr steilen Hügels. Vor uns geht es mindestens zweihundert Fuß bergab, bevor wir gegen eine Wand von Bäumen prallen. Und sollten wir wider Erwarten da irgendwie durchkommen, landen wir in einem Fluss.«

»In einem Fluss?«

»Dem Potomac.« Langsam hob Shaw den Arm und deutete auf die Windschutzscheibe. »Das da drüben sieht wie Georgetown aus, meinst du nicht?«

Katie blickte zu den Lichtern jenseits des Flusses. »Dann sind wir am George Washington Parkway?«

Shaw nickte.

»Kannst du die Türen öffnen?«

»Sie sind abgeschlossen. Und wenn ich versuche, eine aufzumachen, geht es sofort ab in die Tiefe.«

»Wie sind wir hierhergekommen? Als Letztes weiß ich nur noch, dass wir Penders Haus verlassen haben ...«

»Die Mistkerle müssen auf uns gewartet haben. Ich Idiot hätte es wissen müssen! Sie haben uns ja auch schon auf dem Friedhof in Deutschland erwartet. Warum dann nicht auch in Penders Haus? Sie müssen herausgefunden haben, was wir mit dem Telefonat gemacht haben, sind als Erste bei Pender gewesen und haben dann darauf gewartet, dass wir schnüffeln kommen.«

Katie schauderte. »Sie lassen seinen Tod so aussehen wie einen Raubmord, und nun enden wir als Verkehrsunfall.«

Shaw verzog das Gesicht, als eine weitere Schmerzwelle durch seinen malträtiierten Kopf schoss. »Von der Straße abgekommen und dann den Berg runter und in die Bäume gekracht ... Ich bin sicher, die Bremsspuren oben sind professionell gemacht.«

»Aber warum ist der Wagen dann noch nicht nach unten gerollt?«

»Offenbar sind wir an einem Felsvorsprung hängen geblieben.«

»Stehen wir wirklich so kurz davor, nach unten zu rasen, oder werde ich gerade ohne jeden Grund hysterisch?«

»Kein Reifen hat Bodenkontakt. Es ist, als säßen wir auf einer Wippe, und der Felsen ist das Gelenk. Wenn wir uns zu heftig bewegen, geht die Reise nach unten los.«

»Und wenn wir uns gar nicht bewegen, geht es irgendwann auch abwärts. Kannst du jemanden anrufen? Frank? Royce? Den Präsidenten?«

Vorsichtig suchte Shaw in seiner Tasche. »Sie haben mir mein Handy weggenommen. Was ist mit dir?«

»Es war in meiner Handtasche ... Ich hatte sie hier im Wagen gelassen. Siehst du sie?«

Shaw schaute sich im Fußraum um. »Ja. Aber wenn ich versuche, die Tasche vom Boden zu fischen, kippen wir über.«

»Kannst du irgendwie auf den Rücksitz? Bei deinem Gewicht würde das den Wagen vielleicht stabilisieren.«

Shaw versuchte, sich nach hinten zu schieben, doch ein weiteres Knirschen und ein Ruck, der durch das Fahrzeug ging, ließen ihn innehalten.

»Das geht schon mal nicht ...«

»Wir können doch nicht einfach hier sitzen und auf den Tod warten!«, rief Katie.

Shaw verlagerte sein Gewicht ein wenig nach links. Sofort war wieder das Knirschen zu hören. Beide spürten, wie der Wagen ein paar Zoll nach vorne rutschte.

»Okay. Das verrät mir was.«

»Und was?«

»Dass ich mich nicht wieder bewegen werde.« Shaw sah sich im Wageninnern um. Die Schlüssel steckten noch. So musste

es ja auch sein, wenn es wie ein echter Unfall aussehen sollte. Vorsichtig streckte Shaw die Hand aus und drehte die Schlüsselsel einen Klick nach rechts. Dadurch sprang zwar nicht der Motor an, doch es bewirkte etwas anderes. Shaw drückte den Fensterknopf. Die Seitenscheibe glitt surrend herunter, während der Wagen erneut ein, zwei Zoll nach unten rutschte.

»Okay, das Fenster ist auf«, sagte Katie. »Und was jetzt? Wir können ja wohl kaum rausspringen.«

Shaw schnallte sich los. »Bitte sag mir, dass du einen Gürtel trägst.«

»Tue ich.«

»Dann schnall ihn ab und gib ihn mir. Aber langsam.«

Katie tat, wie ihr geheißen, doch selbst ihre vorsichtigen Bewegungen ließen den Wagen gefährlich schwanken. Schließlich aber hatte sie den Gürtel gelöst und reichte ihn Shaw.

Mit langsamen, vorsichtigen Bewegungen machte Shaw eine Schlinge aus dem Ledergürtel. Ein kleines Stück behielt er in der Hand, um die Schlinge zusammenzuziehen.

»Was soll das sein?«, fragte Katie.

»Ein Lasso.«

»Was willst du mit einem Lasso?«

»Siehst du den Ast außerhalb des Wagenfensters?« Shaw nickte zu dem kurzen, aber dicken Stück Holz. »Wenn ich mich am Fenster rausziehen kann, müsste sich das Heck ohne mein Gewicht auf dem Vordersitz wieder stabilisieren. Dann kann ich irgendetwas unter die Vorderreifen klemmen und dich rausholen.«

»*Müsste*? Das Heck *müsste* sich wieder stabilisieren? Und wenn nicht? Was ist, wenn der Wagen in Richtung der Bäume stürzt, nachdem du ausgestiegen bist? Winkst du mir dann hinterher, während ich dem Tod entgegenrase?«

Shaw dachte kurz nach. »Okay. Wir haben nur einen Versuch. Wir gehen zusammen raus. Wenn wir dabei abstürzen ...«

»Jaja, schon verstanden. Wie ist dein Plan?«

»Die Chancen stehen tausend zu eins.«

»Toll. Ich liebe ihn jetzt schon.«

»Sobald ich die Schlinge um den Ast gezogen habe, hältst du dich an mir fest, wie du dich noch nie im Leben an etwas festgehalten hast. Verstanden?«

Katies Atem ging immer schneller, während der Wagen sich mehr und mehr nach vorne neigte. »Wir stürzen ab ...!«

»Katie! Hast du mich verstanden?«

»Ja, ich hab verstanden. An dir festhalten und nicht loslassen. Alles klar.«

»Aber warte, bis ich die Schlinge um den Ast gezogen habe.«

»Und das alles willst du in der Millisekunde schaffen, bevor wir in den Tod stürzen? Du willst uns mit einem Gürtel retten, den ich in einem Billigmarkt für zehn Dollar gekauft habe?«

»Katie, werde jetzt bloß nicht hysterisch. Ich weiß, dass du schon oft in kritischen Situationen warst. Das ist bloß eine weitere.«

Ängstlich schaute Katie durch die Windschutzscheibe und wandte sich dann ab. »Okay.«



Shaw rutschte zur Seite und beäugte den Ast. Er versuchte sich selbst davon zu überzeugen, dass es nicht unbedingt eines Wunders bedurfte, damit sein Plan funktionierte. Dabei aber erkannte er, dass es *mehr* als nur ein Wunder brauchte: Es bedurfte eines göttlichen Eingriffs und sehr viel Glück sowie einer unbekannten Menge kosmischer Magie.

»Bist du bereit?«, fragte er.

Katie atmete so schnell und laut, als wäre sie gerade dabei, ein schweres Gewicht zu heben. Sie schaute zur Fensteröffnung, die ihr erschreckend klein erschien. Das würden sie niemals schaffen.

*Doch! Ich kann das*, trieb sie sich selbst an. *Ich kann das. Bitte, lieber Gott, lass es mich schaffen.*

Shaw warf das Lasso. Er verfehlte sein Ziel.

Katie rief: »Vielleicht sollte ich es von hier hinten versuchen.« Sie drückte den Fensterknopf, und das Glas glitt nach unten.

Im selben Moment rutschte der Wagen nach vorne.

»Oh, Scheiße!«, kreischte Katie.

»Festhalten!«, rief Shaw.

»Er rutscht weg, Shaw! Der Wagen rutscht weg. O Gott!«

Der Wagen rutschte tatsächlich weg. Nun befand sich nichts mehr zwischen Shaw, Katie und der Wand aus Eichenbäumen. Von seinem Sitzplatz aus konnte Shaw den Ast mit dem Lasso nicht mehr erreichen.

»Shaw!«, kreischte Katie und klammerte sich mit aller Kraft an die Lehne, während der Wagen vorne absackte und sich hinten hob, wie die Titanic unmittelbar vor dem Untergang.

Shaw fluchte, warf sich nach hinten über den Sitz und schleuderte das Lasso durch Katies Fenster hinaus.

Irgendwie erwischte er den Ast und zog die Schlinge fest.

Wunder gab es offenbar doch.

Durch die Vorwärtsbewegung des Wagens war Shaw, der den Gürtel mit beiden Händen fest umklammert hielt, schon halb aus dem Fenster gezogen worden.

»Katie, schnapp dir meine Beine! *Schnell!*«

Er spürte ihren Griff um seine Schenkel. Der Wagen rutschte weiter; nun hielt ihn nichts mehr auf.

Shaw glitt geschickt zum Fenster hinaus. Dann fühlte sich irgendetwas falsch an.

»Katie!«

Sie war nicht da. Shaw schlug hart auf dem Hang auf, und ein Felsstück traf ihn in die Magengrube. Der Gürtel glitt ihm aus der Hand und rutschte den steilen Hügel hinunter. Vor sich sah er, wie der Wagen immer schneller wurde. Vom eigenen Schwung getragen, überschlug sich Shaw und prallte hart auf dem Rücken auf. Als er sich stöhnend aufsetzte, sah er den Wagen tief unten mit voller Wucht gegen die Bäume prallen. Eine Sekunde später zerriss eine Explosion das Fahrzeug. Der Tank war offensichtlich präpariert worden und in die Luft geflogen.

Shaw hielt sich an allem fest, was er in die Finger bekommen konnte - Büsche, Äste, Dreck und Felsen -, um seinen Sturz

zu bremsen. Nur noch drei, vier Meter, und er würde sich nicht mehr halten können und in dem Inferno unten enden. Dann endlich gelang es ihm, sich an einem alten Baumstumpf festzukrallen.

»Katie!«, schrie er. »Katie!«

Sie antwortete nicht.

## *Kapitel 91*

Der Anruf weckte Frank aus tiefem Schlaf.

Es war der FBI-Agent, mit dem sie gearbeitet hatten.

Frank setzte sich auf und tastete nach seinen Sachen, die er irgendwo neben das Bett geworfen hatte. »Was ist?«

»Einer der Leute auf der Liste von St. Albans, ein Richard Pender, wurde soeben ermordet in seinem Haus aufgefunden.«

Frank klemmte sich das Telefon unters Kinn und hüpfte umher, während er versuchte, sich die Hose anzuziehen. »Verdammt!«

»Und das ist noch nicht alles.«

»Ja?«, sagte Frank nervös.

»Ein Nachbar von Pender hat die Polizei angerufen. Die haben dann die Leiche gefunden.«

»Und warum hat dieser Nachbar angerufen? Hat er irgendwas gesehen? Penders Mörder vielleicht?«

»Er hat beobachtet, wie zwei Personen aus dem Haus und in einen Wagen getragen wurden.«

»Zwei Personen! Hat er sie erkannt?«

»Es war dunkel. Er ist sich nicht sicher. Aber die eine Person war offenbar ein sehr großer Mann. Drei Leute mussten ihn tragen. Die andere Person schien eine Frau zu sein.«

»Hat er sonst noch was gesehen?«

»Er hat sich das Nummernschild des Wagens gemerkt, in den sie verfrachtet wurden.«

»Und?« Frank warf sich sein Hemd über, stopfte es in die Hose und zog die Socken an. »Oh, Scheiße. Sagen Sie es mir nicht.«

»Wir haben das Nummernschild überprüft. Es war der Mietwagen von Katie James.«

Frank steckte die Füße in die Schuhe und brüllte: »Was zum Teufel haben die beiden da gemacht? Wir hatten doch noch keine Durchsuchungsbefehle.«

»Sieht so aus, als hätten sie Privatdetektiv gespielt.«

»Hat die Polizei den Wagen schon gefunden?«

»Nein. Aber sie haben ihn zur Fahndung ausgeschrieben.«

»Hat jemand versucht, Shaw oder Katie anzurufen?«

»Ja. Sie melden sich nicht. Wir haben auch Leute in ihre Zimmer geschickt. Nichts.«

»Wann genau hat dieser Nachbar die Polizei gerufen?«

»Vor ungefähr zwei Stunden.«

»Himmel! Sie könnten schon längst tot sein. Wie sieht es bei Pender aus? Wann wurde er ermordet?«

»Einer ersten Untersuchung zufolge vor zwanzig Stunden oder mehr.«

»Scheiße, dann ist die Spur kalt. Warten Sie mal ... Wenn Pender schon so lange tot ist, warum haben diese Leute dann sein Haus noch beobachtet?«

»Vielleicht haben sie darauf gewartet, dass jemand vorbeikommt.«

»Sie meinen, sie haben auf Shaw und Katie gewartet. Genau wie bei der Beerdigung in Wisbach. Was haben die beiden sich nur dabei gedacht, allein da hinzugehen?«

»Die Beamten vor Ort haben gesagt, es sähe wie ein missglückter Einbruch aus.«

»Aber sicher doch, klar. Was hat es mit diesem Pender auf sich? Wer ist der Mann?«

»Er besitzt eine Firma mit Namen Pender & Associates im Norden Virginias. Es scheint so eine Art PR-Agentur zu sein.«

Frank rief Royce an, brachte ihn auf den neuesten Stand und verabedete sich mit dem MI5-Agenten in fünf Minuten in der Lobby. Dann schnappte er sich seine Waffe, riss die Tür auf und eilte den Gang hinunter. Dabei wählte er eine Nummer auf seinem Handy.

»Shaw und Katie James stecken in ernststen Schwierigkeiten. Macht ihn ausfindig. Sofort!«

Frank traf sich mit Royce in der Lobby, und die beiden Agenten eilten zu ihrem Wagen.

Als sie losfuhren, rief Frank noch einmal den FBI-Agenten an.

»Ich will sofort ein Einsatzkommando bei Pender & Associates.«

»Wir haben die Durchsuchungsbefehle noch nicht.«

Wütend brüllte Frank: »Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Mord an einem Kerl auf unserer Liste *und* die Entführung von Shaw und James *nichts* mit dieser verdammten Verschwörung zu tun haben?«

»Ungefähr eine Milliarde zu eins«, gab der Agent zu.

»Dann schießen Sie auf die Durchsuchungsbefehle, verdammt noch mal! Nageln Sie Pender & Associates fest. Sofort!«

Doch Franks Bauch sagte ihm, dass es bereits zu spät war für Pender & Associates ...

... und für Shaw und Katie.

## ***Kapitel 92***

Langsam erhob sich Shaw aus dem Dreck und lehnte sich an eine dünne Pinie. Er starrte auf das Wrack des Wagens hinunter. Die Flammen wurden immer kleiner, je mehr Benzin verbrannte. Shaw rief nicht mehr nach Katie, denn er war heiser geworden. Vorsichtig rutschte er weiter den Hang hinunter und hielt sich dabei an allem fest, was er in die Finger bekam. Als er sich dem brennenden Wagen näherte, wollte er nicht

einmal wissen, was sich darin befand: die verkohlten Überreste von Katie James.

Das leise Stöhnen erschreckte ihn so sehr, dass er beinahe nach vorne gestürzt und in die Flammen gefallen wäre. Er wirbelte herum und starrte in die Dunkelheit zu seiner Linken.

»Katie?« Er konnte den Namen kaum aussprechen aus Angst, keine Antwort zu bekommen.

Aber da bewegte sich definitiv etwas, und dieses Etwas war zu groß für einen Hasen oder ein Eichhörnchen. Shaw sprang vor, stolperte, fiel hin, kam wieder hoch und lief zu ihr.

Katie lag mit dem Gesicht nach unten neben einer Eiche und versuchte aufzustehen. Shaw kniete sich neben sie und drehte sie sanft herum.

»Verdammt, ich dachte, du wärst tot.«

Ihr Gesicht war blutig, ihr Arm in seltsamem Winkel verdreht. Sie schaute zu ihm hinauf, lächelte schwach und verzog dann das Gesicht vor Schmerz.

»Das dachte ich auch. Bin ich es nicht?«

Shaw schüttelte den Kopf. »Es sei denn, ich bin es auch. Und so, wie mir die Knochen wehtun, kann ich nur am Leben sein. Kannst du laufen?«

Katie rappelte sich mit seiner Hilfe auf und hielt sich den rechten Unterarm. »Ich glaube, ich hab mir den Arm gebrochen.«

Shaw schaute ihn sich an. Ein Stück Knochen ragte aus der Haut.

»Oh, verdammt!«, fluchte er. »Wir müssen dich sofort in ein Krankenhaus bringen.« Er zog seine Jacke aus und machte

daraus eine einfache Schlinge, um den gebrochenen Arm ruhigzustellen.

»Kannst du laufen?«

Katie nickte. »Wenn du mir hilfst.«

Mit einer Hand packte er sie unter der Achsel, die andere legte er um ihre Hüfte, und gemeinsam machten sie sich auf den Weg nach oben.

»Was ist passiert?«, fragte Shaw. »Du hast dich an mir festgehalten, und dann warst du auf einmal weg.«

»Ich hab den Halt verloren und bin auch noch am Türgriff hängen geblieben.«

»Wie bist du dann aus dem Wagen gekommen?«

»Pures Glück. Auf dem Weg nach unten ist er gegen irgendwas geprallt, wahrscheinlich ein Felsbrocken. Die Tür sprang auf, und ich bin rausgefallen.« Sie schaute zu dem verkohlten Blechhaufen zurück.

»Das war mir ein bisschen *zu* knapp«, bemerkte sie.

»Ein bisschen.«

»Shaw, ich glaube, mir wird übel.«

»Schon okay. Ich hab dich.«

Shaw hielt sie fest, während Katie ihren Magen entleerte.

»Tut mir leid«, sagte sie verlegen, als sie fertig war.

»Offene Brüche bringen mich auch immer zum Kotzen«, sagte Shaw und versuchte ein Lächeln.



Als sie sich der Kuppe des Hügels näherten, hörten sie das Kreischen von Reifen oben auf der Straße. Dann näherten sich schnelle Schritte.

»Runter, Katie!«

»Shaw! Shaw! Bist du da unten?«

Es war Frank.

»Wir beide sind hier!«, rief Shaw zurück. »Und wir brauchen Hilfe. Katie hat sich den Arm gebrochen.«

Fünf Minuten später wurden sie in einem SUV weggefahren. Frank und Royce waren bei ihnen.

»Pender ist tot, aber das ist ja nichts Neues für euch. Ihr wart heute Nacht ja schon da«, sagte Frank vorwurfsvoll.

»Kannst du wenigstens bis morgen warten, bevor du mir in den Arsch trittst, Frank?«, bat Shaw.

»Warum? Morgen wird es auch nicht besser. Höchstens schlimmer.«

Royce fragte: »Wissen Sie, *wer* Sie entführt hat?«

»Ich habe niemanden gesehen, aber wer immer es war, er hat verdammt schnell und hart zugeschlagen.« Shaw blickte zu Katie. »Sie muss ins Krankenhaus.«

»Genau da fahren wir gerade hin«, sagte Frank. »Ich habe eben dort angerufen.«

»Woher haben Sie eigentlich gewusst, wo Shaw und Katie sind?«, fragte Royce.

Frank schaute zu Shaw, bevor er antwortete: »Gut geraten.«

Ehe Royce etwas erwidern konnte, summte Franks Handy. Er hörte gut fünf Minuten zu, ohne ein Wort zu sagen; nur ein paar Flüche kamen über seine Lippen. Dann schaltete er das Gerät aus und warf es auf den Boden.

»Gehe ich recht in der Annahme, dass es keine gute Nachrichten waren?«, bemerkte Royce.

»Sie haben Pender & Associates durchsucht.«

»Und?«, hakte Shaw nach.

»Und sie haben einen Scheißdreck gefunden. Der Laden war klinisch rein.«

»Es muss doch Angestellte geben, mit denen man reden kann.«

»Oh, sicher. Aber nach dem, was mit Pender passiert ist, bezweifle ich, dass diese Leute darauf brennen, mit jemandem zu sprechen.«

Royce sagte: »Aber sie *müssen* verhört werden.«

»Das werden sie auch«, erklärte Frank. »Nur würde ich nicht darauf wetten, dass etwas dabei herauskommt.«

»Außerdem bezweifle ich, dass außer Pender noch jemand den Namen der dritten Partei kennt«, bemerkte Shaw.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Royce.

»Weil er tot ist«, antwortete Shaw. »Was habt ihr über Pender & Associates herausgefunden?«

»Das FBI hat sie unter die Lupe genommen«, sagte Frank.

»Der Laden ist eine Art hochspezialisierte PR-Firma.«

»Nein, die sind weit mehr als das. Sie sind eine PM-Firma«, meldete Katie sich plötzlich zu Wort. »Daher kenne ich auch den Namen.«

Alle Blicke richteten sich auf sie.

»Was ist denn eine PM-Firma?«, fragte Frank.

»PM ist unsere Abkürzung für den Premierminister«, warf Royce ein.

Katie sagte: »PM steht für ›Perzeptionsmanagement‹. Dabei geht es um das Erschaffen von Wahrheiten in großem Rahmen. In irgendeinem Handbuch des Verteidigungsministeriums wird das genau definiert. Nach dem Vietnamkrieg hat das Militär mit PM im großen Stil angefangen. Es gibt eine ganze Reihe von Unternehmen überall auf der Welt, die sich damit beschäftigen. Ich habe mal eine Story darüber geschrieben ... zumindest habe ich es versucht. Es gibt Gerüchte, dass PM-Firmen hinter dem Ersten und Zweiten Golfkrieg stecken. Es gibt die verschiedensten Mittel und Methoden, die Öffentlichkeit zu manipulieren. Die besten PM-Firmen haben es sogar zu einer Kunstform erhoben.«

»Wenn die auf so einen Scheiß spezialisiert sind, warum hat sie dann niemand hinter dieser Dreckskampagne vermutet?«, fragte Frank.

»Die meisten Menschen - viele Regierungschefs mit eingeschlossen - wissen nicht einmal, dass es solche Firmen überhaupt gibt. Wie ich bereits sagte: Ich habe *versucht*, eine Story über sie zu schreiben, aber ohne Erfolg. Es gibt kaum Informationen über sie. Sie halten sich weitgehend bedeckt und sprechen in der Öffentlichkeit nicht über ihre Arbeit. Die Firmen, die ich ausgegraben habe, einschließlich Pender & Associates, wollten nicht mit mir reden. Über allem liegt der Schleier der Geheimhaltung.«

»Außerdem sind die Russen die idealen ›bösen Jungs‹«, bemerkte Shaw. »Sie sind wie Nordkorea. Die Menschen glauben alles Schlechte, was man ihnen nachsagt, und für gewöhnlich haben sie auch allen Grund dazu.«

»Deshalb hat man sich die Russen ohne Zweifel als Ziel ausgesucht«, fügte Royce hinzu.

Katie fuhr fort: »Dann könnte Pender & Associates also auch dafür angeheuert worden sein, alles so aussehen zu lassen, als steckten die Chinesen hinter der Roten Gefahr.«

»Du meinst, sie haben in London achtundzwanzig Menschen ermordet und es dann den Russen in die Schuhe geschoben«, fügte Shaw verbittert hinzu.

»Aber das ist verrückt! Warum sollte jemand so etwas tun?«, fragte Frank.

»Russland und China stehen kurz davor, einen Krieg zu beginnen, und der Rest der Welt rüstet massiv auf«, sagte Katie.

»Aber wer will so etwas?«

»Die verschiedensten Staaten geben mit einem Mal Milliarden für Waffen aus«, sagte Shaw, »und dieses Geld fließt irgendwohin.«

Frank funkelte ihn an. »Willst du damit sagen, *Rüstungsfirmen* stecken hinter dem Ganzen? Ich wage zu bezweifeln, dass Northrop Grumman, Ares Corp. oder Lockheed mit so einem Dreck zu tun haben. Die haben Aufsichtsräte, Aktionäre und was weiß ich. Die stehen im Licht der Öffentlichkeit. So eine Aktion könnten sie unmöglich geheim halten. Und soweit ich es beurteilen kann, machen die ohnehin schon genug Geld.«

»Also wirklich, Shaw. Auch British Aerospace kommt ganz gut zurecht, ohne gleich den Weltuntergang heraufzubeschwören«, meinte Royce.

»Vielleicht geht es ja gar nicht um Geld«, sagte Shaw.

»Was kümmert diese Konzerne denn sonst noch?«, konterte Frank.

Shaw lehnte sich zurück und schloss die Augen.

»Shaw? Shaw, du solltest mir lieber antworten, wenn du eine Idee hast.«

Doch trotz Franks Breitseiten während der Fahrt wahrte Shaw sein Schweigen.

Im Krankenhaus wurde Katie sofort in einen Operationssaal gefahren. Ihr gebrochener Knochen wurde ins Fleisch zurückgeschoben und gerichtet, der Arm eingegipst. Sie blieb über Nacht im Krankenhaus. Shaw schlief neben ihrem Bett.

Als sie am nächsten Tag ins Hotel zurückkehrten, ging Katie mit Shaw auf dessen Zimmer, setzte sich aufs Bett und schob sich ein Kissen unter den verletzten Arm, während Shaw ihnen mit den Mitteln der Minibar einen kleinen Snack zubereitete. Katie rieb sich den Gips. Sie hatte Schmerzmittel bekommen, doch im Arm pochte es immer noch, und ihr ganzer Körper schmerzte von der wilden Fahrt mit dem Wagen den Hang hinunter.

Während sie Chips aß und Cola Light trank, fragte Katie: »Hast du eine Erklärung, warum Pender China und Russland gegeneinander aufgehetzt hat, wenn nicht, um reiche Rüstungsfirmen noch reicher zu machen?«

Shaw setzte sich auf einen Stuhl und steckte sich ein paar Nüsse in den Mund. »Denk mal darüber nach, was wirklich passiert ist.«

Katie legte die Stirn in Falten. »Tod, Zerstörung, Krieg? Die Pest? Hab ich was vergessen?«

»Anna hat etwas zu mir gesagt, als sie sich zum ersten Mal mit der Roten Gefahr beschäftigt hat.«

»Und was?«

»Sie hat gesagt, es erinnere sie an irgendetwas. An die Versuche, eine neue Weltordnung zu schaffen ... oder eine *alte* neue Weltordnung, falls das überhaupt Sinn ergibt. Die Russen löschen einen Großteil der Taliban aus und sagen den arabischen Staaten, sie sollen sich raushalten, wenn sie nicht auch vernichtet werden wollen. Nun fährt der gesamte Nahe Osten zur Hölle, und niemanden kümmert es, weil alle auf Russland und China starren. Gleichzeitig rüsten *alle* größeren Staaten massiv auf, um sich auf das vorzubereiten, was für längere Zeit ein Patt zu werden scheint.« Er blickte zu Katie hinüber.  
»Deja vu.«

»Du meinst, wer immer dahintersteckt, will wieder zum Kalten Krieg zurück?«

»Allen Berichten zufolge haben Russen und Chinesen eine Heidenangst voreinander. Die werden sich nicht mehr angreifen. Stattdessen werden sie zusammen mit allen anderen größeren Staaten über einen längeren Zeitraum hinweg aufrüsten. Und nun, da die Russen Marschflugkörper gegen Afghanistan eingesetzt haben und damit durchgekommen sind, glaubst du da nicht auch, dass andere Länder ebenfalls diese Taktik gegen unziemliche Völker einsetzen werden, egal ob muslimisch oder nicht?«

»Du meinst, dass die großen Jungs wieder ihre Muskeln spielen lassen? So wie die USA und die Sowjetunion das früher gemacht haben?«

»So in der Art. Vielleicht ist irgendjemand es ja leid geworden, dass Terroristen die Weltpolitik bestimmen, und dieser Jemand will die alte Ordnung zurück.«

»Jaja, die gute, alte Zeit mit ihrem ständig drohenden Atomkrieg.«

»Der Kalte Krieg hat das größte Aufrüstungsprogramm der Menschheitsgeschichte ausgelöst. Abgesehen vom israelisch-palästinensischen Konflikt hat sich damals niemand auch nur einen Dreck um den Nahen Osten geschert - es sei denn, es ging um Öl, versteht sich. Niemand stellte irgendwelche verschwommenen Fragen über Richtig oder Falsch oder religiöse Differenzen. Alles war klar definiert. Gut gegen Böse. Die Menschen mussten nicht darüber nachdenken; es war einfach so. Vielleicht ziehen ein paar Leute das vor, selbst mit dem Weltuntergang im Hinterkopf. Vielleicht sogar eine *ganze Menge* Leute.«

Katie aß ihren letzten Kartoffelchip. »Du weißt, dass dieses Arschloch Pender mir nie die zwanzig Millionen gezahlt hat.«

»Und?«

»Und ich habe gesagt, wenn er das nicht tut, erzähle ich der Welt die Wahrheit.«

Nun wurde Shaw klar, worauf sie hinauswollte. »Du weißt doch, Katie, dass dich so etwas zu einem Ziel machen würde?«

»Das bin ich auch jetzt schon.«

»Dann macht es dich eben zu einem noch größeren Ziel.«

Mühsam zog sie sich zur Bettkante und stellte die Füße auf den Boden. »Shaw, ich habe mein ganzes Erwachsenenleben mit der Suche nach der Wahrheit verbracht, und ich werde jetzt bestimmt nicht damit aufhören. Und dass sie mir hinterherjagen, ist vermutlich die einzige Möglichkeit, die Wahrheit herauszufinden.« Sie legte ihm die Hand auf den Arm. »Außerdem bist du ja da, um mich zu beschützen.«

Shaw nahm ihre Hand. »Okay. Aber wenn wir es tun, dann auf meine Weise. Es wird ziemlich riskant, aber du musst mir vertrauen.«

»Das tue ich. Ich habe dir schon immer vertraut.«

## *Kapitel 93*

Um null Uhr Greenwich-Zeit erschien Katie James in einem Video auf derselben Seite, auf der auch das Konstantin-Video veröffentlicht worden war. Das war kein Zufall.

Der Clip war von Shaw in ihrem Hotelzimmer aufgenommen worden.

Katies Haar hatte wieder seine echte blonde Farbe angenommen, doch die Frisur war immer noch stachelig. Sie sprach klar und deutlich und las offensichtlich nicht ab. »Mein Name ist Katie James, und alles, was ich in meiner letzten Story geschrieben habe, war falsch. Ich habe meine Zeitung gebeten, die Geschichte zurückzuhalten, aber sie wurde trotzdem gebracht, ohne dass man mich gefragt hätte. Doch nun kann ich Ihnen die Wahrheit sagen. Die Chinesen stecken *nicht* hinter der Roten Gefahr, und die Russen sind *nicht* für das Londonmassaker verantwortlich. Meine Quelle, Aron Lesnik,



hat gelogen.« Katie hielt ihren verletzten Arm ins Bild. »Ich wäre von den Leuten, die in Wahrheit dafür verantwortlich sind, beinahe getötet worden. Und wer sind nun diese Leute? Ich will es Ihnen sagen. Ein gewisser Richard Pender steckt hinter der Sache. Pender ist Besitzer des Unternehmens Pender & Associates mit Sitz in Virginia. Er ist - oder besser *war* - Perzeptionsmanager, ein Mann, der Wahrheiten erfindet oder sie manipuliert. Pender ist tot, ermordet von dem, der ihn angeheuert hat, um aus Lügen Wahrheiten zu machen und dafür zu sorgen, dass die Welt diese faschen Wahrheiten glaubt. Konstantin war eine Lüge. Die Zehntausende von Menschen, die angeblich auf Betreiben der russischen Regierung ermordet wurden, waren eine Lüge. All diese Tragödien hat es nie gegeben.« Eine kurze Pause; dann fuhr Katie fort:

»Dies alles geschah nur aus dem einzigen Grund, Russland und China an den Rand eines Krieges zu treiben. Warum? Die Antwort ist: damit die Welt wieder aufrüstet. Und wer hätte Interesse an einer solchen Aufrüstung? Wer würde davon profitieren? Gut ein Dutzend Regierungen, einschließlich Russland, China, die USA, Großbritannien, Frankreich und Japan, haben kürzlich Aufträge für mehrere Billionen Dollar an diverse Rüstungsfirmen vergeben - und dies alles *allein* wegen der Ereignisse, die durch die Rote Gefahr heraufbeschworen worden sind. Jemand versucht, einen neuen Kalten Krieg zu erschaffen, sodass die Menschheit wieder in ständiger Angst vor der völligen Vernichtung lebt. Aber das wird nicht geschehen, denn wir werden es nicht zulassen. Wer immer hinter dieser gigantischen Lüge steckt - hier ist eine kleine Botschaft für Sie.« Erneut legte sie eine kurze rhetorische Pause ein. »Die Wahrheit *wird* ans Licht kommen. Und glauben Sie mir: Wenn das geschieht, wird es Ihnen nicht gefallen.«

Neben Katies Videobotschaft ließ man verschiedene Informationen an die wichtigsten Nachrichtenmedien durchsickern. Es ging um Penders Beteiligung an der Kampagne und den da-

rauffolgenden Mord; die Informationen waren so gewählt, dass Katies Journalistenkollegen alles tun würden, um die Wahrheit herauszufinden. Eine Liste der Rüstungsfirmen, die am meisten von der gegenwärtigen Situation profitierten, erschien im Internet. Einzelheiten darüber, wie man Lesniks Lüge aufgedeckt hatte, sowie Details über seine Ermordung wurden in zwei Dutzend großen Blogs gepostet. Alles verbreitete sich schneller als ein kalifornischer Waldbrand.

Die Welt reagierte rasch. Der Himmel war voller Rauch von brennenden »Vergesst nicht Konstantin«-T-Shirts. *Scribe* versuchte, Katies Story so zu verdrehen, dass man dem Ganzen noch etwas Positives abgewinnen konnte, doch es gelang nicht. Kevin Gallagher wurde gefeuert. Das FBI bot alle erdenklichen Mittel auf, um den Mord an Richard Pender zu untersuchen, während man in London fieberhaft daran arbeitete, das Massaker und Aron Lesniks Tod aufzuklären.

Sämtliche Rüstungsfirmen gaben Erklärungen ab, nichts mit der antirussischen Kampagne zu tun zu haben. Doch genau wie zuvor im Falle der russischen Gräueltaten glaubte auch diesmal niemand die Dementis.

Die Verteidigungsministerien aller beteiligten Staaten wurden von ihren Regierungen angewiesen, sämtliche Verträge über den Kauf neuer Waffen vorerst einzufrieren. Gleichzeitig stoppten China und Russland ihre Kriegsmaschinerie, und Präsident Gorskow und sein chinesisches Gegenstück verabredeten sich an einem neutralen Ort, um die zukünftigen Beziehungen ihrer beiden Länder zu besprechen.

Doch die Welt wollte mehr, viel mehr. Die Menschen wollten erfahren, wer sie so dreist belogen und beinahe die Vernichtung des Planeten heraufbeschworen hatte. Die Welt wollte wissen, wer *wirklich* hinter alledem steckte.

## Kapitel 94

Nicolas Creel saß ganz allein im prachtvoll ausgestatteten Konferenzraum auf der *Shiloh*. Er hatte Berichte seines Managements erhalten, und sämtliche Nachrichten waren schlecht. Jeder Vertrag, den er abgeschlossen hatte, war auf unbestimmte Zeit suspendiert worden. Billionen Dollar hatten sich auf einen Schlag in Luft aufgelöst. Diese Journalistin, dieses verdammte Miststück, hatte versprochen, dass die Welt andernfalls in einem höllischen Sumpf festzusitzen käme, in dem die Schwachen und Irren über die Mächtigen und Zivilisierten herrschten. Und nun wurde dieses Weib auch noch als Retterin der Welt gefeiert!

War er, Nicolas Creel, wirklich der Einzige, der die Wahrheit sah? Hätte seine Vision sich durchgesetzt, wäre die Welt ein weit sicherer Ort geworden als zuvor. Doch nun war alles ruiniert. Und Katie James hatte ihn seinen besten PM-Mann gekostet. Zwar konnte Pender ersetzt werden, doch Creel wusste, dass er nie wieder jemanden finden würde, der in diesem Job so gut war.

Nur wegen Katie James würden nun Legionen von Ermittlern jede noch so kleine Kleinigkeit zweimal umdrehen, um herauszufinden, wer wirklich hinter der Roten Gefahr steckte. Und obwohl Creel alles getan hatte, um seine Rolle zu verschleiern - irgendjemand könnte Glück haben und vor seiner Tür landen. Natürlich würde er nie ins Gefängnis gehen. Die Reichen und Mächtigen kamen fast immer davon, egal, welches Verbrechen sie begangen hatten. Creels Anwälte waren viel zu gerissen, seine Börse zu prall gefüllt und sein Ruf zu gut. Außerdem hatte er in seinen Plan natürlich Sicherungen eingebaut für den Fall, dass alles in einer Katastrophe endete. Und seine Männer hatten jeden Beweis in Penders Büro ver-

nichtet. Nirgends fand sich auch nur der kleinste Hinweis, der zu ihm, Creel, führen könnte. Nirgends gab es seine Fingerabdrücke. Und Pender war tot. Niemand wusste etwas von Creels Rolle bei der ganzen Sache - außer einigen wenigen Personen, die jedoch genauso viel zu verlieren hatten wie er.

Nein, es war nicht die Angst vor Strafverfolgung, die Creel jetzt so zu schaffen machte. Es war die schreckliche Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr. Anstatt dass die Welt in ihr natürliches Gleichgewicht zurückkehrte, hallte die gesamte Erde von einem einzigen Namen wider: Katie James. Katie James habe die Welt gerettet, sagten die Menschen. Katie James habe ein großes Unrecht wiedergutmacht. Katie James sei eine Heldin.

Dabei hatte diese Frau nur eines getan: Sie hatte ihn, Creel, in die Pfanne gehauen und jenen Teil der Welt entmannt, auf den es ankam. Dafür würde das Miststück bezahlen müssen. Creel war nicht nachtragend. Zumindest nicht sonderlich lange Zeit. Dafür war er viel zu ungeduldig. Problemfälle wie Katie James mussten schnell erledigt werden. Rache wurde eben *nicht* am besten kalt serviert - sie musste noch vor Hass *brennen*.

Creel griff nach dem Telefon. Vielleicht würde er seinen geliebten Kalten Krieg nicht zurückbekommen, aber Verluste würde es trotzdem geben.

»Es ist mir egal, ob Sie dafür eine ganze Stadt mit einer schmutzigen Bombe zerstören müssen«, sagte Creel in den Hörer. »Entweder bringen Sie mir die Dame binnen achtundvierzig Stunden, oder unsere Zusammenarbeit wird terminiert - und Sie ebenfalls.«

Nicolas Creel verließ seine geliebte *Shiloh* und fuhr mit einer Barkasse an Land. Die nächsten Stunden verbrachte er damit, mit verschiedenen italienischen Offiziellen den Bau des neuen Waisenhauses zu besprechen. Anschließend betete er in der

Kapelle, Mutter Oberin an seiner Seite. Am Abend genoss er ein Diner in einem örtlichen Restaurant und teilte sich eine Flasche Chianti mit dem Bürgermeister und dessen Frau. Dabei versuchte er nach besten Kräften zu vergessen, dass seine Vision einer anderen Welt sich in den vergangenen Stunden in Rauch aufgelöst hatte.

Ehe er wieder auf seine Jacht zurückkehrte, besuchte Creel noch einmal die Baustelle. Er schaute in die Baugrube hinunter, die vor ein paar Tagen ausgehoben worden war. Schon bald würde man dort das Fundament gießen. Hunderttausende Kubikmeter Beton würden in die Grube fließen. Mehr als hundert Jahre lang würde dieses Haus Waisenkindern ein Dach über dem Kopf bieten.

Doch das Fundament würde erst gegossen, wenn Creel den Befehl dazu gab - und das würde er noch nicht tun. Denn er hatte etwas vor, um diesen Ort zu segnen. Er würde hier ein Geschenk hinterlassen, das für alle Ewigkeit hier liegen würde.

Creel fuhr mit der Barkasse zur *Shiloh* zurück.

Und dort zählte er die Minuten bis zum Tod von Katie James.

Natürlich würde ihr Verschwinden nicht alles wieder gerade rücken, doch für den Augenblick genügte es.

## ***Kapitel 95***

Frank und Royce platzten in das Zimmer, in dem Katie von erfahrenen FBI-Agenten bewacht wurde »Wir haben gerade

eine weitere glaubwürdige Bombendrohung bekommen«, sagte Frank. »Vor der Tür wartet ein SUV.«

Sie eilten die Treppe hinunter. Royce stieß Katie in den SUV und rief Frank zu: »Das ist jetzt schon das dritte Mal, verdammt! Wir sollten sie endlich aus dem Land bringen, Frank.«

»Schon dabei.«

»Wohin soll ich sie diesmal verfrachten?«

»Ort Nummer vier. Ich komme in zwanzig Minuten nach.«

Royce nickte, schüttelte dann müde den Kopf und stieg neben Katie ein.

»Da wären wir also wieder«, sagte er mit freundlicher Stimme. »Tut mir leid, Katie.«

Der Fahrer gab Gas. Der Mann neben ihm, ein großer, stämmiger Kerl, drehte sich zu Katie um, eine Pistole in der Hand.

Caesar lächelte und sagte: »Freut mich, Sie bei uns zu haben, Miss James.«

Katie starrte ihn erschrocken an. Dann spürte sie einen Stich im Arm, schaute nach unten und sah die Nadel der Spritze in ihrer Haut. Royce drückte den Kolben durch. Als das Mittel in Katies Kreislauf gelangte, sank sie auf dem Sitz zusammen.

Royce zog die Nadel heraus und nickte Caesar zu.

»Ist sie verwandt?«, fragte Caesar.

Royce durchsuchte Katie und schüttelte den Kopf.

Caesar reichte Royce eine batteriebetriebene Säge, mit der er Katies Gips aufschnitt. Auch hier schaute Royce aufmerksam nach. Abermals schüttelte er den Kopf.

Der SUV hielt. Royce schwang sich aus dem Sitz und warf den zersägten Gips auf einen vorbeifahrenden Müllwagen. Dann stieg er wieder ein. »Sollte der Gips verwandt sein, werden sie einen netten Umweg fahren. Los!«

Der Fahrer trat das Gaspedal durch, und der SUV jagte davon, bog nach links ab und war nach wenigen Augenblicken verschwunden.

Acht Stunden später landete das Privatflugzeug auf einem abgelegenen Flugplatz in Italien. Ein Kleinlaster fuhr an die Maschine heran, und eine Kiste wurde ausgeladen. Mehrere Männer stiegen in den Laster, und er fuhr los. Eine Stunde später erreichte der Lastwagen die Mittelmeerküste, die im Licht der untergehenden Sonne leuchtete. Von der Küste aus fuhr eine Barkasse die Kiste sowie Caesar, Royce und mehrere andere Männer zur *Shiloh* hinaus.

Die Mannschaft hatte den Abend freibekommen. Nur der Kapitän war an Bord geblieben, durfte die Brücke aber nicht verlassen. Es kämen »ganz besondere Gäste in einer Angelegenheit von äußerst sensibler Natur«, war die einzige Erklärung gewesen, die man dem Mann gegeben hatte. Mehr wollte er auch gar nicht wissen.

Nicolas Creel saß in der Schiffsbibliothek, umgeben von Erstausgaben, die er im Laufe der Jahre erworben hatte. Im Unterschied zu vielen anderen Sammlern hatte Creel die Bücher tatsächlich gelesen. Als die Tür sich öffnete und die Kiste hereingetragen wurde, lächelte er nicht. Er hatte das Gefühl, nie wieder lächeln zu können.

Er nickte Royce zu. »Gute Arbeit. Ich hatte nie den geringsten Zweifel, dass unsere Verbindung sich irgendwann für mich auszahlen würde.«

»Es war mir ein Vergnügen, Mr. Creel. Der MI5 hat mein Potenzial nie erkannt. Deshalb wurde ich auch nie angemessen für meine Leistung bezahlt.«

Creel schaute zu Caesar. »Ich denke, es ist an der Zeit, dass die berühmte Miss James sich zu uns gesellt.«

Der große Mann öffnete die Kiste und hob Katie heraus. Sie kam gerade wieder zu Bewusstsein. Caesar legte sie auf den Tisch. Die Männer warteten, bis sie sich aufsetzte und sich verwirrte umschaute.

»Willkommen, Katie«, sagte Creel. »Ich darf Sie doch Katie nennen? Obwohl wir uns nie begegnet sind, habe ich das Gefühl, als würden wir uns schon ewig kennen.«

Katie rutschte vom Tisch und ließ sich auf einen Stuhl sinken. Sie rieb sich den Kopf und verzog das Gesicht, als sie sich den Arm hielt. »Wo ist mein Gips?«, fragte sie benommen.

»Wir hielten es für das Beste, ihn abzunehmen«, erklärte Royce. »Schließlich hätten Sie einen GPS-Sender oder Ähnliches darin verstecken können.«

»Das war nur ein ganz normaler Gips, Sie Idiot!«, rief Katie und hielt sich den Arm. Die Bruchstelle war deutlich zu sehen.

»Das sagen Sie.«

Katie richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf Creel. »Ich kenne Sie«, sagte sie. »Sie sind Nicolas Creel. Jeder Journalist, der etwas auf sich hält, hat schon von Ihnen gehört.«



»Sie schmeicheln mir. Allerdings scheinen Sie mir nicht allzu überrascht zu sein.«

»Nach ein wenig Nachdenken ist die Liste der Verdächtigen erheblich kleiner geworden.« Katie blickte zu Royce. »Dass dieser Kerl mit drinsteckt, habe ich allerdings nicht gehant.«

Nun lächelte Creel doch. »Natürlich nicht. Tja, man braucht immer ein Sicherheitsventil. Einen Insider. Und Mr. Royce teilt meine Ansichten, was die Frage betrifft, wie die Welt aussehen sollte. Eine Vision, die Sie zerstört haben, Miss James. Ich kann mir nicht einmal *vorstellen*, was Ihr Tun die Menschheit kosten wird.«

»Was *mein* Tun die Menschheit kosten wird? Weil ich einen Krieg zwischen China und Russland verhindert habe?«

»Einen solchen Krieg hätte es nie gegeben, Sie Närrin!«, fuhr Creel sie an. »Die Zeit des Kalten Krieges war die sicherste Epoche der Menschheitsgeschichte. Mein Plan hätte die Welt befreit. Ja, ich war ein *Befreier*!« Katie schwieg, starrte ihn nur ungläubig an. »Jetzt aber haben *Sie* dafür gesorgt, dass die Welt auf ewig von Wilden regiert werden wird, die keine Achtung vor dem Leben haben. Sie haben das Gleichgewicht zerstört und jede Chance für die Diplomatie zunichtegemacht. Wir stehen so kurz vor der endgültigen Vernichtung wie nie zuvor, und das alles dank Ihnen, *Katie James*.« Creel sprach ihren Namen aus, als wären es die widerwärtigsten Worte, die ihm je über die Lippen gekommen waren.

»Ich kann mir vorstellen, wie sehr Sie das deprimiert«, erwiderte Katie verächtlich. »Aber ich nehme an, was Sie *wirklich* anpisst, ist der Verlust der Dollarmilliarden.«

»Ich habe Geld genug, das kann ich Ihnen versichern. Aber Theodore Roosevelt hatte recht, als er sagte: ›Rede verbindlich, und nimm einen großen Knüppel mit.‹ Die größten Prä-

sidenten Amerikas wussten, dass militärische Macht der Schlüssel zu allem ist. Zu *allem!*«

»Ja, Krieg ist schon was Tolles, nicht wahr?«

»Sie haben sich Ihre Karriere aufgebaut, indem Sie über Kriege berichtet haben, also sollten Sie sich nicht darüber lustig machen. Der Ruhm fällt stets dem Sieger zu.«

»Ich habe nicht über Kriege berichtet, weil ich es mir ausgesucht habe. Außerdem habe ich in meinen Storys die Schrecken des Krieges gezeigt. Und Ruhm habe ich dafür nie geerntet.«

»Dann haben Sie offenbar nicht aufmerksam genug gesucht. Die Geschichte der Menschheit wird von solchen Konflikten bestimmt!«

»Hat nicht irgendein berühmter General gesagt, dass der Krieg zum Glück etwas Schreckliches sei, sonst würden wir noch Gefallen daran finden?«

»Das war der Konföderiertengeneral Robert E. Lee in der Schlacht von Fredericksburg. Und wie die Geschichte uns gezeigt hat, war er ein *Verlierer*. Ich aber gebe mich nur mit Siegern ab.«

»Waren Sie eigentlich je beim Militär, Mr. Creel? Sind Sie je verwundet worden, oder hat man auch nur eine Kugel auf Sie abgefeuert?« Creel antwortete nicht. »Nun, ich selbst habe diese Erfahrung schon gemacht, und lassen Sie mich Ihnen sagen: Unter denen, die die Kriege *wirklich* ausfechten, gibt es weder Gewinner noch Verlierer. Es gibt nur Überlebende.«

»Ich habe Sie nicht hierhergebracht, um mir dumme Vorträge von Ihnen anzuhören.«

»Warum dann?«

»Sie sollen sterben. Aber ich wollte Sie vorher wissen lassen, warum das so ist. Und Sie sollten erfahren, dass Sie nur sich selbst die Schuld für Ihren Tod geben können!«

Katie rückte ein wenig näher an ihn heran. »Darf ich Ihnen mal etwas sagen?«

»Aber gern.« Creel grinste. »Jeder zum Tode Verurteilte hat das Recht auf ein paar letzte Worte.«

»Fick dich ins Knie.«

»Brillant, Miss James. Was sind Sie doch für ein Sprachgenie.«

Die Tür öffnete sich, und einer von Creels Männern kam herein. »Sie haben einen Besucher, Sir«, sagte er und berichtete mit gesenkter Stimme.

Nachdem Creel ihm zugehört hatte, befahl er: »Bringt sie sofort vom Schiff!«

Der Mann erklärte: »Sir, sie hat irgendwas von Dateien auf Ihrem Bürocomputer gesagt ...«

Creels Augen weiteten sich. »Ich verstehe. Also gut, ich komme.«

Draußen im Gang stand Miss Hottie auf hochhackigen Schuhen und in kurzem Rock. Zwei von Creels Männern rahmten sie ein.

»Liebling, was für eine angenehme Überraschung«, sagte Creel.

Zur Antwort schlug sie ihm ins Gesicht. Creels Männer packten sie.

Sie kreischte: »Glaubst du wirklich, du kannst mich wie einen Haufen Müll einfach an der Straße abladen? Nach allem, was ich für dich getan habe? Du Bastard! Ich bin Mrs. Nicolas Creel, und das werde ich auch bleiben!«

»Wie ich sehe, bist du aufgebracht. Aber du musst einsehen, dass alle guten Dinge irgendwann ein Ende haben, und meine Abfindungszahlung ist mehr als großzügig.«

»Du wirst dich *nicht* von mir scheiden lassen. Ich weiß Dinge über dich, die lieber unter uns bleiben sollten«, sagte sie, und ein triumphierender Unterton schlich sich in ihre Stimme. Creel funkelte sie kalt an, und sie fuhr rasch fort: »Ich weiß, dass du mich für eine wertlose dumme Kuh hältst. Aber erinnerst du dich noch, wie ich dir gesagt habe, dass dein Büro mir so gut gefällt? Nun, der Grund dafür war ein anderer, als du glaubst. Ich bin ein Mensch, der sich gerne absichert. Also habe ich mich ein bisschen in deinem Computer umgeschaut. Weißt du, Nick, als du dich von deiner letzten Frau hast scheiden lassen, hättest du ihren Namen nicht mehr als Passwort benutzen sollen. Und nach dem zu urteilen, was ich so alles gelesen habe, bist du ein sehr böser Junge.«

»Interessant«, sagte Creel in freundlichem Tonfall, »das verleiht dem Ganzen natürlich einen ganz neuen Aspekt. Komm mit, dann können wir darüber reden.« Er schaute zu seinen Männern. »Schickt ihr Boot weg. Sie bleibt bei mir.«

Miss Hottie riss sich von den Männern los und schlenderte ihrem Gatten hinterher.

Als sie die Bibliothek betraten und Creel die Tür hinter ihnen schloss, schaute Miss Hottie sich langsam um und sah die Männer. Dann fiel ihr Blick auf Katie. »Ich kenne Sie«, sagte sie. »Sie sind Katie James.«

Creel schaute seine Frau mit gespielter Traurigkeit an. »Ich fürchte, dein Timing hätte schlechter nicht sein können, mein Schatz. Und nebenbei bemerkt ... Dass du alleine hierhergekommen bist, um mir zu erzählen, was du so alles weißt, bestätigt mich in meiner Meinung über dich. Du bist wirklich ein dummes Stück Dreck.« Er schaute zu Royce und nickte. Royce zog seine Waffe und jagte Miss Hottie eine Kugel in den Kopf.

Die Leiche der Frau kippte auf den Tisch, rutschte herunter und prallte auf den Boden.

Das Telefon summt. Es war der Kapitän. Ein Boot näherte sich der Jacht.

»Wer ist es?«, wollte Creel wissen.

»Sieht aus wie die italienische Polizei, Sir«, erwiderte der Kapitän. »Es scheint eines der Boote zu sein, die um die *Shiloh* herum patrouillieren.«

Creel blickte zu Caesar. »Betäuben Sie Miss James. Im Maschinenraum finden Sie einen Leichensack. Stopfen Sie Miss James da rein und bringen Sie sie und die da«, er deutete auf seine tote Frau, »zum U-Boot. Schnell.«

Royce hielt Katie fest, die sich verzweifelt wehrte, während Caesar ihr eine Nadel ins Fleisch stach. Sofort erlahmte Katies Gegenwehr, und ihr Körper erschlaffte.

Als die Männer sich mit Katie und der ermordeten Mrs. Creel auf den Weg machten, zog Creel sein Jackett zurecht und ging seelenruhig an Deck, um seine Besucher zu begrüßen.

## Kapitel 96

Shaw tauchte aus dem Wasser auf, nachdem er seinen Unterwasserscooter und die Atemmaske weggeworfen hatte, und kletterte backbord den Rumpf der *Shiloh* hinauf, wobei er Magnetkletterhilfen an der Stahlwand benutzte. Doch selbst mit den Kletterhilfen fiel es ihm mit seinem verletzten Arm schwer, an Deck zu gelangen. Zwar hatte er sich Cortison spritzen lassen, da er mit einem Kampf rechnete, doch der verletzte Arm war trotzdem erbärmlich schwach. Shaw schaute auf den Empfänger an seinem Handgelenk.

Katie war irgendwo im Innern des Schiffes.

Nach ihrer Entführung war sofort Shaws Plan in Aktion getreten. Sie hatten Katies Weg per Satellit verfolgt, hatten gesehen, wie sie in den Privatjet ein- und wieder ausgeladen worden war, und wie man sie schließlich zur Yacht hinausgefahren hatte. Frank war vorbereitet gewesen und hatte alles Nötige einfliegen lassen. Sie hatten vereinbart, dass Shaw als Erster ins Schiff vordringen und die anderen rufen sollte, sobald es kritisch wurde.

Die *Shiloh* verfügte ohne Zweifel über erstklassige elektronische Sicherheitssysteme, weshalb Shaw einen Störsender am Gürtel trug. Dieser Sender würde ihn unsichtbar machen, egal, was das Schiff ihm entgegenzusetzen hatte.

Ganz oben auf Shaws Prioritätenliste stand Katies Überleben. Shaws Bewunderung für den Mut dieser Frau war nie größer gewesen. Nun musste er nur noch dafür sorgen, dass sie beide lebend von hier wegkamen.

Shaw holte die Pistole aus dem wasserdichten Beutel, sah eine Tür und schlüpfte hindurch.

Eine Minute später legte das Polizeiboot an der Jacht an.

Nicolas Creel begrüßte den italienischen Polizeihauptmann an Deck und sprach in dessen Muttersprache mit ihm. Der Mann schien ein wenig verlegen zu sein, einen Multimilliardär zu belästigen. Creel bot ihm ein Glas Wein an und fragte, wie er ihm helfen könne.

Der Polizeihauptmann erklärte, sie hätten einen Bericht erhalten, dass eine sehr wütende Frau zur Jacht hinausgefahren sei. »Wir haben eine Barkasse gesehen. Die Dame an Bord war Ihre Frau, Sir, deshalb haben wir sie durchgelassen. Dann haben wir die Beschreibung dieser wütenden Frau erhalten. Angeblich handelt es sich dabei *ebenfalls* um Ihre Gemahlin. Deshalb sind wir gekommen. Wir wollten sehen, ob alles in Ordnung ist, Mr. Creel.«

Creel lächelte und dankte dem Polizeihauptmann für seine Fürsorge. »Meine Frau ist ein bisschen angetrunken«, sagte er dann mit leichter Erheiterung. »Aber ich kann Ihnen versichern, dass sie niemandem etwas tun wird.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut. Tut mir nur leid, dass Sie den ganzen Weg umsonst gefahren sind.«

»Kein Problem, Mr. Creel.«

Als der Mann wieder ins Boot kletterte, salutierte Creel.

Shaw arbeitete sich langsam in die Eingeweide des Schiffes vor und war überrascht, dass niemand ihm begegnete. Dass keine Mannschaft zu sehen war, machte ihn umso vorsichtiger. Immer wieder blickte er auf den Empfänger an seinem Handgelenk. Er kam Katie immer näher. Doch ob sie noch lebte, konnte das Gerät ihm nicht anzeigen.

Shaw fühlte sich schuldig. Er hätte ihr nie erlauben dürfen, was sie getan hatte, auch wenn sie ihn noch so sehr gedrängt hatte. Die Gefahr, dass etwas schiefging, war viel zu groß gewesen.

Shaw erreichte eine Doppeltür und öffnete einen der beiden Flügel. Dahinter befand sich ein kleiner Kinosaal. Als er weiter den Gang hinunterschlich, stieg ihm der Geruch von Chlor in die Nase. Shaw öffnete eine weitere Tür und sah, dass der Besitzer dieser schwimmenden Luxusunterkunft auch über einen luxuriösen Swimmingpool verfügte.

Shaw spürte die Nähe des anderen, ehe er ihn sah.

Dann prallten er und der Mann auch schon gegeneinander. Die Wucht des Aufpralls schleuderte sie beide ins Wasser des Pools. Sofort schlang der Mann den Arm um Shaws Hals. Shaw packte die Hand des Angreifers. Eine Messerklinge schlitze ihm die Finger auf. Dennoch packte Shaw zu, bog die Hand des Mannes nach hinten und brach ihm das Handgelenk. Dann riss er dem Gegner das Messer aus den erschlafften Fingern, stieß zu und spürte, wie die Klinge in die Seite des Mannes eindrang. Der Griff um seinen Hals löste sich. Shaw stach noch einmal zu, diesmal in die Brust, und trat sich vom Gegner los.

Als er aus dem Pool stieg, sah er, wie die Leiche des Mannes versank, wobei das Wasser sich rot färbte.

Zum Glück hatte Shaw seine Pistole verloren, ehe er ins Wasser gestürzt war. Er nahm die Waffe an sich, riss die Tür auf und rannte hinaus.

Und blieb sofort wieder stehen.



Royce hatte die Pistole auf ihn gerichtet. »Das war viel zu einfach. Das beeindruckt mich nicht, Shaw. Lassen Sie die Waffe fallen!«

Shaw gehorchte. »Wie fühlt man sich als schmutziger Cop, Royce?«

»Ich nehme an, Sie haben alles gewusst, was Sie wissen mussten, als ich nicht mit Katie James aufgetaucht bin.«

»Nein, das war mir schon vorher klar«, erwiderte Shaw.

Royce legte den Kopf zur Seite. »Wie das?«

»Das kann Ihnen doch egal sein.«

»Warum?«

»Weil Sie gleich tot sein werden.«

Royce lachte auf und wedelte mit der Pistole. »Sie sind ein verdammter Narr. Aber wie dem auch sei, ich bin sicher, Sie wollen die kleine Katie sehen. Gehen wir. Sie ist im U-Boot.« Munter fügte er hinzu: »Was halten Sie davon? Der Mann hat tatsächlich sein eigenes U-Boot! Das nenne ich wirkliche Macht.«

Shaw strich mit der Hand über seinen Gürtel und drückte dabei unbemerkt den Knopf, mit dem er ein Notsignal an Frank schickte.

»Eins will ich Ihnen verraten, Royce«, sagte er dann.

»Und das wäre?«

»Haben Sie sich mal die Mühe gemacht, sich Ihre Uhr genauer anzusehen? Da haben wir nämlich eine Wanze versteckt.«

Royce warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

Einen Augenblick später fasste er sich an die Brust, wo plötzlich ein Messer aus seinem Körper ragte. Das Blut aus seinem durchstochenen Herzen schoss aus der Wunde. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf Shaw.

»Und?«, fragte Shaw. »Beeindruckt Sie das jetzt ein bisschen mehr?«

Als Royce zu Boden sank, war Shaw bereits an ihm vorbei und lief in Richtung U-Boot. Zu Katie.

Der Bauch der *Shiloh* bestand aus einer Reihe großer Hangars. Das 35-Tonnen-U-Boot befand sich im Mittelteil des Schiffleibes. Shaw schaute sich die Wachen an. Es waren drei. Einer der Männer war größer als Shaw, ein Kerl mit langem schwarzen Haar, der ein Funkgerät in der Hand hielt. Der Mann hörte zu und antwortete dann etwas, das Shaw nicht verstehen konnte. Anschließend eilten er und die beiden anderen davon.

Shaw kletterte auf das U-Boot, öffnete die Luke und sprang ins Innere. Er suchte, so schnell er konnte. Als er unter der Bank am hinteren Ende einen Arm und die Beine einer Frau herausragen sah, setzte sein Herz einen Schlag aus. Er zog die Frau unter der Bank hervor, sah das blonde Haar und war für einen Sekundenbruchteil wie gelähmt. Erst als er sah, dass es sich bei der Toten nicht um Katie handelte, fiel die Spannung von ihm ab. Dann entdeckte er den Leichensack. Wieder packte ihn Entsetzen. Mit zitternden Fingern zog er den Reißverschluss auf.

In diesem Moment hörte er ein Geräusch. Die drei Wachen kamen zurück.

## *Kapitel 97*

Bringt sie jetzt hier weg, und begrabt sie in der Baugrube des Waisenhauses«, befahl Creel den beiden Männern, die den Sack trugen. »Legt sie in eine Kiste. Auf der Baustelle kümmere ich mich dann selbst um alles Weitere.« Er blickte Caesar an. »Wo ist Royce?«

»Er wird sicher gleich hier sein.«

Einer der Männer fragte: »Möchten Sie, dass wir die Frau vorher töten, Mr. Creel?«

»Nein! Ich will, dass sie aufwacht und noch ein bisschen das Gefühl genießen kann, lebendig begraben zu sein. Es heißt, es gebe keine größere Angst für einen Menschen. Ich möchte, dass sie dieses Grauen kennenlernt.«

Der Sack wurde auf die Barkasse verladen, und die Männer machten sich auf den Weg.

Caesar fragte Creel: »Und was jetzt?«

»Jetzt verschwinden Sie. Bis zum nächsten Mal.«

»Das glaube ich nicht«, sagte eine Männerstimme.

Creel und Caesar drehten sich langsam um. Shaw stand dort und hatte eine Pistole auf sie gerichtet.

Creel zuckte unwillkürlich zusammen, als er sah, wer ihm gegenüberstand, doch er fasste sich rasch wieder. »Man nennt Sie Shaw, nicht wahr? Ich weiß, welche Rolle Sie in dieser Sache spielen. Deshalb bezweifle ich, dass ich Sie mit sehr viel Geld überreden kann, zu verschwinden, oder?« Shaw

schwieg. »Wie es scheint, haben wir eine Pattsituation«, schloss Creel.

Shaw richtete die Waffe auf Creels Kopf. »Das sehe ich anders.«

»Mr. Creel?«

Von der Treppe zum Oberdeck aus starrte der Kapitän die drei Männer ängstlich an.

Shaw löste seinen Blick nur eine halbe Sekunde von den beiden Männern vor ihm. Es war trotzdem zu lang.

Die Kugel, die Caesar abfeuerte, brannte einen blutigen Streifen über Shaws Schläfe.

Shaw rollte sich nach links und feuerte viermal rasch hintereinander.

Creel hatte bereits hinter der Bar Deckung gesucht, während Caesar versuchte, in eine höhere Position zu gelangen, um einen besseren Schusswinkel zu haben. Doch Shaw vereitelte diesen Plan, indem er dem Gegner eine Kugel durch den Fuß jagte. Caesar leerte sein Magazin auf Shaw. Einen Moment später, als Shaw den Todesschuss abfeuern wollte, hatte seine Waffe Ladehemmung.

Caesar schleppte sich die Treppe hinauf, Shaw dicht auf den Fersen. Auf dem Oberdeck kam es zum Kampf zwischen den beiden Riesen. Caesar landete einen Treffer auf Shaws verletztem, aber betäubtem Arm und fing sich selbst einen Hieb in die Magengrube ein. Brüllend stürmte er mit dem Kopf voran auf Shaw los und riss ihn mit seinem höheren Gewicht von den Beinen. Die beiden Hünen prallten gegen die Steuerkonsole. Caesar packte Shaws Hemd und riss es beinahe in Fetzen. Shaw versuchte, dem Gegner die Beine wegzutreten, doch Caesar erwies sich als bemerkenswert flink für einen

Mann seiner Größe. Trotz der Wunde in seinem Fuß sprang er außer Reichweite und griff seinerseits an.

Er packte Shaws Hals und drückte zu. Shaw bekam eine Hand unter Caesars Kinn und versuchte, den Kopf des Riesen nach hinten zu drücken. Doch Caesar duckte sich unter Shaws Griff weg, drehte sich hinter ihn und bekam ihn in den Schwitzkasten.

Shaw versuchte, Caesars Griff zu brechen, musste aber rasch einsehen, dass der Mann zu stark für ihn war, selbst wenn er seine gewohnte Kraft gehabt hätte. Seine Augen quollen hervor, und ihm wurden die Knie weich.

Caesar roch den Sieg bereits. »Erst deine Frau und jetzt du«, stieß er keuchend hervor. »Ein nettes Paar. Sie hat keinen Mucks von sich gegeben, als ich ihr eine Kugel in den Schädel gejagt habe.« Er verstärkte seinen Griff. »Und dir kann ich den gleichen stummen Abgang versprechen, Arschloch.«

Bei den hämischen Worten des Mannes mobilisierte Shaw ungeahnte Kräfte. Mit einem wilden Schrei brach er Caesars Griff um seinen Hals. Dann drehte er den Arm des Gegners so weit und so brutal nach hinten, dass er ihn aus dem Gelenk riss.

»Du ...«, zischte Shaw.

Caesar sank auf die Knie und erbrach sich vor Schmerz. Shaw trat ihm ins Gesicht und schleuderte ihn rückwärts zu Boden.

»... bist ...«

Ein Messer blitzte in Caesars gesunder Hand auf, doch nur für eine Sekunde; dann hatte Shaw es ihm aus den Fingern gerissen. Er rammte es Caesar in den Leib und zog die Klinge bis hinauf zum Hals. Caesar war fast schon tot, als Shaw seine

Pistole zog, die Ladehemmung beseitigte, durchlud und ihm in die Stirn schoss.

»... tot«, beendete Shaw den Satz.

## *Kapitel 98*

Ein großer Hubschrauber kreiste über der *Shiloh*. Über einen Lautsprecher rief die Stimme eines Mannes: »FBI! Wir kommen an Bord. Hier spricht das FBI. Wir kommen an Bord.« Hundert Meter entfernt jagte das italienische Polizeiboot auf das Schiff zu. Als der Hubschrauber auf dem Helipad landete und das Polizeiboot an der Jacht festmachte, stand Nicolas Creel vollkommen ungerührt da.

Das FBI und Frank wollten Creel an Ort und Stelle verhaften, doch die italienischen Polizisten erklärten, dies sei unmöglich. Die nächsten 20 Minuten verbrachten sie damit, sich zu streiten. Keine der beiden Seiten gab nach.

»Mr. Creel befindet sich in unseren Hoheitsgewässern«, beharrten die Italiener.

»Was will das FBI überhaupt von mir?«, fragte Creel herablassend. »Um Steuerhinterziehung wird es wohl kaum gehen. Ich bin kein amerikanischer Staatsbürger.«

»Steuerhinterziehung?«, rief Frank. »Wie wäre es mit ›Verursachung von globalem Chaos‹, Arschloch?«

Creel drehte sich zu dem italienischen Polizeihauptmann um. »Ich habe keine Ahnung, weshalb dieser Mann sich so aufregt. Diese Leute haben unbefugt meine Jacht betreten.

Schüsse wurden abgefeuert. Einige meiner Männer wurden verletzt oder sogar getötet. *Ich* bin derjenige, der hier Anklage erheben sollte. Sie waren gerade erst hier draußen, Signore. Haben Sie etwas Auffälliges bemerkt?»

Der Polizeihauptmann blickte Frank argwöhnisch an. »Nichts, Mr. Creel. Und jetzt werde ich diese Leute ans Ufer begleiten.«

»Sehr gut«, sagte Creel. »Ich komme mit und werde Anzeige gegen diese Leute erstatten.«

»Wir gehen nirgendwohin«, sagte ein FBI-Agent. »Wir haben die uneingeschränkte Autorität der Vereinigten Staaten hinter uns.«

»Sie sind aber nicht in den Vereinigten Staaten, Signore«, erklärte der Polizeihauptmann. »Sie haben hier keine Amtsbefugnis.«

»Oh doch«, sagte eine Männerstimme.

Alle drehten sich zu Shaw um, der die Treppe zur Brücke herunterkam.

Creel starrte ihn an. »Was reden Sie für einen Blödsinn? Was werfen Sie mir überhaupt vor?«

»Die Entführung eines amerikanischen Staatsbürgers.«

»Und wer soll das sein?«, fragte der italienische Polizeihauptmann.

»Katie James«, erklärte Frank. »Ich nehme an, Sie haben schon von ihr gehört.«

»Wollen Sie damit sagen, sie ist hier?«, fragte der Polizeihauptmann.

»Was für ein Unsinn! Die Frau ist nicht an Bord«, erwiderte Creel und lachte.

»Ach wirklich?«

Wieder drehten sich alle um, als Katie an Deck kam. Creel wurde kreidebleich und schaute verwirrt aufs Wasser hinaus.

»Ihre Leute haben die tote Frau mitgenommen, Mr. Creel«, sagte Katie. »Die Frau, die Sie ermordet haben. Ich nehme an, es war Ihre Ehefrau. Shaw hat uns ausgetauscht, Mr. Creel. Sie haben sich ja nicht die Mühe gemacht nachzusehen, ob ich noch in dem Sack war. Und Ihre Frau war ungefähr so groß und schwer wie ich.«

Der italienische Polizeihauptmann schaute zu Creel. »Ihre Frau ist tot?«

»Natürlich nicht! Ich habe sie in die Stadt zurückbringen lassen! Sie müssen doch gesehen haben, wie ihre Barkasse vorbeigefahren ist.«

»Und wie ist Miss James dann hierhergekommen?«, fragte Frank.

»Auf dem gleichen Weg wie dieser Mann«, antwortete Creel und deutete auf Shaw. »Offensichtlich sind die Leute hier unrechtmäßig eingedrungen.«

Katie hielt ihren gebrochenen Arm in die Höhe. »Der Sender war nicht im Gips, Creel, sondern im Fleisch.« Sie deutete auf die Wunde an ihrem Arm. »Sie haben die Operationswunde aufgeschnitten und den Sender darin versteckt.« Sie schaute zu Shaw. »Ich bin erst vor Kurzem mit dieser Technik vertraut gemacht worden.«



»Auf diese Weise sind wir Miss James hierher gefolgt«, erklärte der FBI-Agent. »Dann haben wir ein Notsignal von Mr. Shaw erhalten und entsprechend gehandelt.«

»Ich muss gestehen, ich bin verwirrt«, sagte der italienische Polizeihauptmann. »Worum geht es hier überhaupt?«

»Dieser Mann ...«, begann Katie, doch Creel fiel ihr ins Wort.

»Sie hat diese verrückten Anschuldigungen im Internet erhoben. Ich nehme an, jetzt wird sie auch noch behaupten, dass ich irgendein kriminelles Genie bin ... was völliger Blödsinn ist!«

»Er hat mich entführt«, sagte Katie.

»Schwachsinn! Ihr Wort steht gegen meines. Und das ist kaum der Stoff, aus dem eine erfolgreiche Anklage ist.«

»Mr. Creel baut ein Waisenhaus in unserer Stadt«, sagte der Polizeihauptmann, »und wir alle sind ihm sehr dank ...«

»Mir ist scheißegal, ob er Ihre Straßen mit Gold pflastert!«, brüllte Frank. »Wir nehmen diesen Hurensohn mit!«

Creel blickte zu dem italienischen Polizeihauptmann. »Ich werde hierbleiben, auf meiner Jacht, in Ordnung? Dann verständige ich meinen Anwalt, und man wird diese Angelegenheit auf ganz legale Art und Weise bereinigen.«

»Er hat ein U-Boot an Bord«, warnte Shaw.

Creel verdrehte die Augen. »Ja, sicher, ich fliehe mit einem U-Boot. Wie bei James Bond.« Er musterte Shaw von Kopf bis Fuß. »Ich denke, es wird sich herausstellen, dass sich tatsächlich *ein* Gewaltverbrecher an Bord befindet. Dieser Mann hat meinen Leibwächter ermordet! Sehen Sie sich das Blut an seinen Händen und auf dem Hemd an.«

Shaw war tatsächlich über und über mit Caesars Blut bedeckt.

Creel blickte die italienischen Polizisten an. »Gehen Sie zur Brücke hinauf und überzeugen Sie sich selbst.«

Einer der Polizisten eilte auf die Brücke und kam sofort wieder zurück. Er war grün im Gesicht und bekreuzigte sich.  
»Mein Gott, der Mann ist regelrecht zerstückelt!«

Der Polizeihauptmann schaute zu Shaw. »Haben Sie den Mann getötet?«

»Ja.«

Creel rief triumphierend: »Na bitte! Ein Geständnis.«

»Es war Notwehr«, gab Shaw zurück. »Ihr sogenannter Leibwächter war ein verdammter Killer.«

»Das zu entscheiden ist Sache eines italienischen Gerichts«, erklärte Creel und wandte sich an den Polizeihauptmann.  
»Schaffen Sie diesen Mörder von meinem Schiff.«

Die italienischen Polizisten zogen ihre Waffen. Frank und die FBI-Agenten taten das Gleiche.

»Steckt die Waffen weg, Leute«, rief Shaw. »Ich werde mit ihnen gehen.« Er schaute zu Creel. »Die Sache ist noch nicht vorbei.«

»Natürlich nicht. Sie werden Ihre lächerlichen Anschuldigungen vorbringen, und meine Anwälte werden jede einzelne davon zerpfücken. Und wenn das alles vorbei ist, wird die Welt mich noch immer lieben, während Sie im Knast verrotten. *Das* nenne ich Gerechtigkeit.«

Shaw stürzte sich auf Creel. Er wurde sofort von ihm weggerissen, doch die wenigen Augenblicke reichten aus, Creel un-

bemerkt etwas in die Tasche zu stecken, ohne dass jemand es gesehen hatte.

»Und damit ...«, keuchte Creel und blickte den Polizeihauptmann an, »können Sie den Anklagepunkten auch noch versuchte Körperverletzung hinzufügen ...«

»Komm schon, Shaw«, sagte Frank. »Wir kriegen das schon hin. Und wenn Sie versuchen«, er starrte Creel an, »in einem U-Boot, einem Hubschrauber oder meinetwegen auch in einem gottverdammten Raumschiff zu fliehen, sind Sie Geschichte.«

»Auf Wiedersehen, Gentlemen. Ich freue mich schon darauf, das alles vor Gericht zur Sprache zu bringen und Sie angemessen bestraft zu sehen«, sagte Creel hämisch. Dann drehte er sich noch einmal zu Shaw um und lächelte. »Und an Sie werde ich jedes Mal denken, wenn ich auf meiner Jacht bin.«

Nachdem der Hubschrauber und das Boot die Jacht verlassen hatten, zog Creel sich in seine Suite zurück. Er würde zahlreiche Anrufe tätigen müssen, um dieses Chaos zu bereinigen, wobei der erste Anruf an die Männern gehen musste, die gerade dabei waren, seine vierte Ehefrau in der italienischen Erde zu versenken. Creel lächelte zuversichtlich. Er würde alles geregelt bekommen, so wie immer. Dazu brauchte man nur Zeit, Geld, ein paar gute Ideen, gesunde Nerven und vor allem Köpfchen. Und das alles hatte er.

Creel nahm sich eine Zigarre aus dem Humidor und tastete in der Tasche nach einem Feuerzeug. Seine Hand schloss sich um einen kleinen Gegenstand aus Metall, aber ein Feuerzeug war das nicht. Verdutzt zog Creel den Gegenstand aus der Tasche. Er war schmal und flach. Wie war das Ding, was immer es sein mochte, in seine Tasche gekommen?

Creel schaute sich den Gegenstand genauer an. Er verströmte irgendeinen Geruch, der Creel entfernt vertraut vorkam.

Nicolas Creel konnte nicht wissen, dass Shaw genau in diesem Augenblick eine kleine Fernsteuerung in der Hand hielt. Seine Hände waren für die Fahrt mit dem Polizeiboot gefesselt. Er drehte sich zu Katie um, die neben ihm stand. Sie schaute ihn an - oder genauer sein zerrissenes Hemd. Nur Katie schien zu bemerken, dass die Fäden fehlten, mit denen Leona Bartaroma, die Reiseführerin/Chirurgin, Shaws Wunde vernäht hatte. Dann beäugte Katie das kleine Gerät in Shaws Hand, ehe sie ihm in die Augen schaute.

Als ihre Blicke sich trafen, wollte Shaw etwas sagen, doch Katie schüttelte den Kopf. »Ist schon okay, Shaw. Du musst tun, was du tun musst.«

Sie drückte seine Hand und wandte sich ab.

Während der FBI-Hubschrauber über sie hinwegflog, schaute Shaw über das Meer zur *Shiloh*, die wie ein gestrandeter Wal im Wasser lag. Doch er dachte nicht über die teuren Spielzeuge eines Milliardärs nach, die mit Blutgeld bezahlt waren. Auch dachte er nicht an Meister der Manipulation vom Schläge eines Dick Pender. Und die Aussicht auf eine lebenslange Strafe für den Mord an Caesar berührte ihn ebenso wenig. Im Augenblick kümmerte ihn nicht einmal die Wahrheit allzu sehr.

Vor dem Hintergrund des dunklen Himmels glaubte er Annas Gesicht erkennen zu können, glaubte zu sehen, wie sie ihn anschaute, glaubte zu hören, wie sie ihn zu sich rief, doch er war nicht sicher. Er wusste nur, dass sie einander geliebt hatten - bis sie in einen Albtraum geraten waren. Shaw war so wütend, so gelähmt von diesem Verlust, den er nie würde verstehen oder gar überwinden können, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als den Knopf der winzigen Fernbedienung in

seiner Hand zu drücken. Annas geisterhaftes Gesicht am Himmel zu sehen verlieh ihm die Kraft. Als es getan war, warf Shaw die Fernbedienung über Bord. Sie schlug nur winzige Wellen, ehe sie unter Wasser verschwand.

Doch auf der *Shiloh* waren die Auswirkungen weit nachhaltiger.

In seiner Suite spürte Nicolas Creel, wie der Metallgegenstand sich plötzlich erwärmte. Es war die letzte Empfindung seines Lebens.

Der Kapitän rannte die Treppe hinunter und in Creels Suite, als er die gellenden Schreie hörte und den Rauch roch. Doch als er die Stelle erreichte, an der Creel gesessen hatte, fand er nur noch einen Haufen Asche und verkohlte Knochen vor. Bei späteren Untersuchungen würde man feststellen, dass die Überreste des Mannes kaum mehr menschlich waren. Der Kapitän würde aussagen, dass Creel bei seinem Tod ganz allein gewesen sei. So würde niemand je erklären können, was genau geschehen war. Oder warum Nicolas Creel offenbar Selbstmord begangen hatte - mit einem Brandbeschleuniger auf Phosphorbasis.

## *Kapitel 99*

Einem anonymen Hinweis folgend entdeckte die italienische Polizei am nächsten Morgen die Leiche von Mrs. Creel in einem frisch ausgehobenen Loch am Boden der Baugrube. Ein paar Minuten später wurde Shaw aus einem italienischen Gefängnis entlassen. Er verließ es als freier Mann, mit einem frischen Hemd und frisch genähter Armwunde.

Es würde viel Zeit in Anspruch nehmen, um herauszufinden, was genau es mit der Roten Gefahr, mit Nicolas Creel und mit Pender & Associates auf sich hatte. Doch wie die Untersuchungen auch ausgehen mochten - die Wahrheit konnte nie publik gemacht werden, weder in den Vereinigten Staaten noch in Russland oder China. Jede Kleinigkeit, die man über Creels große Verschwörung herausfand, wurde unter Verschluss gehalten und für alle Ewigkeit begraben. Dass so etwas möglich war, mochte man für erstaunlich halten, doch Tatsache war, dass derartige »Begräbnisse« ständig und überall auf der Welt stattfanden.

Katie, Shaw und Frank sowie alle anderen, die Einzelheiten des Geschehens kannten, wurden darauf eingeschworen, für immer Schweigen zu wahren.

Katie nahm diese Anweisung nicht gerade gut auf. »Warum die Sache geheim halten? Damit man die gleichen Fehler noch einmal begehen kann?«

Man sagte ihr, sollte bekannt werden, wie knapp die Welt dem Untergang entronnen war und auf welch simple Weise die Regierungen Dutzender Staaten getäuscht worden seien, würden die Menschen das Vertrauen in ihre politischen Führer verlieren.

»Na und? Vielleicht wäre es besser so«, hatte Katie zurückgeschossen.

Doch als der Präsident der Vereinigten Staaten sich persönlich an sie gewandt und an ihren Patriotismus appelliert hatte, hatte Katie schließlich eingelenkt. Zugleich aber hatte sie ihre Vorbehalte bekundet.

»Warum denkt ihr Leute beim nächsten Mal nicht einfach zuerst nach, ehe ihr euch ein Urteil bildet? Wäre das nicht mal eine tolle Strategie?«

Schließlich schüttelte die Welt die Erinnerung an die Beinahekatastrophe ab und drehte sich weiter, als wäre nichts geschehen. So schien es immer zu sein. Vielleicht hatte Creel recht gehabt, und die Welt war wirklich nicht mehr so sicher wie zur Zeit des Kalten Krieges, aber wenigstens war ihre »Sicherheit« nicht auf Lügen begründet.

Shaw, Katie und Frank reisten nach London, wo ein Gedenkgottesdienst für die Opfer des Massakers stattfand. Annas Eltern waren ebenfalls anwesend, doch Shaw hielt sich von ihnen fern. Er wollte nicht der Frau gedenken, die er geliebt hatte, indem er sich von Wolfgang Fischer in einer Londoner Kathedrale verprügeln ließ.

Einmal reiste Shaw aber noch nach Wisbach, um Annas Grab zu besuchen. Am zweiten Tag seines Aufenthalts - ohne dass er etwas davon gewusst hätte - trafen Katie und Frank in dem kleinen Ort ein und klopfen an die Tür der Fischers.

Wolfgang öffnete die Tür. Er sah alt und müde aus.

Katie sagte: »Ich bin Katie James, und der Herr neben mir heißt Frank Wells.«

Wolfgang musterte sie misstrauisch. »Was wollen Sie?«

Frank antwortete nervös: »Ich muss etwas geraderücken ... über Shaw.«

»Bei diesem Mann gibt es nichts *geradezurücken*«, erwiderte Fischer und lief rot an.

»Das glaube ich aber doch«, widersprach ihm Katie.

»Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Weil er es verdient hat. Er verdient die Wahrheit. Und Sie müssen es für Anna tun.«

»Für Anna? Was meinen Sie damit?«

»Ihre Tochter war eine sehr kluge und sehr schöne Frau und hat im Leben viel erreicht. Und sie war bis über beide Ohren in Shaw verliebt. Ich finde, Sie sollten wissen warum.«

»Lass Sie herein, Wolfgang.«

Alle schauten zu Natascha, die hinter ihrem Mann erschienen war. »Lass sie hereinkommen. Wir wollen ihnen zuhören. Sie hat recht. Wir müssen das tun ... für Anna.«

Frank und Katie schoben sich an Wolfgang Fischer vorbei, und die nächsten paar Stunden redeten die vier darüber, was *wirklich* passiert war.

»Mein Gott«, sagte Wolfgang, nachdem Katie geendet hatte. »Ich würde Shaw gerne sehen. Sagen Sie ihm ... Sagen Sie ihm bitte ...« Hilflös blickte er zu seiner Frau.

»Sagen Sie ihm, was wir empfinden, Katie. Sagen Sie ihm, jetzt denken wir anders.«

»Ja«, sagte Wolfgang. »Meine Frau hat recht.«

»Na, dann schnappen Sie sich mal Ihre Mäntel«, erwiderte Katie.

## ***Kapitel 100***

Shaw saß neben Annas Grab auf der Erde. Die Blätter wechselten bereits die Farbe, und im Wind lag ein erster Hauch winterlicher Kälte. Es fühlte sich gut an, hier zu sein; als wäre Anna noch am Leben. Shaw glaubte ihre Gegenwart spüren



zu können und hatte mit einem Mal den Wunsch, ewig hier zu bleiben.

Shaw hörte die anderen, noch ehe er sie sah. Als die Gruppe näher kam, Wolfgang Fischer vorweg, erhob sich Shaw und wich von Annas Grab zurück - bis er zu seinem Erstaunen auch Katie und Frank erkannte. Erst jetzt blieb er stehen, unsicher, was er tun sollte.

Wolfgang ging direkt auf Shaw zu. »Diese Leute«, sagte er ohne Vorrede und deutete auf Katie und Frank, »haben uns erzählt, was wirklich passiert ist.«

»Sie haben uns die *Wahrheit* erzählt, Shaw«, fügte Natascha hinzu und nahm seine Hand. »Es tut uns leid, wie wir dich behandelt haben.«

»Ja. Verzeih«, sagte Wolfgang und blickte Shaw reumütig an.

Shaw warf Katie und Frank einen scharfen Blick zu. Frank wandte sich beschämt ab, doch Katie lächelte ermutigend.

Wolfgang legte die Arme um Shaws breite Schultern und drückte ihn an sich, und Natascha umarmte beide Männer. Den Fischers liefen Tränen über die Wangen. Sogar Shaws Augen wurden feucht, als sie Arm in Arm an Annas letzter Ruhestätte standen und sich leise unterhielten.

Auch Katie musste sich die Tränen abwischen, als sie die drei beobachtete. Frank stand neben ihr.

Schließlich flüsterte er: »Lassen Sie uns gehen, Katie, ehe ich auch noch gefühlsduselig werde. Da ziehe ich sogar den Lauf einer Neunmillimeter im Hals vor.« Er drehte sich um und ging davon, war aber nicht schnell genug, als dass er sein leises Schluchzen vor Katie hätte verbergen können.

Fast eine Stunde später verabschiedeten sich Wolfgang und Natascha.

Katie ging langsam zu Shaw, der noch immer an Annas Grab stand.

»Danke«, sagte er, ohne den Blick zu heben.

»Wie kommst du zurecht, Shaw?«

»Ein Teil von mir weiß, dass Anna tot ist. Der andere Teil aber kann es nicht akzeptieren.«

»Trauer ist etwas Seltsames«, sagte Katie leise. »Für jeden scheint sie anders zu sein. Ich kann mir vorstellen, wie einsam du dich fühlst, Shaw, wie traurig und wie verbittert. Es muss die Hölle für dich sein.«

Shaw blickte sie an. »Hast du auch schon jemanden verloren?«

Katie zuckte mit den Schultern. »Ich glaube, jeder von uns hat schon einmal jemanden verloren.«

»Ich meine ... jemand Besonderen.«

Katie öffnete den Mund, schloss ihn aber wieder.

»Trinkst du deshalb so viel?«, fragte Shaw leise, den Blick nun auf die herbstbunten Bäume gerichtet.

Katie schob die Hände in die Manteltaschen und scharrte mit der Stiefelspitze im Boden. »Sein Name war Behnam. Er war ein kleiner Junge, aus dem bestimmt ein feiner Mann geworden wäre, aber er bekam nie die Chance. Er starb, und es war meine Schuld. Ich bekam meinen zweiten Pulitzerpreis, und Behnam endete in einem Erdloch außerhalb von Kandahar.« Sie atmete tief durch. »Und ja, deshalb trinke ich.«

»Du wirst ihn nie vergessen, nicht wahr?«

Katie schüttelte den Kopf. »Niemals. Ich kann nicht.« Sie schluckte ein Schluchzen hinunter.

»Ich weiß, wie du dich fühlst«, sagte Shaw und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Leb wohl, Katie. Pass auf dich auf.«

Shaw drehte sich um und ging davon. Schon nach ein paar Sekunden verschwand er aus Katies Blickfeld.

Katie stand allein zwischen den Toten. Sie schaute auf Annas Grab, bückte sich und stellte die Blumen, die Shaw gebracht hatte, näher an den Grabstein heran. In den wenigen Worten, die dort eingemeißelt waren, sah Katie das Leben und die Erinnerung an die bemerkenswerte Frau und das Bild des Mannes, der sie im Leben geliebt hatte und im Tod noch immer liebte.

Schließlich erhob Katie sich von der geweihten Erde, drehte sich um und kehrte langsam in die Welt der Lebenden zurück.

Und dann rannte sie los.

Beim Geräusch der schnellen Schritte, die er hinter sich hörte, drehte Shaw sich um. Überraschung spiegelte sich auf seinem Gesicht, als er sah, wer da kam.

»Was ist?«, fragte er. »Alles in Ordnung?«

»Mir ist gerade eingefallen«, keuchte Katie, atemlos vom schnellen Lauf, »dass ich nicht weiß, wie ich von hier wegkommen soll ...«

»Ich kann dich fahren.« Shaw blickte auf die Uhr. »In gut anderthalb Stunden können wir in Frankfurt sein. Von da kannst du eine Maschine nach New York nehmen. Vielleicht

bist du sogar noch rechtzeitig zum Mitternachtssnack in deinem Lieblingslokal.«

»Ich will aber nicht nach New York.«

»Sondern?«

»Ich habe mein gesamtes Erwachsenenleben lang aus dem Koffer gelebt, und jetzt habe ich keinen Job mehr ...«

»Vermutlich könntest du jetzt *wirklich* Christina Amanpours Job bei CNN bekommen.«

»Den will ich nicht mehr.«

»Was willst du dann?«

»Mit dir fahren.«

»Okay, aber wohin?«

»Darüber können wir unterwegs reden.«

Sie schauten einander an. Katies Augen glänzten, und Shaws Blick wanderte langsam zu Boden. Schließlich sagte er zögernd: »Katie, ich kann nicht ...«

Sie legte ihm einen Finger auf die Lippen. »Ich weiß, Shaw. Hättest du etwas anderes gesagt, wäre ich längst gegangen. Das will ich aber auch nicht.«

»Was willst du dann?«

Katie schaute in die abendliche Dunkelheit, die sich über Wisbach gelegt hatte, ehe sie sich wieder zu Shaw umdrehte. Als sie sprach, klang ihre Stimme gepresst, als würde sie vom Gewicht ihrer Worte beinahe zerdrückt.

»Ich bin Alkoholikerin. Ich habe keinen Job. Ich habe kaum Freunde. Um ehrlich zu sein, habe ich *überhaupt keine* richtigen Freunde. Und ich habe Angst, Shaw. Ich habe schreckliche Angst, das könnte es für mich gewesen sein. Und wenn du mir jetzt sagst, ich soll mich zur Hölle scheren, dann sage *ich* dir, dass wir beide schon dort gewesen sind ... Und es ist wirklich so übel, wie jeder glaubt.«

Der Wind ließ das Laub in den Bäumen rascheln, und überall um sie herum legten die guten Leute von Wisbach sich zur Nachtruhe nieder, während Katie und Shaw einander schweigend anschauten. Es war, als hätte keiner von beiden den Mut, den Atem oder das Herz, etwas zu sagen.

Schließlich sagte Shaw leise: »Gehen wir.«

Sie drehten sich um und gingen die stille Straße hinunter.

Wohin genau, wussten beide nicht.

## *Anmerkung des Autors*

Der Begriff »Perzeptionsmanagement« hat mittlerweile Eingang in den allgemeinen Sprachschatz gefunden. Das US-Verteidigungsministerium definiert den Begriff sogar in einem seiner Handbücher; also scheint das Militär dieses Thema sehr ernst zu nehmen. Eine ganze Reihe von PR-Firmen bieten mittlerweile Perzeptionsmanagement an, kurz PM. Allerdings hat es den Anschein, als gäbe es noch keine ausgewiesenen Spezialisten, die sich perfekt auf diesen Job verstehen. Wenn man eine wirklich große Lüge erschaffen will, muss man offenbar darauf spezialisiert sein.

PMs sind keine Spin Doctors, denn sie verdrehen keine Fakten, sondern *erschaffen* sie und verkaufen sie der Welt dann als Wahrheit. Und das ist - um Mark Twain zu zitieren - ein Unterschied wie der zwischen einem Glühwürmchen und einem Blitz.

Viele der in diesem Roman geschilderten Techniken sind Standard für PMs, auch wenn ich sie anders einordne. Mithilfe dieser Methoden kann man bedeutsame und möglicherweise folgeschwere Unwahrheiten überall auf der Welt so schnell und überzeugend etablieren, dass selbst gründliche Nachforschungen sie nicht mehr aus dem allgemeinen Bewusstsein der Menschen vertreiben können.

Deshalb ist Perzeptionsmanagement so gefährlich.

## *Danksagungen*

Danke, Michelle. Deine frühen Kommentare haben sich bei diesem Roman ausgezahlt. Ohne sie hätte ich die Leser schon nach dem ersten Kapitel verloren.

Dank auch an Mitch Hoffman für das hervorragende Lektorat. Dein Rat und dein vorsichtiges Nachfragen haben dabei geholfen, das volle Potenzial dieses Buches auszuschöpfen.

Dank an David Young, Jamie Raab, Emi Battaglia, Tom Maciag, Jennifer Romanello, Martha Otis und alle anderen bei Grand Central Publishing. Ich danke euch für eure Hilfe, meine Karriere anzukurbeln.

Des Weiteren geht mein Dank an David North, Maria Rejt und Katie James von Pan Macmillan. David, du bist ein wahrer Visionär und ein echter Kumpel, mit dem man ein Bier trinken kann. Maria, deine Kommentare waren so grundsolide wie immer. Katie, ich hoffe, ich habe deinem Namen Ehre gemacht. Leute, es war cool, endlich einen Thriller auf der anderen Seite des Großen Teichs spielen zu lassen.

Steven Maat von Bruna danke ich für eine großartige Tour und für die Hilfe, die Feinheiten jener Szenen herauszuarbeiten, die in den Niederlanden spielen.

Danke auch an Stefan Lübbe, Helmut Pesch und Barbara Fischer von Bastei Lübbe. Ihnen, Stefan, danke ich, dass Sie solch ein Buchliebhaber sind und ein Verleger, der sowohl das Geschäft als auch die Autoren versteht. Helmut, danke für den Einblick in Deutschland und die sorgfältige Kritik. Barbara, Ihnen gilt ein lange überfälliger Dank für alles, was Sie im Laufe der Jahre für mich getan haben und dafür, dass ich Ihren Nachnamen für eine wunderbare Romanfigur verwenden durfte.

Luigi Bernado danke ich für seinen Rat bei sämtlichen Fragen, die Italien betreffen.

Der Familie Richter sowie Eliane Benisti danke ich, dass ich ihre Namen benutzen durfte. Ich habe Sie zum französischen Staatspräsidenten gemacht, Eliane! Ich hoffe, der Job gefällt Ihnen.

Und Dank an Leona Jennings. Endlich, *endlich* hast du es in einen Roman geschafft. Es hat fünfzehn Bücher gedauert, aber ich hoffe, es war das Warten wert.

Bob Castillo und Roland Ottewell danke ich für die hervorragende Korrekturarbeit.

Grace McQuade und Lynn Goldberg gilt mein Dank dafür, dass sie meinen Namen bekannt gemacht haben.

Und schließlich geht mein Dank an Deborah und Lynette, die stets dafür gesorgt haben, dass ich nicht vom Weg abgekommen bin.

**David Baldacci**, geboren 1960, war Strafverteidiger und Wirtschaftsanwalt, ehe er 1996 mit *DER PRÄSIDENT* (verfilmt als *ABSOLUTE POWER*) seinen ersten Weltbestseller veröffentlichte. Mit jedem seiner Romane war er auf der Bestsellerliste der *New York Times* vertreten und international gleichermaßen erfolgreich. Seine Bücher wurden in mehr als vierzig Sprachen übersetzt und erschienen mit einer Gesamtauflage von über 50 Millionen

Exemplaren. Damit zählt er zu den Top-Autoren des Thriller-Genres. David Baldacci, der sich ebenso wie Ken Follett für die Leseförderung einsetzt, lebt mit seiner Familie in Virginia, nahe Washington, D. C.